Opp. 660 h
(3.4

<36634194670011 S

<36634194670011

Bayer. Staatsbibliothek

G. E. Leßings

Schriften.

Dritter und Vierter Theil.

Frankfurt und Leipzig

1770.

52/69/1310

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Leßings
Schriften.

Dritter Theil.

Vorrede.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beyfalls zu rühmen, welchen die zwey ersten Theile meiner Schriften, hier und da, erhalten haben. Ich würde dem

Publico ein sehr abgeschmacktes Compliment machen, wann ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben, bekennen wollte. Eine solche Erniedrigung schimpft seine Einsicht, und man sagt ihm eine Grobheit, anstatt eine Höflichkeit zu sagen. Es sey aber auch ferne von mir, seine schonende Nachsicht zu verkennen, und die Aufmunterung, die es einem Schriftsteller wiederfahren läßt, welcher zu seinem Vergnügen etwas beyzutragen sucht, für ein schuldiges Opfer anzusehen.

Ob mir nun also der erste Schritt schon nicht mißlungen ist; so bin ich doch darum nicht weniger furchtsam, den zweyten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleyen aus der Scene hervor, um ihn mit einem desto spöttischern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nennte es einen zweyten Schritt; aber ich irrte mich: es ist eben sowohl ein erster, als jener. Ein zweyter würde es seyn, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber, wie sehr habe ich diese verändert! Anstatt Reime, die sich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deswegen keine Neider erweckt, weil jeder Leser ihn eben so gut als der Poet zu haben glaubt, anstatt

solcher Reime bringe ich lange prosaische Aufsätze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Mine machen wollen.

Da ich mir also nicht einmal eben dieselben Leser wieder versprechen kann, wie sollte ich mir eben denselben Beyfall versprechen können? Doch er erfolge, oder erfolge nicht; ich will wenigstens auf meiner Seite nichts versäumen, ihn zu erhaschen. Das ist, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen, und mit den höflichsten Wendungen, so nachdrücklich als möglich, zu verstehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrscheinlicher Weise lesen, noch wahrscheinlicherer Weise aber, nicht lesen wird, betrachten möge.

Ich sage also, daß ich den dritten Theil mit einem Mischmasche von Critik und Litteratur angefüllt habe, der sonst einen Autor deutscher Nation nicht übel zu kleiden pflegte. Es ist Schade, daß ich mit diesem Bändchen nicht einige zwanzig Jahr vor meiner Geburt, in lateinischer Sprache, habe erscheinen können! Die wenigen Abhandlungen desselben, sind alle, Rettungen, überschrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darinne gerettet habe? Lauter verstorbne Männer, die mir

es nicht danken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein sauer Gesichte dafür machen werden. Wenn das klug ist, so weis ich nicht, was unbesonnen seyn soll. - - Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzu setzen darf.

Ich komme vielmehr so gleich auf den vierten Theil, von dessen Inhalte sich mehr sagen läßt, weil er niemanden, oder welches einerley ist, weil er alle und jede angeht. Er enthält Lustspiele.

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, gestehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte - - beneidenswürdig ist der, der sie niemals näher kennen lernt! - - beschäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daseyn mir nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule, mit aller Bequemlichkeit studirte - - Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück; die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.

Von diesen ersten Versuchen schreibt sich zum Theil, der junge Gelehrte her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernstlicher auszuarbeiten, mir die Mühe gab. Diese Mühe ward mir durch das dasige Theater, welches in sehr blühenden Umständen war, ungemein versüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich sagen, weil ich vor demselben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatischer Dichter lernen muß, und aus der bloßen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zu Stande gebracht zu haben, und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, dessen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu geniessen das Glück hatte. Wird man sich nicht wundern, als den Kunstrichter eines Lustspiels einen tiefsinnigen Weltweisen und Meßkünstler genennt zu finden? Vielleicht, wenn es ein andrer, als der Hr. Prof. Kästner wäre. Er würdigte mich einer Beurtheilung, die mein Stück zu einem Meisterstücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit so vielen Verbesserungen unterdessen, als ich nur immer hatte anbringen können, kam mein junger Gelehrte in die Hän-

de der Frau Neuberin. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anstatt des Urtheils erwies sie mir die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte; sie ließ ihn aufführen. Wann nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache das meinige für keines von den schlechtesten zu halten. Wann es aber ungewiß ist, ob diese Zeichen des Beyfalls mehr für den Schauspieler, oder für den Verfasser gehören; wenn es wahr ist, daß der Pöbel ohne Geschmack am lautesten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten: so will ich gerne nichts aus einem Erfolge schliessen, aus welchem sich nichts schliessen läßt.

Dieses aber glaube ich, daß mein Stück sich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verschwand mit ihr aus Leipzig, und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es sich, ohne Widerrede, in ganz Deutschland am besten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Drucks versuchen. Aber was liegt dem

Leser

Leser an der Ursache, warum sich dieser bis jetzt verzögert hat? Ich werde beschämt genug seyn, wenn er finden sollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie sie sich für einen bescheidnen Schriftsteller schickt! Aber man gebe Acht, ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde! = = Man nenne mir doch diejenigen Geister, auf welche die komische Muse Deutschlands stolz seyn könnte? Was herrscht auf unsern gereinigten Theatern? Ist es nicht lauter ausländischer Witz, der so oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unsrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutsche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art selbst, wie man unsre Bühne hat verbessern wollen, daran Schuld seyn? Sollte wohl die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal, besonders den Franzosen abborgte, unsre ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, so zu reden, alles erschöpft, und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas gutes, sondern etwas bessers zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen sollten, blieben aus.

Was

Was soll aber diese Anmerkung? Vielleicht meine Leser zu einer gelindern Beurtheilung bewegen? - - - Gewiß nicht; sie können es halten wie sie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute, oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuschreiben. Aber das werden sie doch wohl nicht vergessen, wenn die Critik den jungen Gelehrten insbesondere angeht, ihn nur immer gegen solche Stücke zu halten, an welchen die Verfasser ihre Kräfte versucht haben?

Ich glaube die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beygetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrte, war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt seyn konnte. Unter diesem Ungezieſer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satyrischen Waffen wider dasselbe wandte?

Das zweyte Lustspiel, welches man in dem vierten Theile finden wird, heißt die Juden. Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne

eine

eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzo zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sey? Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermuthet. Ich bin begierig mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob diese zwey Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatischen Arbeiten erwecken werden. Ich schliesse davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicher Weise schon das Licht gesehen haben. Ein beßrer Vorrath, bey welchem ich mehr Kräfte und Einsicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Diese aber wird lediglich von meinen Umständen abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermasen gelernt hat, sich von dem Aeusserlichen nicht unterdrücken zu lassen, kann zwar fast immer aufgelegt seyn, etwas ernsthaftes zu arbeiten, besonders wann mehr

Anstrengung des Fleisses, als des Genies dazu erfordert wird; aber nicht immer etwas witziges, welches eine gewisse Heiterkeit des Geistes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt, als in der unsrigen stehet = = Es rufen mir ohnedem fast versäumte wichtigere Wissenschaften zu:

Satis est potuisse videri!

Rettun=

Rettungen
des
Horaz.

Quem rodunt omnes — — —

Horat. Lib, I. Sat, 6.

Rettun=

Bayerische Staatsbibliothek München

Rettungen des Horaz.

Diese Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterschieden seyn, die ich vor kurzen gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müssen.

Seine kleine hämische Boßheit hat mich beynahe ein wenig abgeschreckt, und ich werde sobald nicht wieder mit Schriftstellern seines gleichen anbinden. Sie sind das Pasquillmachen gewohnt, so daß es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat an=

zuführen. Wer aber will denn gerne verleumdet seyn?

Die Gabe sich widersprechen zu lassen, ist wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Nun will ich sie eben nicht für so wichtig ausgeben, daß man, um sie zu besitzen, gestorben zu seyn wünschen sollte: denn um diesen Preis sind vielleicht auch grössere Vollkommenheiten zu theuer. Ich will nur sagen, daß es sehr gut seyn würde, wann auch noch lebende Gelehrte, immer im voraus, ein wenig todt zu seyn lernen wollten. Endlich müssen sie doch eine Nachwelt zurück lassen, die alles zufällige von ihrem Ruhme absondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird, über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen sie also nicht schon jetzt diese Nachwelt ertragen lernen, die sich hier und da in einem ankündiget, dem es gleich viel ist, ob sie ihn für neidisch oder für ungesittet halten?

Ungerecht wird die Nachwelt nie seyn. Anfangs zwar pflanzt sie Lob und Tadel fort, wie sie es bekömmt; nach und nach aber bringt sie beydes auf ihren rechten Punkt. Bey Lebzeiten, und ein halb Jahrhundert nach dem Tode, für einen grosen Geist gehalten werden, ist ein schlechter Beweis, daß man es ist; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, ist ein unwidersprechlicher. Eben das gilt bey dem Gegentheile. Ein Schrifsteller

wird von seinen Zeitgenossen und von dieser ihren Enkeln nicht gelesen; ein Unglück, aber kein Beweis wider seine Güte; nur wann auch der Enkel-Enkel nie Lust bekommen, ihn zu lesen, alsdann ist es gewiß, daß er es nie verdient hat, gelesen zu werden.

Auch Tugenden und Laster wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreife es sehr wohl, daß jene eine Zeitlang beschmitzt und diese aufgeputzt seyn können, daß sie es aber immer bleiben sollten, läßt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zusammenhang aller Dinge geordnet hat, und von der ich auch in dem, was von dem Eigensinne der Sterblichen abhangt, anbethenswürdige Spuren finde.

Sie erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurtheilen die Stirne zu biethen, und alles in seiner wahren Gestalt zu zeigen, sollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Bösewichte, und ein vermeinter Bösewicht zum Heiligen werden. Ich selbst — — denn auch ich bin in Ansehung derer, die mir vorangegangen, ein Theil der Nachwelt, und wann es auch nur ein Trilliontheilchen wäre — — Ich selbst kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz alles das im moralischen

Verstande zu thun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertrauet ist, physisch verrichtet.

Ein solcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereyen haben, die er so vorzüglich liebt, daß er nicht gern ein Sonnenstäubchen darauf sitzen läßt. Ich bleibe also in der Vergleichung, und sage, daß auch ich einige grosse Geister so verehre, daß mit meinem Willen nicht die allergeringste Verleumdung auf ihnen haften soll.

Horaz ist einer von diesen. Und wie sollte er es nicht seyn? Er der philosophische Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte, und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernstlichsten Lehren der Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und sie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen.

Diese Lobsprüche zwar hat ihm niemand abgestritten, und sie sind es auch nicht, die ich hier wider irgend einen erhärten will. Der Neid würde sich lächerlich machen, wann er entschiedne Verdienste verkleinern wollte: er wendet seine Anfälle, gleich einem schlauen Belagrer, gegen diejenigen Seiten, die er ohne Vertheidigung sieht; er giebt dem, dem er den grossen Geist nicht abstreiten kann, lasterhafte

Sitten,

Sitten, und dem, dem er die Tugend lassen muß, läßt er sie, und macht ihn dafür zu einem Blödsinnigen.

Schon längst habe ich es mit dem bittersten Verdrusse bemerkt, daß eben diesen Ränken auch der Nachruhm des Horaz nicht entgangen ist. So viel er auf der Seite des Dichters gewonnen hat, so viel hat er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren. Ja, spricht man, er sang die zärtlichsten und artigsten Lieder, niemand aber war wollüstiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken, und war selbst der feigherzigste Flüchtling; er hatte die erhabensten Begriffe von der Gottheit, aber er selbst, war ihr schläfrigster Verehrer.

Es haben sich Gelehrte genug gefunden, die seine Geschichte sorgfältig untersucht, und tausend Kleinigkeiten beygebracht haben, die zum Verständnisse seiner Schriften dienen sollen. Sie haben uns ganze Chronologien davon geliefert; sie haben alle zweifelhafte Lesarten untersucht; nur jene Vorwürfe haben sie ununtersucht gelassen. Und warum denn? Haben sie etwa einen Heiden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigstens soll nichts abhalten, den Ungrund dieser Vorwürfe zu zeigen, und einige Anmerkungen darüber zu machen, die so natürlich sind,

daß ich mich wundern muß, warum man sie nicht längst gemacht hat.

Ich will bey seiner Wollust anfangen; oder wie sich ein neuer Schriftsteller ausdrückt, der aber der feinste nicht ist; bey seiner stinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht*. Die Beweise zu dieser Beschuldigung nimmt man, theils aus seinen eignen Schriften, theils aus den Zeugnissen andrer.

* Der Herr Müller in seiner Einleitung zur Kenntniß der lateinischen Schriftsteller Theil III. Seite 403.

Ich will bey den letztern anfangen. Alle Zeugnisse die man wegen der wollüstigen Ausschweifung des Horaz auftreiben kann, fliessen aus einer einzigen Quelle, deren Aufrichtigkeit nichts weniger als ausser allem Zweifel gesetzt ist. Man hat nehmlich auf einer alten Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek eine Lebensbeschreibung des Horaz gefunden, die fast alle Kunstrichter dem Sueton, wie bekannt, zuschreiben. Wann sie keine andre Bewegungsgründe dazu hätten, als die Gleichheit der Schreibart, so würde ich mir die Freyheit nehmen, an ihrem Vorgeben zu zweifeln. Ich weis, daß man Schreibarten nachmachen kann; ich weis, daß es eine wahre Unmöglichkeit ist, alle kleine Eigenthümlichkeiten eines Schriftstellers so genau zu kennen, daß man den geringsten Abgang derselben in seinem Nachahmer ent-

decken sollte; und ich weis endlich, daß man, um in solchen Vermuthungen recht leicht zu fehlen, nichts als wenig Geschmak und recht viel Stolz besitzen darf, welches, wie man sagt, gleich der Fall der meisten Kunstrichter ist. Doch der Scholiast Porphyrion führt eine Stelle aus dieser Lebensbeschreibung des Horaz an, und legt sie mit ausdrücklichen Worten dem Sueton bey. Dieses nun ist schon etwas mehr, ob gleich auch nicht alles. Die paar Worte die er daraus anführt, sind gar wohl von der Art, daß sie in zwey verschiednen Lebensbeschreibungen können gestanden haben. Doch ich will meine Zweifelsucht nicht zuweit treiben; Sueton mag der Verfasser seyn.

Sueton also, der in dieser Lebensbeschreibung hunderterley beybringt, welches dem Horaz zum Lobe gereichet, läßt, gleichsam als von der Wahrheitsliebe darzu gezwungen, eine Stelle mit einfliessen, die man tausendmal nachgeschrieben, und oft genug mit einer kleinen Kützlung nachgeschrieben hat. Hier ist sie: Ad res Venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, vt quocunque respexisset, ibi et imago coitus referretur.

Was will man nun mehr? Sueton ist doch wohl ein glaubwürdiger Schriftsteller; und Horaz

war doch wohl Dichters genug, um so etwas von ihm für ganz wahrscheinlich zu halten!

Man übereile sich nicht, und sey Anfangs wenigstens nur so vorsichtig, als es Sueton selbst hat seyn wollen. Er sagt traditur, dicitur. Zwey schöne Wörter, welchen schon mancher ehrlicher Mann den Verlust seines guten Namens zu danken hat! Also ist nur die Rede so gegangen? Aber hat man es nur gesagt? Wahrhaftig, mein lieber Sueton, so bin ich sehr übel auf dich zu sprechen, daß du solche Nichtswürdigkeiten nachplauderst. In den hundert und mehr Jahren, die du nach ihm gelebt, hat vieles können erdacht werden, welches ein Geschichtschreiber wie du, hätte untersuchen, nicht aber ununtersucht fortpflanzen sollen — —

Es würde einwenig eckel klingen, wenn ich diese Apostrophe weiter treiben wollte. Ich will also gelassener fortfahren — — In eben dieser Lebensbeschreibung sagt Sueton: es gehen unter dem Namen des Horaz Elegien und ein prosaischer Brief herum; allein beyde halte ich für falsch. Die Elegien sind gemein, und der Brief ist dunkel, welches doch sein Fehler ganz und gar nicht war — — Das ist artig! Warum widerspricht denn Sueton der Tradition hier, und oben bey dem Spiegelzimmer nicht? Hat es mehr auf sich den Geist eines Schriftstellers zu retten, als seine Sitten? Welches schimpft denn

mehr? Nach einer Menge der vollkommensten Gedichte, einige kalte Elegien und einen dunkeln Brief schreiben; oder bey aller Feinheit des Geschmacks ein unmäßiger Wollüstling seyn? — — Unmöglich kann ich mir einbilden, daß ein vernünftiger Geschichtsschreiber, auf eben derselben Seite, in eben derselben Sache, nehmlich in Meldung der Nachreden, welchen sein Held ausgesetzt worden, gleich unvorsichtig als behutsam seyn könne.

Nicht genug. Ich muß weiter gehen, und den Leser bitten, die angeführte Stelle noch einmal zu betrachten: ad res Venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, vt quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Je mehr ich diese Worte ansehe, je mehr verlieren sie in meinen Augen von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich finde sie abgeschmakt; ich finde sie unrömisch; ich finde, daß sie andern Stellen in dieser Lebensbeschreibung offenbar wiedersprechen.

Ich finde sie abgeschmackt. Man höre doch nur, ob der Geschichtschreiber kann gewußt haben, was er will? Horaz soll in den venerischen Ergötzungen unmäßig gewesen seyn; denn man sagt — — Auf die Ursache wohl Achtung gegeben! Man sagt — — Ohne Zweifel, daß er als ein wahrer Gartengott, ohne Wahl, ohne Geschmack auf alles, was weibli-

chen Geschlechts gewesen, losgestürmet sey? Nein! — — Man sagt, er habe seine Buhlerinnen in einem Spiegelzimmer genossen, um auf allen Seiten, wo er hingesehen, die wollüstige Abbildung seines Glücks anzutreffen — — Weiter nichts? Wo steckt denn die Unmäßigkeit? Ich sehe, die Wahrheit dieses Umstandes vorausgesetzt, nichts darinne, als ein Bestreben, sich die Wollust so reitzend zu machen, als möglich. Der Dichter war also keiner von den groben Leuten, denen Brunst und Galanterie eines ist, und die im Finstern mit der Befriedigung eines einzigen Sinnes vorlieb nehmen. Er wollte, so viel möglich, alle sättigen; und ohne einen Wehrmann zu nennen, kann man behaupten, er werde auch nicht den Geruch davon ausgeschlossen haben. Wenigstens hat er diese Reitzung gekannt;

te puer in rosa
Perfusus liquidis vrget odoribus.

Und das Ohr? Ich traue ihm Zärtlichkeit genug zu, daß er auch dieses nicht werde haben leer ausgehen lassen. Sollte die Musik auch nur

Gratus puellae risus

gewesen seyn. Und der Geschmack?

oscula, quae Venus
Quinta parte sui nectaris imbuit.

Nek-

Nektar aber soll der Zunge keine gemeine Kützlung verschaft haben; wenigstens sagt Ibykus, bey dem Athenäus, er sey noch neunmal süsser als Honig — — Himmel! was für eine empfindliche Seele war die Seele des Horaz! Sie zog die Wollust durch alle Eingänge in sich — — Und gleichwohl ist mir das Spiegelzimmer eine Unwahrscheinlichkeit. Sollte denn dem Dichter nie eine Anspielung darauf entwischt seyn? Vergebens wird man sich nach dieser bey ihm umsehen. Nein, nein; in den süssen Umarmungen einer Chloe hat man die Sättigung der Augen näher, als daß man sie erst seitwerts in dem Spiegel suchen müßte. Wen das Urbild nicht rühret, wird den der Schatten rühren? — — Ich verstehe eigentlich hiervon nichts; ganz und gar nichts. Aber es muß doch auch hier alles seinen Grund haben; und es wäre ein sehr wunderbares Gesetze, nach welchem die Einbildungskraft wirkte, wenn der Schein mehr Eindruck auf sie machen könnte, als das Wesen — —

Ferner finde ich die angeführten Worte unrömisch. Wer wird mich zum Exempel bereden, daß die Römer speculatum cubiculum, für cubiculum speculis ornatum gesagt haben? Man mag dem Mittelworte speculatum eine active oder paßive Bedeutung geben, so wird es in dem ersten Falle gar nichts, und in dem andern etwas ganz anders ausdrücken. Schon speculari für in dem Spiegel besehen, ist das gewöhn-

wöhnlichste nicht, und niemand anders als ein Barbar oder ein Schulknabe kann darauf fallen, den Begrif mit Spiegeln ausgeziert, durch speculatus zu geben. Doch wenn das auch nicht wäre, so sage man mir doch, was die ganze Redensart heißt: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita? Ich weis wohl, was in einem gewissen Studentenliede scorta deponere bedeutet, aber was in einem klaßischen Schriftsteller scorta disponere sagen könne, gesteh ich gar gerne, nicht zu wissen. Die Worte sind so dunkel, daß man den Sinn nicht anders als errathen kann; welches aber den meisten nicht sauer werden wird, weil ein wenig Bosheit mit unterläuft. Wann man ihn nun aber errathen hat, so versuche man doch, ob er sich wohl mit dem, was Sueton sonst von dem Horaz erzehlt, vergleichen lasse?

Nach dem Berichte dieses Geschichtschreibers war August mit dem Dichter so vertraulich, daß er ihn oft im Scherze purissimum penem und homuncionem lepidissimum nannte. Der verschämte Herr Pastor Lange giebt das erste Beywort durch einen artigen Bruder Lüderlich; oder vielmehr nach seiner Rechtschreibung Liederlich. Ich will hoffen, daß man keine getreuere Uebersetzung von mir verlangen wird. Genug für mich, daß purissimus, oder wenn man die Lesart ein wenig antiquer haben will, putissimus, der Allerreinste heißt, und daß der, welcher ad res venereas intemperantior ist, unmöglich der

Aller=

Allerreinste seyn kann. Eines von beyden muß also nur wahr seyn; entweder das dicitur des Pöbels, oder das ausdrückliche Urtheil des Augusts. Mit welchem will man es halten?

Die Wahl kann nicht schwer fallen; sondern jeder Unpartheyischer wird mir vielmehr zugestehen, daß Sueton schwerlich etwas so abgeschmacktes, so unrömisches und mit seinen anderweitigen Nachrichten, so streitendes könne geschrieben haben, und daß man vielmehr vollkommen berechtiget sey, die angeführte Stelle für untergeschoben zu halten.

Was das Unrömische darinne zwar anbelangt, so könnte man vielleicht den Vorwand der verstümmelten Lesart wider mich brauchen, und alle Schuld auf die unwissenden Abschreiber schieben. Es ist wahr; und ich selbst kann eine Verbesserung angeben, die so ungezwungen ist, daß man sie ohne Widerrede annehmen wird. Anstatt nehmlich: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita rathe ich zu lesen specula in cubiculo scortans ita dicitur habuisse disposita, vt etc. Man sieht, daß ich wenigstens sehr aufrichtig bin, und mir kein Bedenken mache, meinen Grund selbst zu entkräften. Doch wer weis, ob ich es thun würde, wenn ich nicht den übrigen Gründen desto mehr zutraute. Ich glaube aber, sie sind von der Beschaffenheit, daß das, was ich noch

hin=

hinzusetzen will, sie fast unwidersprechlich machen wird.

Ich hatte nicht lange über diese verdächtige Beschuldigung nachgedacht, als ich mich erinnerte etwas ähnliches bey dem Seneca gelesen zu haben. Dieser ehrliche Philosoph hat nicht gerne eine Gelegenheit versäumt, wo er mit guter Art seine ernsthaften Lehren, mit einem Zuge aus der Geschichte lebhafter machen konnte. In dem ersten Buche seiner natürlichen Fragen handelt er unter andern von den Spiegeln, und nachdem er alles beygebracht, was er als ein Physiker davon zu sagen gewußt, so schließt er endlich mit einer Erzehlung, die ziemlich schmutzig ist. Vielleicht sollte ich mehr sagen, als ziemlich; wenigstens bin ich nicht der einzige, der es einem stoischen Weisen verdenkt, sie mit allen spitzigen Schönheiten seines laconischen Witzes ausgekrahmt zu haben. Fromondus setzt schon hinzu honestius tacuisses Seneca; und es giebt Uebersetzer, die lieber ihre Urschrift hier verstümmeln, als durch allzugrosse Treue ihren Lesern die Röthe ins Gesicht treiben wollen. Ich würde eben so behutsam seyn, wenn nicht unglücklicher Weise beynahe die ganze Rettung meines Dichters davon abhinge. Der Unschuld zum Nutzen kann man schon den Mund ein wenig weiter aufthun. Ich werde bey dem allen noch weit be-

schei-

scheidener als Seneca seyn, den diejenigen, welche gründlicher unterrichtet seyn wollen in dem sechzehnten Hauptstücke des angeführten Buchs nachlesen können.

„ Bey dieser Gelegenheit, sagt er zu seinem Lu-
„ cil, muß ich dir doch ein Histörchen erzehlen, wor-
„ aus du erkennen wirst, wie die Geilheit sogar
„ kein Werkzeug zu Anreitzung der Wollust verach-
„ tet, und wie sinnreich sie ist, ihrem unzüchtigen
„ Feuer Nahrung zu schaffen. Ein gewisser Hostius
„ übertraf an Unkeuschheit alles, was man jemals
„ auf der Bühne gesehen und verabscheuet hat. Er
„ war dabey ein reicher Geitzhals, ein Sklave von
„ mehr als tausend Sesterzien. Als ihn seine Skla-
„ ven umgebracht hatten, achtete der göttliche Au-
„ gust ihn nicht für werth, seinen Tod zu rächen,
„ ob er ihn gleich nicht billigte. Er verunreinigte
„ sich nicht allein mit einem Geschlechte; sondern er
„ war auf das männliche eben so rasend als auf das
„ weibliche. Er ließ sich Spiegel verfertigen, die,
„ wie ich sie in dem vorhergehenden beschrieben ha-
„ be, die Bilder um vieles vergrösserten, und den
„ Finger an Dicke und Länge einem Arme gleich
„ machten. Diese Spiegel stellte er so, daß wenn er
„ sich selbst von einem seines Geschlechts mißbrau-
„ chen ließ, er alle Bewegungen seines Schänders
„ darinne sehen, und sich an der falschen Grösse des

„ Gliedes, gleichsam als an einer wahren, vergnü„ gen konnte. Er suchte zwar schon in allen Bad„ stuben die Muster nach dem vergrösserten Maaß„ stabe aus; gleichwohl aber mußte er seine unersätt„ liche Brunst auch noch mit Lügen stillen. Nun „ sage man mir, ob es wahr ist, daß der Spiegel nur „ der Reinigkeit wegen erfunden sey? —

Weiter brauche ich meinen Stoiker nicht zu verdolmetschen. Er moralisirt noch eine ziemliche Ecke ins Feld hinein, und giebt sich alle Mühe die Augen seiner Leser auf diesen Gegenstand recht zu heften. Man sollte schwören, er rede von dem freywilligen Tode des Cato, so feurig wird er dabey!

Ich will mich vielmehr so gleich zu den Folgerungen wenden, die daraus fliessen. Der göttliche Augustus, welcher hier einen unzüchtigen Mann so verabscheuet, daß er auch seinen Tod, an den nichtswürdigsten Kreaturen in den Augen eines Römers, an meuchelmörderischen Sklaven, nicht ahnden will, ist eben der August, dessen Liebling Horaz war. Nun mahlt man uns den Horaz zwar nicht völlig als einen Hostius; allein das, was daran fehlt, ist auch so groß nicht, als daß es in dem Betragen des Augustus einen so merklichen Unterscheid hätte machen können. Unter den scortis, die der Dichter vor dem

Spie-

Spiegel soll genossen haben, will man nicht bloß weibliche verstehen, deren Gebrauch die Entbehrlichkeit übernatürlicher Anspornungen ziemlich voraussetzt. Man muß das männliche Geschlecht mit darunter begreifen, wenn das intemperantior ad res venereas traditur, nicht, wie ich schon gezeigt habe, eine Ungereimtheit seyn soll. Begreift man es aber darunter, so ist Hostius dem Horaz nur noch in kleinen Umständen überlegen; und ihr Hauptverbrechen ist eins. Es ist eins, sage ich; und August muß von sehr wankenden Grundsätzen gewesen seyn. Was konnte ihn antreiben, eben dasselbe Laster in dem einen zu verfolgen, und bey dem andern in einen Scherz, oder vielmehr gar in eine Art von Lobspruch zu verwandeln? Jenen für indignum vindicta, und diesen für purissimum penem zu erklären? Man sage nicht, die Vorzüge, die Horaz sonst, als ein schöner Geist besessen, könten den August über diese Abscheulichkeit wegzusehen bewogen haben. August war der Mann nicht, der in Ansehung des Witzes die allzugroben Ausschweifungen zu vergeben gewohnt war. Wenigstens hat er es an einer ähnlichen Person, an dem Ovid, nicht gewiesen.

Was soll ich von einer so klaren Sache viele Worte machen? Ich glaube die critische Vermuthung vorbereitet genug zu haben, die ich nunmehr vorbringen will. Man betrachte, daß Hostius unter dem August gelebt; man betrachte, daß der Name

Hostius Gleichheit genug mit dem Namen Horatius hat, um von einem Unwissenden dafür angesehn zu werden; man überlege endlich, daß die Worte des Seneca, die ich schon übersetzt angeführt habe: specula ita disponebat, vt cum virum ipse pateretur, auersus omnes admissarii sui motus in speculo videret; daß, sage ich, diese Worte von den oben angeführten: specula in cubiculo scortans ita dicitur habuisse disposita, vt quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur beynahe das Vorbild zu seyn scheinen; und wenn man alles dieses genau überlegt hat, so sage man mir, ob ich nicht mit einem ziemlichen Grade von Wahrscheinlichkeit behaupten könnte, daß die streitige Stelle des Suetons, das Einschiebsel eines Abschreibers sey? Eines Abschreibers, der vielleicht bey einem andern, als bey dem Seneca gelesen hatte: zu den Zeiten des Augustus habe ein gewisser Hostius — welcher Name ihm ohne Zweifel unbekannter war, als Horatius — — vor den Spiegeln seine unzüchtigen Lüste gestillt: eines Abschreibers, der ein verdienstliches Werk zu thun glaubte, wenn er mit dieser Anekdote die Nachrichten des Suetons vermehrte.

Ich bin hoffentlich der erste, der diese Vermuthung vorträgt, ob ich gleich nicht der erste bin, der die Stelle, die sie betrift für untergeschoben hält. Dacier hat sie in seiner Uebersetzung stillschweigend ausgelassen, und stillschweigend also verdammt. Baxter

ter läßt sie in seiner Ausgabe gleichfalls weg, und fügt in einer Anmerkung hinzu: quae hic omittuntur, a nescio quo nebulone infarcta sunt, neque enim solum inhonesta, verum etiam deridicula et ἀσυςατα videntur. Es sollte mir lieb seyn, wenn ich das, was Baxter hier mit ganz trocknen Worten sagt, richtig erwiesen hätte.

Und zwar sollte es mir schon deswegen lieb seyn, weil die zweyte Art von Beweisen, die man von der Unkeuschheit des Horaz aus seinen eignen Schriften nimmt, ein grosses verlieret, wann sie von der erstern nicht mehr unterstützt wird.

Giebt man es zu, oder giebt man es nicht zu, daß der Dichter die Natur schildert; daß die sinnlichen Gegenstände ihn nicht bloß und allein, ja nicht einmal vorzüglich beschäftigen müssen; daß die Empfindungen, so wie sie die Natur selbst beleben, auch sein Gemählde beleben müssen? Man giebt es zu. Räumt man es ein, oder räumt man es nicht ein, daß die Empfindungen der Wollust unter allen diejenigen sind, welche sich der meisten Herzen bemächtigen, und sich ihrer am leichtesten bemächtigen; daß sie unter sich der mehresten Abänderungen fähig sind, welche alle Wollust, aber alle eine andre Wollust sind; daß der Dichter, so wie er hier seine meiste Stärke zeigen kann, auch hier seinen meisten Ruhm zu erwarten hat. Man räumt es ein? Also räume

man auch ein, daß der Dichter Wein und Liebe, Ruhe und Lachen, Schlaf und Tanz besingen, und sie als die vornehmsten Güter dieses Lebens anpreisen darf; oder wenigstens gestehe man zu, daß man dem Dichter, wenn man es ihm untersagen wollte, eines von den schönsten Feldern untersagen würde, wo er die angenehmsten Blumen für das menschliche Herz sammlen könnte. Ich rede von dem menschlichen Herze, so wie es ist, und nicht wie es seyn sollte; so wie es ewig bleiben wird, und nicht wie es die strengen Sittenlehrer gern umbilden wollten.

Ich habe für den Horaz schon viel gewonnen, wenn der Dichter von der Liebe singen darf. Allein die Liebe, hat sie nicht jedes Jahrhundert eine andere Gestalt? Man hat angemerkt, daß sie in den barbarischen Zeiten ungemein bescheiden, ehrerbietig, und bis zur Schwärmerey züchtig und beständig gewesen ist; es waren die Zeiten der irrenden Ritter. In den Zeiten hingegen, in welchen sich Witz und Geschmack aus dem Bezirke der Künste und Wissenschaften bis in den Bezirk der Sitten ausgebreitet hatten, war sie immer kühn, flatterhaft, schlüpfrigt, und schweifte wohl gar aus dem Gleise der Natur ein wenig aus. Ist es aber nicht die Pflicht eines Dichters, den Ton seines Jahrhunderts anzunehmen? Sie ist es, und Horaz konnte unmöglich anders von der Liebe reden, als nach der Denkungsart seiner

Zeitgenossen. — — Noch mehr also für ihn gewonnen.

Hierzu füge man die Anmerkung, daß alles, woraus ein Dichter seine eigne Angelegenheit macht, weit mehr rührt, als das, was er nur erzehlt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in sich selbst zu haben scheinen; er muß scheinen aus der Erfahrung und nicht aus der blosen Einbildungskraft zu sprechen. Diese, durch welche er seinem geschmeidigen Geiste alle mögliche Formen auf kurze Zeit zu geben, und ihn in alle Leidenschaften zu setzen weiß, ist eben das, was seinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen es versagt ist, ganz und gar keinen Begrif machen können. Sie können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter zornig seyn könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen. Sie, die alle Leidenschaften nur durch Wirklichkeiten in sich erwecken lassen, wissen von dem Geheimnisse nichts, sie durch willkührliche Vorstellungen rege zu machen. Sie gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müssen, wenn der Dichter einem Aeneas gleicht, der die Winde in verschlossenen Schläuchen bey sich führt, und sie nach seinem Laufe einrichten kann. Gleichwohl muß er, ihren Beyfall zu haben, sich ihnen gleich stellen. Weil sie nicht eher feurig von der

Liebe reden können, als bis sie verliebt sind; so muß er selbst ihnen zu gefallen verliebt seyn, wenn er feurig davon reden will. Weil sie nicht wissen, wie sich der Schmerz über den Verlust einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben; so muß ihm selbst eine Neära untreu geworden seyn, wann er die Natur und ihre Ausbrüche bey einer solchen Gelegenheit, schildern will.

Da man aber dieses weis, oder wenigstens wissen könnte, schämt man sich denn nicht, alles im Ernste auf die Rechnung des Dichters zu schreiben, was er selbst, des künstlichen Blendwerks wegen, darauf geschrieben hat? Muß er denn alle Gläser geleert und alle Mädchens geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt? Die Bosheit herrscht hier, wie überall. Man lasse ihn die herrlichsten Sittensprüche, die erhabensten Gedanken von GOtt und Tugend vortragen; man wird sich wohl hüten sein Herz zur Quelle derselben zu machen; alles das Schöne spricht man, sagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringste Anstößige, schnell soll der Mund von dem übergeflossen seyn, dessen das Herz voll ist.

Weg also mit allen den unwürdigen Anwendungen, die man von den Gedichten des Horaz auf den moralischen Charakter desselben oft genug gemacht hat! Sie sind die größten Ungerechtigkeiten, die man

ihm

ihm erweisen kann, und allzu oft wiederhohlt, werden sie endlich alle seine Nachahmer bewegen, uns die Natur nur auf ihrer störrischen Seite zu weisen, und alle Grazien aus ihren Liedern zu verbannen.

Niemand hat diese verhaßten Anwendungen weiter getrieben, als einige Franzosen. Und in welcher Thorheit tragen nicht immer die Franzosen den Preis davon? De la Chapelle fand mit seinen Liebsgeschichten des Catulls und Tibulls Nachahmer, so ein elender Schriftsteller er auch war. Doch habe ich es schon vergessen, daß es eben die elendesten Schriftsteller sind, welche die meisten Nachahmer finden? Nicht einer, sondern zwey wahrhafte Beaux-esprits, das ist, wahrhafte seichte Köpfe, haben uns les Amours d'Horace geliefert. Der eine hat in fünf Briefen an einen Marquis — — denn ein Marquis muß es wenigstens seyn, mit dem ein französischer Autor im Briefwechsel steht — — alle weibliche Namen, die in den Gedichten des Horaz vorkommen, in ein Ganzes zu bringen gewußt. Sie sind ihm eine Reihe von willigen Schwestern, die alle der flatterhafte Horaz durchgeschwärmt ist. Schon die Menge derselben hätte ihm das Abgeschmackte seines Unternehmens sichtbar machen können; allein eben dieselbe Menge macht er zu einem Beweise, daß Horaz in der Galanterie ein Held ohn gleichen müsse gewesen seyn. Er erzwingt überall aus den Worten

des Dichters, welche oft die unschuldigsten von der Welt sind, kleine scandaleuse Umstände, um seinen Erdichtungen eine Art von Zusammenhang zu verschaffen. Horaz, zum Exempel, begleitet die zur See gehende Galathee mit aufrichtigen Wünschen der Freundschaft; der Freundschaft, sag ich, die ihr alle Gefährlichkeiten des tobenden Oceans vorstellt, und sie durch das Exempel der Europa, keine ungewisse Reise anzutreten, ermahnet. Dieses ist der Inhalt der 27ten Ode des dritten Buchs. Das Zärtlichste, was Horaz der Galathee darinne sagt, sind die Zeilen:

Sis licet felix vbicunque mauis,
Et memor noſtri, Galatea, viuas.

Was kan unschuldiger seyn, als diese Zeilen? Sie scheinen aus dem Munde eines Bruders geflossen zu seyn, der sich einer geliebten Schwester, die ihn verlassen will, empfiehlt. Doch was nicht darinne liegt, hat der Franzose hinein gelegt; er übersetzt die Worte memor noſtri viuas durch daignez toujours conſerver le ſouvenir de ma Tendreſſe, und nunmehr ist es klar, daß Galathee eine Buhlerin des Horaz gewesen ist. Noch nicht genug; zum Trotze aller Ausleger, die zu dieser Ode setzen: „ man „ weis nicht, wer diese Galathee gewesen ist, noch „ vielweniger ob sie Horaz geliebt hat — ihnen zum Trotze, sage ich, weis er beydes. Galathee, sagt

er,

er, war ein gutes Weibchen, so wie sie Horaz, der nun bald ausgedienet hatte, brauchte. Sie wollte lieber gleich Anfangs die Waffen niederlegen, als sich mit Vertheidigung eines Platzes aufhalten, von dem sie vorher sahe, daß er sich doch würde ergeben müssen. Ihre Leidenschaften waren sehr feurig, und die Heftigkeit derselben war in allen ihren Minen zu lesen. Ihr Mund war von den häuffigen Küssen, die sie zu empfangen gewohnt war, wie verwelkt. Alles das machte sie für den Horaz recht bequem; für ihn, der gleichfalls gern so geschwind als möglich zu entern suchte; nur Schade, daß sie sich etwas mehr von ihm versprach, als kalte Versicherungen seiner Treue. Sie ließ es ihm daher auch gar bald merken, daß nichts als Liebe, selten ein Frauenzimmer zur Liebe bewege. Den Verfolgungen dieses abgelebten Liebhabers zu entgehen, und was das vornehmste war, sich für seine Lieder, für die gewöhnlichen Werkzeuge seiner Rache in Sicherheit zu setzen, beschloß sie, Rom zu verlassen. Sie machte sich fertig zur See zu gehen, um vielleicht auf gut Glück ihren Mann aufzusuchen —

Ist es erlaubt, solche Nichtswürdigkeiten zu erdenken, die auch nicht den allermindesten Grund haben? Doch ich will mich bey diesem Schriftsteller nicht aufhalten. Gegen das Andenken eines grossen Dichters so wenig Ehrerbietigkeit haben, daß man sich nicht scheuet, es durch einen unsinnigen Roman

zu verdunkeln, ist ein Beweis der allerpöbelhaftesten Art zu denken, und des allerelendesten Geschmacks. Genug, daß jedem, der die Oden gegen einander halten will, die Horaz an einerley Frauenzimmer, dem Namen nach, geschrieben zu haben scheinet, Widersprüche in die Augen fallen werden, die sogleich das Erdichtete der Gegenstände verrathen. Mehr braucht es nicht, aus allen seinen Lydien, Neären, Chloen, Leuconoen, Glyceren, und wie sie alle heissen, Wesen der Einbildung zu machen. Wesen der Einbildung, wofür ich beyläufig auch meine Phyllis und Laura und Corinna erklären will. — — Wird man nicht lachen, daß man mich um meinen Nachruhm so besorgt sieht?

Aber ich will wohl also gar, den Horaz zu einen Priester der Keuschheit machen? Nichts weniger als das. Er mag immer geliebt haben; wenn ich nur so viel für ihn erlange, daß man seine Oden nicht wider ihn brauchen darf, und die Spiele seines Witzes nicht zu Bekenntnissen seines Herzens macht. Ich dringe hierauf besonders deswegen, um ihn von dem widernatürlichen Verbrechen der Wollüstlinge seiner Zeit los zu sprechen, und wenigsten die weichlichen Knaben den Ligurin und Lyciscus aus der Rolle seiner Buhlerinnen zu streichen.

Um es wahrscheinlich zu machen, daß Horaz nur das erlaubtre Vergnügen genossen habe, erinnre man

sich

sich des Eifers, mit welchem er den Ehebruch bestraft. Man lese seine sechste Ode des dritten Buchs. Was für eine Strophe!

> Foecunda culpae secula, nuptias
> Primum inquinauere, et genus, et domos;
> Hoc fonte deriuata clades
> In patriam populumque fluxit.

Konnte er die Verletzung des ehelichen Bandes mit schrecklichern Farben abschildern, als daß er sie zur Quelle machte, woraus alles Unglück über die Römer daher geflossen sey? Nicht genug, daß er dieses Laster als Laster verfolgte; er bestrebte sich so gar, es lächerlich zu machen, um seine Römer durch das Ungereimte davon abzuhalten, wovon sie die Furcht der Strafe nicht abhalten konnte. Ich berufe mich deswegen auf seine zweyte Satyre deß ersten Buchs. Auf was dringt er mehr, als auf die Verschonung der Matronen? Er beschreibt ihren Genuß unsicher, mit weniger Reitz verbunden, als den Genuß lediger Buhlerinnen, und mit hundert Gefahren umgeben, die man in den Armen einer Freygelassenen nicht zu befürchten habe. — — Sollte also wohl der, welcher für die gesellschaftlichen Gesetze so viel Ehrerbietung hatte, die weit heiligern Gesetze der Natur übertreten haben? Er kannte sie, diese Natur, und wußte, daß sie unsern Begierden gewisse Grenzen gesetzt habe, welche zu kennen eine der ersten Pflichten sey.

Nonne cupidinibus statuit natura modum? quem
Quid latura sibi, quid sit dolitura negatum,
Quaerere plus prodest, et inane abscindere soldo.

Ich kann es zwar nicht verbergen, daß er in eben dieser Sathre von dem Gebrauche der Knaben ziemlich gleichgültig spricht: aber wie? So, daß er zugleich deutlich zeigt, nach seinem Geschmacke sey ihm der gewöhnlichste Weg der liebste. Es ist wahr; er sagt:

tument tibi quum inguina, num, si
Ancilla aut verna est praesto puer, impetus in quem
Continuo fiat, malis tentigine rumpi?

Es ist wahr, er setzt sogleich hinzu: non ego. Allein er schließt auch in den nachfolgenden Versen seine Begierde offenbar nur auf die erste ein, so daß er durch dieses Bekenntniß weiter nichts sagen will, als daß er parabilem venerem facilemque liebe. Er fährt fort:

Haec vbi supposuit dextro corpus mihi laeuum,
Ilia et Egeria est; do nomen quodlibet illi.

Ich dringe auf das haec, und bemerke noch dabey, daß Horaz die Natur so geliebt habe, daß er auch an dieser Haec nicht einmal die Schminke und die hohen Absätze leiden wollen.

Vt

vt neque longa
Nec magis alba velit, quam det natura, videri.

Nimmermehr wird man mich überreden können, daß einer, welcher der Natur in solchen Kleinigkeiten nachgehet, sie in dem allerwichtigsten sollte verkannt haben. Der, welcher von einem Laster, das die Mode gebilliget hat, so wie von einer Mode redet, die man mitmachen kann oder nicht, muß deswegen nicht dieses Laster selbst ausgeübet haben. Er kann es im Herzen verdammen, ohne deswegen wider den Strohm schwimmen zu wollen.

Damit ich mich aber nicht bloß bey allgemeinen Entschuldigungen aufzuhalten scheine, so will ich mich zu einer von den Oden selbst wenden, die seine Knabenliebe, wie man sagt, beweisen. Ich wähle die erste des vierten Buchs. Sie ist an die Venus gerichtet, und von dem Dichter in einem Alter von fast funfzig Jahren gesungen worden. Er bittet darinne die Göttin, ihn nicht aufs neue zu bekriegen, sondern sich vielmehr mit allen ihren Reitzungen zu dem Maximus zu verfügen, welcher nicht unterlassen werde, ihr einen marmornen Altar zu errichten, und den lieblichsten Weihrauch bey festlichen Tänzen zu ihr aufsteigen zu lassen. Für ihn selbst schicke es sich nun nicht mehr, bey dem freundlichen Kampfe der Becher, die Haare mit Blumen zu durchflechten, und allzuleichtgläubig auf Gegenliebe zu hoffen — Hier bricht der

Dichter ab, und fügt durch eine ihm eigne Wendung hinzu:

Sed cur, heu, Ligurine, cur
Manat rara meas lacryma per genas?
Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?
Nocturnis te ego somniis
Jam captum teneo, iam volucrem sequor
Te per gramina Martii
Campi, te per aquas, dure, volubiles.

Was läßt sich zärtlichers gedenken als diese Stelle? Wenn sie doch nur keinen Ligurin beträfe! Doch wie, wenn Ligurin nichts als ein Gedanke des Dichters wäre? Wie wann es nichts als eine Nachbildung des anakreontischen Bathylls seyn sollte? Ich will es entdecken, was mich auf diese Vermuthungen bringt. Horaz sagt in der vierzehnten Ode des fünften Buchs:

Non aliter Samio dicunt arsisse Bathyllo
Anacreonta Teium
Qui persaepe caua testudine fleuit amorem
Non elaboratum ad pedem.

Unter den Liedern des Anakreons, wie wir sie jetzt haben, werden etwa drey an den Bathyll seyn, welche aber alle von einem ganz andern Charakter sind, als daß ihnen das Fleuit zukommen könnte. Diejenigen

nigen müssen also verlohren gegangen seyn, welche Horaz hier in Gedanken hatte. Fragt man mich aber, was man sich vor eine Vorstellung von denselben zu machen habe, so muß ich sagen, daß ich mir sie vollkommen, wie die angeführte Stelle des Horaz von seinem Ligurin, einbilde. Unmöglich kann der Grieche seine Liebe glücklicher dahergeweinet haben! Oder vielmehr, unmöglich hätte der Römer sie so glücklich dahergeweint, wenn er das Muster seines Lehrers in der Zärtlichkeit nicht vor sich gehabt hätte. Mit einem Worte also: Horaz, welcher allen griechischen Liederdichtern die schönsten Blumen abborgte, und sie mit glücklicher Hand auf den römischen Boden zu verpflanzen wußte; Horaz, sage ich, ward von den verliebten Thränen des Anakreons so gerührt, daß er sie zu den seinigen zu machen beschloß. Man kann zwar, wie gesagt, das Lied des Griechen nicht dargegen aufstellen; allein ich frage Kenner, welche die eigenthümlichen Bilder des einen und des andern Dichters zu unterscheiden vermögen, ob sie nicht lauter anakreontische in der Stelle des Horaz finden? Ja gewiß; und dieses noch um so viel deutlicher, da man schon in den übrig gebliebenen Liedern des Anakreons ähnliche Züge aufweisen kann. Man erinnere sich unter andern des achten, wo sich der Tejer im Traume sowohl mit schönen Mädchens als Knaben herumjagt. Man erinnere sich ferner des siebenden, wo Amor mit einem hyacinthnen Stabe den Anakreon

durch

durch Felder und Gesträuche, durch Thäler und Flüsse vor sich her treibt. Lauter gleichende Dichtungen! Und wann Horaz die beyden Zeilen:

> Cur facunda parum decoro
> Inter verba cadit lingua silentio?

nicht auch dem Anakreon zu danken hat; so hat er sie wenigstens der Sappho abgesehen, die schon längst vor ihm das finstre Stillschweigen zu einem verrätherischen Merkmale der Liebe gemacht hatte. Man vergleiche sie nur mit der Uebersetzung des Catulls:

> — — — nihil est super mi
> Quod loquar amens.
> Lingua sed torpet — — —

Wann nun also diese Nachahmung seine Richtigkeit hat, so habe ich mich weiter auf nichts, als auf eine ganz bekannte Anmerkung zu berufen. Auf diese nehmlich, daß eine wahre Leidenschaft viel zu unruhig ist, als daß sie uns Zeit lassen sollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Wenn man das, was man fühlt, singt, so singt man es allezeit mit ursprünglichen Gedanken und Wendungen. Sind aber diese angenommen, so ist auch gewiß ihr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdenn ruhig in seiner Stube gesessen, er hat die Züge der schönen Natur aus verschiedenen Bildern mühsam zu-

sammen gesucht, und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er sich selbst, aus einem kleinen Ehrgeitze, zum Subjecte annimt. Ich verrathe hier vielleicht ein Geheimniß, wovon die galante Ehre so mancher witzigen Köpfe abhängt; doch ich will es lieber verrathen, als zugeben, daß es unverrathen schimpfliche Vermuthungen veranlasse.

Aber, wird man vielleicht einwenden, hat denn Horaz nicht etwas edlers nachbilden können, als die Symptomata eines so heßlichen Lasters? Und verräth denn nicht schon die Nachbildung desselben einen Wohlgefallen daran? Das erste gebe ich zu, das andre aber leugne ich. Er würde etwas edlers in der Liebe nachgebildet haben, wann zu seiner Zeit etwas edlers darinne Mode gewesen wäre. Wäre dieses aber gewesen, und hätte er es nachgebildet, zum Exempel alle Täuschereyen der platonischen Liebe, so könnte man doch daraus eben so wenig auf seine Keuschheit schliessen, als man jezt aus dem Gegentheile auf seine Unkeuschheit zu schliessen befugt ist.

Wem aber alles dieses noch nicht genug ist, den Horaz von der Knabenliebe loszusprechen, den bitte ich, sich aus der Geschichte des Augustus noch folgender Umstände zu erinnern. Ich bitte ihn, an das Gesetz de adulteriis et pudicitia, und an das Gesetz de maritandis ordinibus zu denken. Wie angelegen lies es sich dieser Kayser seyn, ihre alte Kraft

wieder herzustellen, um allen Ausschweifungen der Unzucht, die in den gesetzlosen Zeiten des bürgerlichen Krieges eingerissen waren, vorzukommen. Das erstre Gesetz, welches lex Julia genennet ward, bestrafte die Knabenschänderey weit härter, als sie ein älteres Gesetz, lex Scantina, bestraft wissen wollte. Das zweyte verboth eben dieses Laster, in so ferne es schnurstraks mit der Vermehrung des menschlichen Geschlechts streitet, auf welche niemals ein Staat aufmerksamer war, als der römische. Man kann es bey dem Sueton (Hauptstück 34.) nachlesen, wieviel Mühe es dem August gekostet hat, mit Erneurung besonders des letztern Gesetzes durchzudringen, und wie sorgfältig er alle Schlupflöcher, wodurch man sich der Verbindlichkeit desselben zu entziehen suchte, verstopft hat. Nun muß man, entweder in das Wesen eines Hofmanns, welcher auch seine liebsten Leidenschaften unterdrückt, sobald er dem dadurch zugefallen hoft, von welchem er alle sein Glück erwartet, nicht tief eingedrungen seyn, oder man muß glauben, daß Horaz ein schlechter Hofmann gewesen ist, wenn man ihn für fähig halten will, durch sein eigen Exempel die Verachtung der liebsten Gesetze seines Kaysers befördert zu haben. Seines Kaysers, den er selbst, an mehr als an einem Orte, dieser heiligen Anstalten wegen lobt:

Nullis polluitur casta domus stupris:
Mos et lex maculosum edomuit nefas,

Laudau-

Laudantur simili prole puerperae:
Culpam poena premit comes.

Alles dieses, sagt Horaz, sind die Vortheile der Regierung unsers Augustus! Man versteht ihn aber sehr schlecht, wenn man das maculosum nefas für etwas anders annimmt, als für das Laster, von welchem hier die Rede ist. Auch diesem Laster folgte die Strafe auf dem Fusse nach; culpam poena premit comes. Und Horaz sollte es gleichwohl begangen haben? Ich will nicht hoffen, daß man Verleumdungen mit Verleumdungen beweisen, und den August selbst in gleiche Verdammniß werde setzen wollen. Es ist wahr, wie Sueton meldet, so hat man ihm in seinen jüngern Jahren verschiedne schändliche Verbrechen vorgeworfen. Sex. Pompeius vt effoeminatum insectatus est; M. Antonius, adoptionem auunculi stupro meritum etc. Aber waren nicht Pompejus und Antonius seine Feinde? Und sagt nicht Sueton selbst bald darauf: ex quibus siue criminibus siue maledictis infamiam impudicitiae facillime refutauit, et praesentis et posterae vitae castitate? Der Ehebruch war das einzige, wovon ihn auch seine Freunde nicht loszehlen konnten; sie machten ihn aber, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, mehr zu einer Staatslist, als zu einer grenzenlosen Wollust. Adulteria quidem exercuisse ne amici quidem negant: excusantes sane, non libidine sed ratione

commissa; quo facilius consilia aduersariorum per cuiusque mulieres exquireret. Man weis, daß ein neuer August eben diesen Weg ging, den er aber eben nicht aus der Geschichte brauchte erlernet zu haben.

Ich weis nicht, ob ich noch eine kahle Ausflucht hier zu widerlegen nöthig habe. Man könnte sagen, Horaz habe sich der Knabenliebe schuldig gemacht, noch ehe August die Gesetze darwider erneuert hätte. Doch haben wir nicht oben ausdrücklich gesehen, daß der Dichter an die funfzig Jahr alt war, als er sich in den Ligurin verliebt stellte? Dieser Zeitpunkt fällt lange nach dem erstern, und wer weis welcher gute Geist den Horaz getrieben hat, ihn zu seiner künftigen Entschuldigung, so genau anzumerken. August hatte damals längst die Knabenliebe durch die schärfsten Gesetze aus dem Staate verbannt; aber sie aus den Liedern der Dichter zu verbannen, die sich gerne keinen Gegenstand entziehen lassen, an welchem sie ihren Witz zeigen können, war niemals sein Wille gewesen. Er konnte es allzuwohl wissen, daß in den Versen nur ihr Schatten wäre, welcher dem menschlichen Geschlechte wenig Abbruch thun würde.

Wenn ich nunmehr auf alles das zurück sehe, was ich in dem Punkte der Unkeuschheit zur Rettung meines Dichters beygebracht habe; obschon ein wenig

unordentlich, wie ich, leider, gewahr werde — — so glaube ich wenigstens so weit gekommen zu seyn, daß man aus dem untergeschobenen Zeugnisse nichts, und aus seinen eignen Gedichten noch weniger als nichts, schliessen darf. Es bleibet vielmehr bey dem Urtheile des Augustus: purissimus penis! Das letztere, weil er freylich wohl seinen Theil an den fleischlichen Ergötzungen mochte genossen haben; das erstere aber, weil er durchaus in den Grenzen der Natur geblieben war. — — Doch genug hiervon!

Ich wende mich zu einer zweyten Beschuldigung, welche einen Römer, in so fern er ein Römer ist, fast noch mehr schimpfet, als die erste. Horaz soll ein feigherziger Flüchtling gewesen seyn, welcher sich nicht geschämt habe, seine Schande selbst zu gestehen. Man weis, daß Horaz, als er sich in Athen, seine Studien fortzusetzen befand, unter der Armee des Brutus Dienste nahm. Die historischen Umstände davon sind zu bekannt, als daß ich mich dabey aufhalten dürfte. Man weis, wie unglücklich die Schlacht bey Philippis für den Brutus ausfiel. Sie ist es, an welche Horaz in der siebenden Ode des zweyten Buchs seinen Freund, den Pompejus Varus, erinnert:

Tecum Philippos, et celerem fugam
Sensi, relicta non bene parmula,

Cum fracta Virtus, et minaces
Turpe solum tetigere mento.

Was für ein Bekenntniß! rufen alle aus, die sich des Schimpfs erinnern, der sowohl bey den Griechen als Römern mit dem Verluste des Schildes verbunden war — — Wir wollen doch sehen, ob sie diese Ausrufung nöthig haben!

Ich will nicht darauf dringen, daß ein Soldat, der sein Schild in der Schlacht eingebüßt, gleichwohl vollkommen tapfer könne gewesen seyn; daß er es nur eben dadurch könne eingebüßt haben, weil er allzutapfer gewesen ist. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit ist, sich die Flucht durch eine unnöthige Last schwer zu machen, wenn man sie ein vor allemal ergreifen muß. Alle diese Entschuldigungen möchten zu allgemein seyn, und also nichts entschuldigen; ob ich gleich die erstre auf einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit bringen könnte. Horaz war ein junger Mensch ohne Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er, gleich Anfangs, zu der Würde eines Tribuns. Ist es also nicht klar, daß Brutus persönliche Eigenschaften in ihm müsse entdeckt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen ersetzen? Was konnten dieses aber für Eigenschaften seyn, wenn es nicht ein entschiedner Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunst wären? Und rühmt er nicht in eben dieser Ode selbst von sich, daß

er noch vor der Schlacht bey Philippis, sein Leben mehr als einmal in die Schanze geschlagen habe?

O saepe mecum tempus in vltimum
Deducte — —

Oder will man ihm dieses für eine Prahlerey auslegen, und ihm nirgends als da glauben, wo er seine Schande bekannt zu machen scheinet?

Doch wie gesagt, alle diese Ausflüchte sind mir zu klein. Wäre Horaz auch sonst noch so tapfer gewesen, so würde es ihm dennoch zu wenig Ehren gereichen, wenn ihn gleich bey der wichtigsten Gelegenheit sein Muth verlassen hätte. Bey kleinen Scharmützeln etwas wagen, und in einem ernstlichen Treffen davon fliehen, schickt sich wohl für einen Husaren, aber für keinen Römer. Ich bin folglich mit allen seinen Auslegern sehr schlecht zufrieden, die ihn durch nichts anders zu entschuldigen wissen, als durch die überlegene Macht des Augustus; die das Geständniß seiner Flucht, aufs höchste zu einer feinen Schmeicheley machen, und dabey den Umstand des weggeworfnen Schildes als eine sichre Wahrheit annehmen.

Es kömmt darauf an, ob ich es besser treffen werde. Ich erinnerte mich zur rechten Zeit bey dem Dio Caßius gelesen zu haben, (B. 47.) daß die

Sieger nach der verlohrnen Schlacht bey Philippis die Flüchtigen zwar scharf verfolgten; daß sie aber keinen einzigen weder tödeten, noch gefangen nehmen, sondern sie bloß, so viel als möglich zerstreuten, damit sie sich auf keine Art wieder setzen könnten — Was konnte mir also natürlicher einfallen als der Gedanke, daß Horaz, wenn er wirklich sein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Ursache müsse weggeworfen haben. Konnte er denn nicht etwa gemächlich genug fliehen? Er brauchte ja so geschwind eben nicht zu seyn, da weder Tod noch Gefangenschaft hinter ihm her waren. Mit dieser vorgefaßten Meinung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen.

Sed me per hostes Mercurius celer
Denso pauentem sustulit aëre.

Man darf, glaub ich, der Scharfsinnigste eben nicht seyn, in diesen Worten den Dichter zu entdecken, der nichts weniger als ein Geschichtschreiber seyn will. Auch darf man der Belesenste nicht seyn, um zu wissen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bey dem es eben nichts seltnes ist, daß ein GOtt mitten in der Feldschlacht, einen umringten Helden mit einer dicken Wolke umgiebt, und ihn auf diese Art seinen Feinden entrückt. Wie aber, wann auch die vorhergehenden Zeilen von dieser Art wären? Wie wenn man auch in jenen Spuren einer Nachahmung fän-

de,

de, die den Dichter mehr zu sagen verführt hätte, als er der strengen Wahrheit gemäß hätte sagen sollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfnen Schilde nicht mehr und nicht weniger glauben müsse, als von der Wolke, in die ihn Merkur soll gehüllt haben?

Man erinnere sich also, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyrischen Dichter, melden, welchen Horaz zu seinem vornehmsten Muster gemacht hatte. Dieser Grieche war so wenig ein blosser Poete, daß er vielmehr die Poesie nur dessentwegen zu lieben schien, weil er durch sie seinen Haß wider die Unterdrücker des Vaterlandes am nachdrücklichsten erklären konnte. Er war der Gegner des Pittacus, der die Oberherrschaft in Mitylene mit Gewalt an sich riß, und den ein Paar Sittensprüche, die noch so ziemlich sind, unter die Zahl der sieben Weisen gesetzt haben. Sein Unglück wollte, daß er nicht allein diesen seinem Feinde in die Hände fiel, sondern auch in einem Treffen, welches die Athenienser wider die von Lesbos gewannen, sein Leben mit der Flucht retten, und seine Waffen im Stiche lassen mußte. Man weis, daß er diesen Umstand in seinen eignen Gedichten nicht verschwiegen hat, und ihn auch nicht zu verschweigen brauchte, weil er schon zu viel Proben von seiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieser Zufall hätte nachtheilig seyn

können. Die Athenienser hingen seine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieses war ein Beweis, daß man sie für keine schlechte Beute müsse angesehen haben — Vollkommen in diesem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompejus Varus, an welchen er die Ode richtet, und den er primum suorum sodalium nennet, genugsam von dem Muthe des Horaz könne überzeugt gewesen seyn, um das weggeworfene Schild für nichts als für einen poetischen Zug anzusehen? Für einen Zug, der seinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben sollte, mit welchem er so viel Aehnliches als möglich zu haben wünschte.

Kurz, die ganze siebende Ode des zweyten Buchs ist nichts als ein Scherz. Und was ist im Scherze gewöhnlicher, als daß man sich selbst eine ganz andre Gestalt giebt; daß sich der Tapfre als einen Feigen, und der Freygebige als einen Knicker abbildet? In diesen Verstellungen liegt nur allzuoft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht frey zu sprechen ist. Vielleicht war er einer von denen, die sich bey Philippis am tapfersten gehalten hatten; vielleicht wußte er seine Thaten auf keine feinre und zugleich klügre Art zu erwehnen, als durch das Gegentheil. Ich sage: auf keine klügere Art; weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des

Augu-

Augustus, sehr schlecht angestanden hätte, so gerade hin damit zu prahlen. Ich berufe mich deswegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob sie wohl, wann sie an des Horaz Stelle gewesen wären, aus einer andern Ursache etwas Schlechtes von sich würden gesagt haben, als um etwas desto rühmlichers darunter verstehen zu lassen?

Was mich noch mehr in der Vermuthung bestärkt, daß das weggeworfene Schild eine poetische Verkleinerung seiner selbst sey, ist die zweyte Stelle, wo Horaz seines Soldatenstandes gedenkt. Sie befindet sich in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs, und also in einer Art von Gedichten, die der Wahrheit historischer Umstände weit fähiger ist, als eine Ode. Was sagt er aber da von seiner Flucht? Nichts, als:

Vnde simul primum me dimisere Philippi
Decisis humilem pennis, inopemque paterni
Et laris et fundi: paupertas impulit audax
Vt versus facerem — —

Kein einziger Ausleger scheint mir auf das Wort dimisere gehörig Achtung gegeben zu haben; und auch die Uebersetzer übersehen es alle. Dimittere ist ein militarisches Wort, und bedeutet eine rühmliche Abdankung. Exercitum dimittere wird man unzähligmal bey den klaßischen Schriftstellern, besonders

den Geschichtschreibern antreffen, wo es überall die Armee auseinander lassen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleisteten Dienste. Nimmermehr kömmt dieses Wort einem Flüchtigen, geschweige einem, der seine Waffen im Stiche gelassen hat, zu. Beyde wurden nach der römischen Kriegszucht gestraft und nicht dimittirt. Da aber Horaz dieses letztre von ihm sagt, muß er sich nicht eines weit bessern bewußt gewesen seyn, als was er sich im Scherze gegen einen vertrauten Freund Schuld giebt?

Daß verschiedne Sprachforscher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt, und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle sie gewußt und nicht nach seiner Scharfsinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er sagt unter dem Artikel dieses Griechen: „ derjenige unter den lateinischen Poeten, „ welcher dem Alcäus am ähnlichsten ist, hat so wohl „ als er, in seinen Gedichten bekannt, daß er sich mit „ Wegwerfung seiner Waffen, als eines den Flüch„ tigen ganz unnützen Dinges, mit der Flucht aus „ der Schlacht gerettet habe. Dem Archilochus be„ gegnete vor dem Alcäus dergleichen Zufall, und er „ bekannte ihn öffentlich. Horaz würde vielleicht „ in diesem Stücke nicht so aufrichtig gewesen seyn, „ wenn er nicht diese grossen Beyspiele vor Augen „ gehabt hätte. Diese grossen Beyspiele, hätte Bay-

te vielmehr sagen sollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig; sie machten ihn zum Selbstverleugner, welchem es nicht genug war seinen griechischen Mustern in der Flucht ähnlich zu seyn, wenn er ihnen nicht auch in der schimpflichen Flucht gleichen sollte. Soviel er dadurch bey Unwissenden auf der Seite des tapfern Mannes verlohr, so viel, und noch mehr, gewann er auf der Seite eines Freundes der Musen. Wenn er Tribun geblieben wäre, so würde ihn vielleicht das Beyspiel des Epaminondas zu dem Wunsche bewogen haben, auf seinem Schilde zu sterben; da er aber aus dem Tribun ein Dichter geworden war, so war das Beyspiel eines Alcäus für ihn reitzender. Es war ihm angenehm, das Volk denken zu lassen, zwey Dichter die einerley Schicksal gehabt, könnten nicht anders, als auch einerley Geist haben.

Nichts ist daher abgeschmackter als die Folgerung, welche Herr Müller aus dieser Aehnlichkeit ziehen wollen. Hieraus, sagt er, an dem angeführten Orte, sollte man fast das Vorurtheil fassen, daß die geistigsten Odendichter eben nicht die tapfersten Soldaten sind. — — Das fast, ist ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas ungereimtes sagen, und zugleich auch nicht sagen will.

Je grösser überhaupt der Dichter ist, je weiter wird das, was er von sich selbst mit einfliessen läßt,

von der strengen Wahrheit entfernt seyn. Nur ein elender Gelegenheitsdichter, giebt in seinen Versen die eigentlichen Umstände an, die ein Zusammenschreiber nöthig hat, seinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weis, daß er alles nach seiner Art verschönern muß, und also auch sich selbst, welches er oft so fein zu thun weis, daß blöde Augen ein Bekenntniß seiner Fehler sehen, wo der Kenner einen Zug seines schmeichelnden Pinsels wahrnimmt.

Noch weit schwerer, oder vielmehr gar unmöglich ist es, aus seinen Gedichten seine Meinungen zu schliessen, sie mögen nun die Religion oder die Weltweisheit betreffen; es müßte denn seyn, daß er die einen oder die andern, in eigentlichen Lehrgedichten ausdrücklich hätte entdecken wollen. Die Gegenstände, mit welchen er sich beschäftiget, nöthigten ihn die schönsten Gedanken zu ihrer Ausbildung von allen Seiten zu borgen, ohne viel zu untersuchen, welchem Lehrgebäude sie eigen sind. Er wird nicht viel Erhabnes von der Tugend sagen können, ohne ein Stoiker zu scheinen; und nicht viel Rührendes von der Wollust, ohne das Ansehen eines Epikurers zu bekommen.

Der Odendichter besonders pflegt zwar fast immer in der ersten Person zu reden, aber nur selten ist das ich sein eigen ich. Er muß sich dann und wann in

fremde

fremde Umstände setzen, oder setzt sich mit Willen hinein, um seinen Witz auch ausser der Sphäre seiner Empfindungen zu üben. Man soll den Rousseau einsmals gefragt haben, wie es möglich sey, daß er eben sowohl die unzüchtigsten Sinnschriften, als die göttlichsten Psalme machen könne? Rousseau soll geantwortet haben: er verfertige jene eben sowohl ohne Ruchlosigkeit, als diese ohne Andacht. Seine Antwort ist vielleicht zu aufrichtig gewesen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß.

Wird also nicht schon diese einzige Anmerkung hinlänglich seyn, alles was man von der Philosophie des Horaz weis, zu widerlegen? Und was weis man denn endlich davon? Dieses, daß er in seinem Alter, als er ein ernsthaftes Geschäfte aus derselben zu machen anfing, auf keines Weltweisen Worte schwur, sondern das Beste nahm, wo er es fand; überall aber diejenigen Spitzfindigkeiten, welche keinen Einfluß auf die Sitten haben, unberühret ließ. So mahlt er sich in dem ersten Briefe seines ersten Buchs, an einem Orte, wo er sich ausdrücklich mahlen will. Alles, was man ausser diesen Zügen hinzusetzet, sind die ungegründesten Folgerungen, die man aus dieser oder jener Ode, ohne Geschmack, gezogen hat.

Wir wollen ein Exempel davon an der bekannten Ode Parcus Deorum cultor etc. welches die vier

und dreyßigste des ersten Buchs ist, sehen. Es ist unbeschreiblich, was man für wunderbare Auslegungen davon gemacht hat. Ich glaube diese Materie nicht besser schliessen zu können, als wenn ich meine Gedanken darüber mittheile, die ich dem Urtheile derjenigen überlassen will, welche Gelehrsamkeit und Geschmack verbinden. Hier ist die Ode, und zugleich eine Uebersetzung in einer so viel als möglich poetischen Prose. Ich glaube dieses wird besser seyn, als wenn die Poesie so viel als möglich prosaisch wäre.

XXXIV. Ode des ersten Buchs.

Parcus Deorum cultor et infrequens,
Insanientis dum sapientiae
Consultus erro, nunc retrorsum
Vela dare atque iterare cursus

Cogor relictos: namque Diespiter
Igni corusco nubila diuidens
Plerumque, per purum tonantes
Egit equos, volucremque currum:

Quo bruta tellus et vaga flumina,
Quo Styx, et inuisi horrida Taenari
Sedes, Atlanteusque finis
Concutitur. Valet ima summis

Mutare et insignem attenuat Deus,
Obscura promens. Hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustulit; hic posuisse gaudet.

Ueber:

Uebersetzung.

„ In unsinnige Weisheit vertieft, irrt ich um-
„ her, ein karger, saumseliger Verehrer der Götter.
„ Doch nun, nun spann ich, den verlaßnen Lauf zu
„ erneuern, gezwungen die Segel zurück.

„ Denn sonst nur gewohnt die Wolken mit blen-
„ denden Blitzen zu trennen, trieb der Vater der
„ Tage, durch den heitern Himmel, die donnernden
„ Pferde und den beflügelten Wagen.

„ Auf ihm erschüttert er der Erde sinnlosen
„ Klumpen, und die schweifenden Ströme; auf ihm
„ den Styx und die niegesehenen Wohnungen im
„ schrecklichen Tänarus, und die Wurzeln des Atlas.

„ GOtt ist es, der das Tiefste ins Höchste zu
„ verwandeln vermag, der den Stoltzen erniedrigt,
„ und das, was im Dunkeln ist, hervor zieht. Hier
„ riß mit scharfen Geräusche das räuberische Glück
„ den Wipfel hinweg, und dort gefällt es ihr, ihn
„ anzusetzen.

* * *

Es wird nöthig seyn, ehe ich mich in die Erklärung dieser Ode einlasse, einige grammatikalische Anmerkungen, zur Rettung meiner Uebersetzung, beyzubringen. Gleich in dem ersten Worte habe ich mir die Freyheit genommen, den Haufen der Ausleger

zu verlassen. Parcus ist ihnen so viel als rarus; selten. Und infrequens? Auch selten. So verschwendrisch mit den Worten ist Horaz schwerlich gewesen. Zwey Beywörter, die nur einerley sagen, sind seine Sache gar nicht. Dacier spricht parcus cultor Deorum bedeute nicht sowohl einen, welcher die Götter wenig verehrt, als vielmehr einen, der sie ganz und gar nicht verehrt. Wir wollen es annehmen; aber was heißt denn nun infrequens cultor? Infrequens, sagt dieser Kunstrichter, ist ein sehr merkwürdiges Wort, dessen Schönheit man nicht genugsam eingesehen hat. Es ist eine Metapher, die von den Soldaten genommen worden, welche sich von ihren Fahnen entfernen. Er beweiset dieses aus dem Festus, welcher mit ausdrücklichen Worten sagt: infrequens appellabatur miles qui abest, absuitue a signis. — — Ein klares Exempel, daß es den Criticis gleichviel ist, ob sie ihren Schriftsteller etwas ungereimtes sagen lassen, oder nicht, wann sie nur ihre Belesenheit auskramen können! Nach dem Sinne des Dacier müßte man also die Worte: parcus Deorum cultor et infrequens übersetzen: ich, der ich die Götter ganz und gar nicht verehrte, und ihren Dienst oft unterließ, bey welchem ich gleichwohl wie der Soldat bey der Fahne hätte verharren sollen. Der geringste Sylbenhenker würde kein so widersinniges Climax gemacht haben — — Aber was hat denn alle diese Leute bewogen, von der natürli-

türlichen Bedeutung der Worte abzugehen? Warum soll denn parcus hier nicht heissen, was es fast immer heißt? Macht nicht karger Verehrer der Götter, einen sehr schönen Sinn, wenn man überlegt, daß ein Heide in Erwehlung schlechter Opfer und in ihrer Seltenheit eine sehr unheilige Karkheit verrathen konnte? Das andre Beywort infrequens habe ich durch saumselig gegeben; selten aber würde vielleicht eben so gut gewesen seyn. Der Sinn, den ich ihm beylege, ist dieser, daß es einen anzeiget, welcher sich selten in den Tempeln bey feyerlicher Begehung der Festtäge, und öffentlichen Opfern einfand. Wenn man diese beyden Erklärungen annimmt, so wird man hoffentlich einsehen, daß Horaz nichts umsonst gesetzt hat. Herr Lange hat parcus durch träge gegeben; aus was für Ursachen kann unmöglich jemand anders, als er selbst wissen; doch vielleicht auch er selbst nicht einmal.

Bey der zweyten Strophe muß ich dieses erinnern, daß ich von der gewöhnlichen Interpunction, doch nicht ohne Vorgänger, abgegangen bin. Die meisten Ausgaben haben das Komma nach diuidens; so viel ich mich erinnere, der einzige Baxter setzt es nach plerumque, und beruft sich deswegen auf den Scholiasten. Baxter hat Recht, und wann er sich auch auf keinen Wehrmann berufen könnte. Ich glaube nicht, daß man leichter ein klärer Beyspiel finden

könne, was für Zweydeutigkeiten die lateinische Sprache unterworfen sey, als das gegenwärtige. Horaz kann eben sowohl gesagt haben: Diespiter igni corusco plerumque nubila diuidit als: plerumque par purum tonantes egit equos. Beydes aber kann er doch nicht zugleich gesagt haben, und man muß also dasjenige wehlen, welches den ungezwungensten Verstand giebt. Nun ist es wohl keine Frage, ob es öftrer bey heiterm Himmel, oder öftrer alsdann donnert, wenn der Himmel mit Wolken umzogen ist? Soll also der Dichter nichts Ungereimtes gesagt haben, so kann nur die erstre Auslegung Statt finden, welcher ich in der Uebersetzung gefolgt bin; ob ich gleich ganz gerne gestehe, daß es sonst der Gebrauch des Horaz nicht ist, die Adverbia so nachzuschleppen, als er es hier mit dem plerumque thut. Doch lieber ein Paar verkehrte Worte, als einen verkehrten Sinn! Verschiedne Ausleger scheinen den letztern gemerkt zu haben, wenn sie das plerumque zu per purum egit zögen, und suchen sich also durch besondere Wendungen zu helfen. Lubinus, zum Exempel, will bey plerumque, hisce vero diebus einschieben; und Dacier giebt das plerumque durch souvent. Aber seit wenn hat es denn aufgehört, mehrentheils zu heissen? Und seit wenn ist es denn den Paraphrasten erlaubt, ganz neue Bestimmungen in ihren Text zu flicken, die nicht den geringsten Grund darinne haben?

In der dritten Strophe habe ich die Uebersetzung des Worts inuisi und die Vertauschung der Beywörter zu rechtfertigen. Ich weis wohl, daß den meisten Auslegern inuisus hier, verhaßt, scheußlich und dergleichen heißt; ich habe aber deßwegen lieber die allereigentlichste Bedeutung, nach welcher es so viel als ungesehen ist, beybehalten wollen, weil ich glaube, daß Horaz dadurch der Griechen ἀιδης habe ausdrücken wollen. Tänarus war, wie bekannt, ein Vorgebürge in Laconien, durch welches die Dichter einen Eingang in die Hölle angelegt hatten. Die Hölle aber hielten Griechen und Römer für einen τοπον ζοφερον και ἀνηλιον, wie sie bey dem Lucian περι πενθȣς beschrieben wird. Daher nun, oder vielmehr weil sie von keinem sterblichen Auge erblickt wird, ward sie ἀιδης genennt; und Horaz war Nachahmers genug, nach diesem Exempel seine inuisam sedem horridi Taenari zu machen. Ich ordne hier die Beywörter so, wie ich glaube, daß sie natürlicher Weise zu ordnen sind. Der Dichter hat ihre eigentliche Ordnung verrückt und horridam sedem inuisi Taenari daraus gemacht, welches ohne Zweifel in seinem römischen Ohre eine beßre Wirkung that. Mir aber schien der ungesehene Tänarus im Deutschen zu verwegen, weil man glauben könnte, als sollte es so viel anzeigen, daß man dieses Vorgebürge niemals zu sehen bekomme. Ich stelle also dieses Beywort wieder dahin, wo es diese Zweydeutigkeit nicht verur-

 sacht,

sacht, und der Stärke des Ausdrucks dabey nichts benimmt. Die Treue eines Uebersetzers wird zur Untreue; wann er seine Urschrift dadurch verdunkelt. Man sage nicht, daß alle diese Schwierigkeiten wegfallen, wenn man die gewöhnliche Bedeutung von inuisus annimmt. Ich weis es; aber ich weis auch, daß alsdenn dieses Beywort mit dem andern horrida, eine vielzugrosse Gleichheit bekömmt, als daß ich glauben könnte, derjenige Dichter werde beyde so nahe zusammen gebracht haben, welcher die Beywörter gewiß nicht häuft, wenn nicht jedes dem Leser ein besondres Bild in die Gedanken schildert. Die grause Höle des scheuslichen Tänars, sagt wohl ein Lange, aber kein Horaz. Es ist eben, als wollte man sagen, die hohe Spitze des erhabnen Berges. — — Noch sollte ich mich vielleicht in dieser Strophe, wegen des atlanteus finis entschuldigen. Aber will ich denn ein wörtlicher Uebersetzer seyn?

Nach diesen wenigen Anmerkungen, komme ich auf den Innhalt der Ode selbst. Fast alle Ausleger halten dafür, daß Horaz der Sekte des Epikurs darinne absage, daß er die Regierung der Götter zu erkennen anfange, und ihnen eine bessere Verehrung verspreche. — — Diese Erklärung scheinet dem ersten Anblicke nach ziemlich ungezwungen und richtig. Sie war allgemein angenommen, bis Tanaquill Faber sie in Zweifel zu ziehen anfing. Dacier, welcher

mit

mit der Tochter dieses Gelehrten, auch dessen Meinungen geheyrathet zu haben schien, trat seinem Schwiegervater bey, und erklärte die Ode für nichts anders, als kindisch und abgeschmackt, wann sie eine ernstliche Widerrufung seyn sollte. Er kam auf den Einfall sie zu einer Spötterey über die Stoische Sekte zu machen; welches zu erweisen, er sie folgender Gestalt umschrieb. „ Es ist wahr, so lange ich den
„ Lehren einer närrischen Weisheit folgte, habe ich
„ die Götter, nicht so, wie ich wohl sollte, verehret.
„ Ihr aber, ihr Herren Stoiker, dringt mit so star-
„ ken Gründen in mich, daß ich gezwungen bin, auf
„ auf andre Art zu leben, und einen neuen Weg zu
„ erwehlen. Was mich in meiner Halsstarrigkeit
„ befestigte, war dieses, daß ich gewiß überzeugt war,
„ der Donner könne nichts als die Wirkung der
„ Ausdünstungen seyn, die sich in Wolken zusammen
„ ziehen, und sich unter einander stossen. Allein
„ nunmehr beweiset ihr mir, daß es oft am heitern
„ Himmel donnert. Hierauf nun habe ich nichts
„ zu antworten, und ich muß mit euch erkennen,
„ daß Gott selbst, den Wagen seines Donners durch
„ den Himmel führt, so oft es ihm gefällt, und die
„ Blitze mit eigner Hand wirft, wohin er will. —
— Bis hieher fließt alles noch ziemlich natürlich; allein von den letzten fünf Versen gestehet Dacier selbst, daß sie mit seiner Auslegung schon etwas schwerer zu vereinigen sind. Horaz, sagt er, fängt in die-

diesen letztern Zeilen an, ernstlich zu reden, und entdekt in wenig Worten, was er von der Vorsehung glaube. „Ich weis, soll des Dichters Meinung „seyn, daß GOtt diesen erniedrigen und jenen erhö„hen kann. Aber ich weis auch, daß er diese Sor„ge dem Zufalle und dem Glücke überläßt, welches „mit scharfen Geräusche dem Haupte des einen das „Diadem entreißt, und das Haupt des andern da„mit krönet.

Der stärkste Beweis des Dacier läuft dahin aus, daß unmöglich Horaz eine so nichtige Ursache seiner Bekehrung könne angeführt haben, als der Donner am heitern Himmel in den Augen eines jeden Verständigen seyn muß. „Man braucht, sagt er, in „der Naturlehre nur sehr schlecht erfahren zu seyn, „wenn man wissen will, daß kein Donner ohne „Wolken seyn könne? Horaz muß also nothwendig „die Stoiker nur damit lächerlich machen wollen, „die den Epikurern wegen der Vorsehung weiter „nichts als ungefehr dieses entgegen zu setzen wuß„ten: ihr könnt, sagten die Stoiker, die Vorsehung „nicht leugnen, wenn ihr auf den Donner und auf „seine verschiedene Wirkungen Achtung geben wollt. „Wann nun die Epikurer ihnen antworteten, daß „der Donner aus natürliche Ursachen hervorgebracht „würde, und man also nichts weniger als eine Vor„sehung daraus beweisen könne: so glaubten die

„Stoi-

„ Stoiker ihn nicht besser den Mund zu stopfen,
„ als wenn sie sagten, daß es auch bey heiterm Wetter donnre; zu einer Zeit also, da alle natürliche Ursachen wegfielen, und man deutlich sehen könne, daß der Donner allerdings von den Göttern regiert werden müsse.

Dieses, wie gesagt, ist der stärkste Grund womit Dacier seine neue Auslegung unterstützt; ich muß aber gestehen, daß mich seine Schwäche nicht wenig befremdet. Ist es nicht gleich anfangs offenbar, daß er, entweder aus Unwissenheit oder aus List, die Stoischen Beweise der Vorsehung ganz kraftlos verstellet? Diese Weltweisen beruften sich zwar auf die natürlichen Begebenheiten, und auf die weise Einrichtung derselben; niemals aber leugneten sie ihre in dem Wesen der Dinge gegründeten Ursachen, sondern hielten es vielmehr für unanständig, sich irgendwo auf die unmittelbare Regierung der Götter zu berufen. Ihre Gedanken von derselben waren die gegründesten und edelsten, die man je, auch in den aufgeklärtesten Zeiten, gehabt hat. Ich berufe mich auf das ganze zweyte Buch der natürlichen Fragen des Seneca, wo er die Natur des Donners untersucht. Aus dem 18 Hauptstücke desselben hätte Dacier genugsam sehen können, daß die Stoiker auch bey den Donnerschlägen am heitern Himmel die natürlichen Ursachen nicht bey Seite setzten, und das

purus aër im geringsten nicht alle Donnerwolken ausschließt. Quare et sereno tonat? heißt es daselbst; quia tunc quoque per crassum et siccum aera spiritus prosilit. Was kan deutlicher seyn? Seneca sagt dieses zwar nach den Grundsätzen des Anaximanders; aber er erinnert nichts darwider; er billiget sie also. Eine Stelle aus dem 31. Hauptstücke wird es noch deutlicher machen, in wie fern die Stoiker geglaubt haben, daß in dem Donner etwas göttliches sey: mira fulminis, si intueri velis, opera sunt, nec quidquam dubii relinquentia, quin divina insit illis et subtilis potentia. Man gebe wohl Acht, daß er das diuina durch subtilis erklärt, welche Erklärung die Exempel, die er gleich darauf anführt, auch einzig und allein nur zu lassen. Der Blitz, fährt er fort, zerschmelzt das Gold in dem Beutel, ohne diesen zu verletzen; desgleichen die Klinge in der Scheide, ob schon diese ganz bleibt. Schöne Wunder einer göttlichen Macht, wenn sie unmittelbare Wirkungen derselben seyn sollten! Es ist wahr, die Stoiker glaubten sogar, daß der Donner das zukünftige vorherverkündige. Aber wie glaubten sie es? So, daß sie GOtt sehr ruhig dabey liessen, und diese Vorherverkündigung bloß aus der Ordnung, wie die Dinge in der Natur auf einander folgen müßten, erklärten. Die Tusker waren es, welche gröbre Begriffe damit verbanden, und glaubten, der Donner rolle nur deswegen, damit er etwas verkündi-

kündige, nicht aber, daß er etwas verkündige, weil er rolle. Ich muß die Worte des Seneca nothwendig selbst einrücken. Hoc autem, sagt er in dem 32. Hauptstücke, inter nos et Tuscos, quibus summa persequendorum fulminum est scientia, inter est. Nos putamus quod nubes collisae sunt, ideo fulmina emitti. Ipsi existimant, nubes collidi, vt fulmina emittantur. Nam cum omnia ad Deum referant, in ea sunt opinione, tamquam non quia facta sunt significent; sed quia significatura sunt, fiant: eadem tamen ratione fiunt, siue illis significare propositum est, siue consequens. Quomodo ergo significant, nisi a Deo mittantur? Quomodo aues non in hoc motae, vt nobis occurrerent, dextrum auspicium, sinistrumue fecerunt. Et illos, inquit. Deus mouit. Nimis illum otiosum et pusillae rei ministrum facis, si aliis somnia, aliis exta disponit. Ista nihilominus diuina ope geruntur — Alia ratione fatorum series explicatur, indicia venturi vbique praemittens, ex quibus nobis quaedam familiaria, quaedam ignota sunt - - Cuius rei ordo est, etiam praedictio est.

Man überlege diese Stelle genau, und sage, ob es dem Inhalte derselben zufolge möglich sey, daß die Stoiker jemals so abgeschmackt gegen die Epikurer können gestritten haben, als sie Dacier streiten läßt.

Ist es aber nicht möglich, so muß ja auch die vorgegebene Spötterey des Horaz, und mit ihr die ganze sich darauf gründende Erklärung wegfallen. Es ist nicht nöthig, ihr mehr entgegen zu setzen, ob es gleich etwas sehr leichtes seyn würde; besonders wenn man die Gründe aus der Verdrehung der letzten fünf Zeilen, und aus der gewaltsamen Hineinpressung des Wörtchens sed vor hinc apicem, nehmen wollte.

Nach dieser Widerlegung wird man vielleicht glauben, daß ich die alte Auslegung dieser Ode beybehalten wolle. Doch auch diese kann, meinem Urtheile nach, nicht Statt finden. Die Veränderung der Sekte wäre für den Horaz eine zu wichtige Begebenheit gewesen, als daß er ihrer nicht öfter in seinen Briefen oder Satyren, wo er so unzählich viel Kleinigkeiten von sich einfliessen läßt, hätte erwehnen sollen. Aber überall ist ein tiefes Stillschweigen davon. Auch das kann nicht erwiesen werden, daß Horaz gleich Anfangs der stoischen Philosophie solle zugethan gewesen seyn, welches doch seyn müßte, wann er sie cursus relictos nennen wollen. Ausser diesen schon bekannten Schwierigkeiten, setze ich noch eine neue hinzu, die aus meiner Anmerkung über die Art, mit welcher die Stoiker von der göttlichen Regierung der natürlichen Dinge philosophirten, hergenommen ist. Wenn es wahr ist, daß nach ihren Grundsätzen der Donner am umzognen Himmel nicht mehr und

nicht weniger die Mitwirkung der Götter bewies, als der Donner am heitern Himmel; so kann Horaz den letztern eben so wenig im Ernste als im Scherze als eine Ereignung ansehen, die ihn den Stoikern wieder beyzutreten nöthige. Das erstere ist wahr, und also auch das letztere. Oder will man etwa vermuthen, daß Horaz die stoische Weltweisheit nicht besser werde verstanden haben, als seine Ausleger?

Laßt uns eine beßre Meinung von ihm haben, und ihn, wo möglich, wider ihre unzeitige Gelehrsamkeit vertheidigen! Unzeitig ist sie, daß sie da Sekten sehen, wo keine sind; daß sie Abschwörungen und Spöttereyen wahrnehmen, wo nichts als gelegentliche Empfindungen herrschen. Denn mit einem Worte, ich glaube daß Horaz in dieser Ode weder an die Stoiker noch an die Epikurer gedacht hat, und daß sie nichts ist, als der Ausbruch der Regungen, die er bey einem ausserordentlichen am hellen Himmel plötzlich entstandenen Donnerwetter gefühlt hat. Man sage nicht, daß die Furcht für den Donner etwas so kleines sey, daß man sie dem Dichter schwerlich Schuld geben könne. Der natürliche Zufall, wenn er unerwartet kömmt, ist vermögend auch das männlichste Gemüth auf wenig Augenblicke in eine Art von Bestürzung zu setzen. Und was braucht es mehr, als daß Horaz in einer solchen kurzen Bestürzung einige erhabene und rührende Gedanken gehabt hat, um

das

das Andenken derselben in ein Paar Strophen aufzubehalten? Affect und Poesie sind zu nahe verwandt, als daß dieses unbegreiflich seyn sollte.

Ich will meine Erklärung nicht Zeile auf Zeile anwenden, weil es eine sehr überflüßige Mühe seyn würde. Ich will nur noch eine Vermuthung hinzuthun, die hier mit allem Rechte eine Stelle verdient. Man erinnere sich, was uns Sueton von dem Augustus in dem 90. Hauptstücke seiner Lebensbeschreibung meldet: Tonitrua et fulgura paulo infirmius expauescebat, vt semper et vbique pellem vituli marini circumferret, pro remedio: atque ad omnem maioris tempestatis suspicionem in abditum et concameratum locum se reciperet. Wie gerne stellt sich ein Hofmann in allen Gesinnungen seinem Regenten gleich! Gesetzt also, Horaz habe sich nicht selbst vor dem Donner gefürchtet, kann er nicht diese Schwachheit, dem August zu schmeicheln angenommen haben? Es scheint mir, als ob dieser Umstand auf die Ode ein gewisses Licht werfe, bey welchem man eine Art von Schönheiten entdeckt, die sich besser fühlen als umständlich zergliedern lassen.

Soll ich noch etwas aus dem Leben des Augustus beybringen, woraus vielleicht eine neue Erklärung herzuholen ist? Ich will gleich voraus sagen, daß sie ein wenig kühn seyn wird; aber wer weis, ob sie

nicht eben das Kühne bey vielen empfehlen wird? Als Augustus, nach dem Tode des Cäsars von Apollonien zurück kam, und eben in die Stadt eintrat, erschien plötzlich am hellen und klaren Himmel ein Zirkel in Gestalt eines Regenbogens, rings um die Sonne; und gleich darauf schlug der Donner auf das Grabmahl der Julia, des Cäsars Tochter. Diese Ereignung ward, wie man sich leicht vorstellen kann, zum größten Vortheile des Augustus ausgelegt. Und wie, wann eben sie es wäre, auf welche Horaz hier zielet? Er war zwar, wenn ich die Zeiten vergleiche, damals nicht in Rom, aber kann auch nicht schon die Erzehlung einen hinlänglichen Eindruck auf ihn gemacht haben? Und dieses vielleicht um so viel eher, je lieber es ihn bey seiner Zurückkunft, nach der Schlacht bey Philippis, seyn mußte, eine Art einer göttlichen Antreibung angeben zu können, warum er nunmehr von der Parthey der Mörder des Cäsars abstehe. Wollte man diesen Einfall billigen, so müßte man unter den Göttern, die Horaz wenig verehrt zu haben gestehet, den Cäsar und Augustus, welchen er mehr als einmal diesen Namen giebt, verstehen; und die insanam sapientiam müßte man für den Anhang des Brutus annehmen, welcher in der That zwar ein tugendhafter Mann war, aber auch in gewissen Stücken, besonders wo die Freyheit mit einschlug, die Tugend bis zur Raserey übertrieb. Diese Auslegung, glaube ich, hat ihre Schönheiten,

welche sich besonders in den letzten Zeilen ausnehmen, wo der Dichter von der Erniedrigung des Stolzen, und von der Uebertragung der höchsten Gewalt redet, die er unter dem Bilde des Wipfels will verstanden wissen.

Ich will nichts mehr hinzu setzen, sondern vielmehr nochmals bekennen, daß ich die erstre plane Erklärung, welche ohne alle Anspielungen ist, dieser andern weit vorziehe. Meine Leser aber mögen es halten wie sie wollen, wenn sie mir nur so viel eingestehen, daß nach der letztern, aus dem parcus Deorum cultor et infrequens, wider die Religion des Horaz gar nichts zu schliessen ist, nach der erstern aber nicht mehr, als man aus dem Liede des rechtschaffensten Theologen, in welchem er sich einen armen Sünder nennet, wider dessen Frömmigkeit zu folgern berechtiget ist. Das ist alles, was ich verlange.

Ich weis, daß man noch vieles zur Rettung des Horaz beybringen könnte; ich weis aber auch, daß man eben nicht alles erschöpfen muß.

Rettung
des
Hier. Cardanus.

Rettung des Cardans.

Leser, welche den Cardan kennen, und auch mir zutrauen, daß ich ihn kenne, müssen es schon voraussehen, daß meine Rettung den ganzen Cardan nicht angehen werde. Dieses ausserordentliche Genie hat alle Nachwelt seinetwegen im Zweifel gelassen. Man muß glauben, daß der größte Verstand mit der größten Thorheit sehr wesentlich verbunden ist, oder sein Charakter bleibt ein unauflösliches Räthsel. Zu was hat man ihn nicht gemacht; oder vielmehr zu was hat er sich nicht selbst in einem Werke gemacht, dergleichen ich wollte, daß jeder grosse Mann mit eben der Aufrichtigkeit schreiben müßte! (de vita propria.)

Es wäre ein Wunder, wenn ein so seltner Geist dem Verdachte der Atheisterey entgangen wäre. Hat man oft mehr gebraucht, ihn auf sich zu laden, als selbst zu denken und gebilligten Vorurtheilen die Stirne zu biethen? Selten hat man nöthig gehabt, in der That anstößige Sätze und ein problematisches Leben, wie Cardan, damit zu verbinden.

Eine

Eine augenscheinliche Verleumdung, die man noch nicht aufhört aus einem Buche in das andre überzutragen, treibt mich an, dieses Verdachts in etwas zu gedenken. Man gründet ihn, wie bekannt, auf drey Stücke. Auf ein Buch, welches er wider die Unsterblichkeit der Seele soll geschrieben haben; auf seine astrologische Unsinnigkeit, dem Heilande die Nativität zu stellen; und endlich auf eine gewisse Stelle in seinem Werke de subtilitate.

Von den beyden erstern Gründen werde ich nichts sagen, weil schon andre nur allzuviel davon gesagt haben. Den ersten widerlegt sogleich das soll. Er soll so ein Buch geschrieben haben, welches er zwar nicht drucken lassen, aber doch heimlich seinen Freunden gewiesen. Und wer ist denn der Wehrmann dieses Vorgebens? Kein anderer, als Martinus del Rio. (Dispu. Magic. Tom. I. Lib. II.) Wenn man es noch glauben will, so muß man diesen Spanier nicht kennen. — — Den zweyten Grund vernichten die eignen Worte des Cardans, welche insonderheit der Herr Pastor Brucker aus dessen seltnem Werke, über des Ptolemäus vier Bücher de astrorum iudiciis, angeführet hat. (Hist. Crit. Phil. Tomi IV. Parte altera p. 76.)

Ich werde mich, wie gesagt, hierbey nicht aufhalten; ich wende mich vielmehr sogleich zu dem letztern Punkte, weil ich in der That hoffe, etwas besonders

dabey anzumerken. Man wird es als einen guten Zusatz zu dem Artickel ansehen können, welchen Bayle, in seinem critischen Wörterbuche, von diesem Gelehrten gemacht hat.

Es ist billig, daß man die Ankläger des Cardans zuerst höret. Es sind deren so viele, daß ich nur einen werde das Wort können führen lassen. Dieses mag ein noch lebender Schriftsteller seyn, dessen Buch in seiner Art ein Handbuch der Gelehrten geworden ist; der Herr Pastor Vogt; oder vielmehr de la Monnoye durch diesen. Er führt in seinem Verzeichnisse von raren Büchern, die erstre, und noch eine andre Ausgabe des Cardanischen Werks de subtilitate an, und was er dabey anmerkt, ist folgendes. „Man lieset, sagt er, in diesen ungemein seltnen „Ausgaben eine sehr gottlose und ärgerliche Stelle, „die man in den nachherigen Abdrücken weggelassen „hat. Ich will die ganze Sache mit den Worten „des gelehrten de la Monnoye, im 4 Th. der Menagianen, S. 305, erzehlen. Noch schlimmer als „Pomponaz, sagt dieser, macht es Cardan. In „dem eilften seiner Bücher de subtilitate, vergleicht „er die vier Hauptreligionen kürzlich unter einander; und nachdem er eine gegen die andre hat „streiten lassen, so schließt er, ohne sich für eine zu „erklären, mit diesen unbedachtsamen Worten: igitur his arbitrio victoriae relictis. Das heißt

„auf

„ auf gut deutsch, er wolle es dem Zufalle überlassen,
„ auf welche Seite sich der Sieg wenden werde.
„ Diese Worte veränderte er zwar selbst in der
„ zweyten Ausgabe; dennoch aber ward er drey
„ Jahr darauf von dem Scaliger Exercit. 258. n.
„ 1. sehr bitter deßwegen bestraft, weil der Sinn
„ derselben sehr schrecklich ist, und die Gleichgültig-
„ keit des Cardans, in Ansehung des Sieges, deut-
„ lich beweiset, welchen eine von den vier Religionen,
„ es möge nun seyn welche es wolle, entweder durch
„ die Stärke der Beweise, oder durch die Gewalt
„ der Waffen, davon tragen könne.

Aus dieser Anführung erhellet, daß Scaliger der erste gewesen ist, den die Stelle, wovon ich rede, zum Anstosse gereicht hat. Man darf aber nicht glauben, daß von ihm bis auf den de la Monnoye sie von keinem andern sey gerüget worden. Marinus Mersennus ist in seiner Auslegung des ersten Buchs Mosis (S. 1830.) darwider aufgestanden, und hat sie für nichts schändlichers, als für einen Inbegrif des berüchtigten Buchs von den drey Betriegern gehalten. Aus dem Mersennus hat sie hernach besonders Marhof (Polyh. T. I. Lib. I. c. 8. §. 6.) Bücherkennern bekannt gemacht, und diese haben sie einander redlich aus einer Hand in die andre geliefert.

Reimann, (Hist. vniuers. Atheismi et Atheorum

 rum

rum p. 365. et 547.) die hällischen Verfasser der Obseruat. selectarum (Tom. X. p. 219.) Freytag (Analect. litteraria p. 210.) die Bibliothek des Salthenius (p. 272.) sagen alle eben dasselbe. Alle nennen die angeführte Stelle locum impium et scandalosissimum, locum offensionis plenissimum. Ich muß diesen noch einen Freund von mir beysetzen, nehmlich den Herrn Adjunct Schwarz in Wittenberg, welcher in seiner ersten Exercitation in vtrumque Samaritanorum Pentateuchum, gelegentlich eben diese Saite berührt.

Was wird man aber von mir denken, wenn ich kühnlich behaupte, daß alle diese Gelehrte, entweder nur Nachbeter sind, oder, wenn sie mit ihren eignen Augen gesehen haben, nicht haben construiren können. Ich sage: nicht können; denn auch das kann man nicht, woran uns die Vorurtheile verhindern.

Ich für mein Theil, habe es dem nur gedachten Herrn Adjunct Schwarz zu danken, daß ich nicht in das gemeine Horn mit blasen darf. Bey ihm habe ich die allererste Ausgabe des Cardanschen Werks de subtilitate in die Hände bekommen, und sie mit um so viel grössrer Begierde durchblättert, da eben dasselbe Exemplar dem Philipp Melanchthon zugehöret hatte, von dessen eigner Hand, hier und da, einige kleine Noten zu lesen waren. Es war mir leid, daß ich den nunmehrigen Besitzer desselben von der Richtigkeit meiner Anmerkung nicht überzeugen konnte.

Ich will mich nicht länger verweilen, sie dem Leser vorzulegen; vorher aber nur noch einige Worte von der ersten Ausgabe selbst gedenken. Aus einigen Kleinigkeiten schliesse ich, daß sie Herr Vogt nicht selbst gesehen hat. Man vergleiche nur folgenden Titel mit dem seinigen: HIERONYMI CARDANI, Medici Mediolanensis, de subtilitate Libri XXI. ad illustr. Principem Ferrandum Gonzagam, Mediolanensis Prouinciae praefectum. Nach dieser Aufschrift folgt auf dem Titel selbst, eine kleine Anrede des Druckers an den Leser, in welcher er ihm die Vortreflichkeit des Buchs anpreiset. Hier ist sie: *Ioh. Petreius* Lectori: Habes hoc in libro, candide Lector, plus quam sesquimille, variarum non vulgarium, sed difficilium, occultarum et pulcherrimarum rerum causas, vires et proprietates, ab authore hinc inde experimento obseruatas: quae non solum propter cognitionem delectabiles, sed etiam ad varios vsus, tum priuatos tum publicos, multo vtiliores quam hactenus plurimorum scripta, quae etsi ex philosophia sint, minoris tamen momenti esse, legens haec et illa, haud mecum dissentiet; vti singula in adiecto indice perspicue licet cernere. Unter diesem kurzen Buchhändler-panegyrico stehet endlich: Norimbergae apud Io. Petreium, iam primo impressum, cum Priuilegio Caes. atque Reg. ad Sexennium. Ao. MDL. Das

Format ist Folio; die Stärke, 373 Blätter, ohne das Register.

Nunmehr wird man es mir hoffentlich zutrauen, daß ich die streitige Stelle wirklich aus der ersten Originalausgabe anführen werde. — — Aber man erlaube mir, daß ich es nicht lateinisch thun darf. Das Latein des Cardans ist so schlecht, daß der Leser nichts dabey einbüßt, wenn er es auch schon, in eben so schlechtes Deutsch verwandelt sieht. Denn habe ich nicht die Güte des Ausdrucks auch in der Uebersetzung beybehalten müssen? Hier ist sie also:

Stelle aus dem XIten Buche des Cardanus *de subtilitate.*

„ Die Menschen sind von je her, an Sprache, Sitten und Gesetzen, eben so sehr unter sich von einander unterschieden gewesen, als die Thiere von ihnen. Bey den Verehrern des Mahomets wird ein Christ, und bey beyden ein Jude nicht höher geschätzt, als der verworfenste Hund: er wird verspottet, verfolgt, geschlagen, geplündert, ermordet, in die Sklaverey gestossen, durch die gewaltsamsten Schändungen gemißhandelt, und mit den unsaubersten Arbeiten gemartert, so daß er von einem Tiger, dem man die Jungen geraubet, nicht so viel auszustehen haben würde. Der Gesetze aber sind viere; der Götzendiener, der Juden, der Christen und der Mahometaner.

Der

Der Götzendiener zieht sein Gesetz aus vier Gründen vor. Erstlich weil er so oft, in den Kriegen wider die Juden, den Sieg davon getragen habe, bis es ihm endlich gelungen, ihre Gesetze ganz und gar zu vertilgen; es müsse daher dem höchsten Werkmeister und Regenten, die Verehrung eines einzigen Gottes nicht mehr, als die Verehrung vieler Götter gefallen haben. Hernach sagen sie; so wie es sich, wenn das Volk einen obersten Regenten über sich habe, für jeden gezieme, in Privatsachen und besonders in Kleinigkeiten, seine Zuflucht vielmehr zu den Befehlshabern und Hofleuten desselben zu nehmen, als dem Könige selbst, um jeder Ursach Willen, beschwerlich zu fallen: eben so müsse man, da der höchste Gott sich um das, was hier auf Erden vorgeht, und wovon die Angelegenheiten der Privatpersonen den allerkleinsten Theil ausmachen, sehr wenig bekümmert, vielmehr zu den Göttern, die dieser höchste Gott zu seinen Dienern geordnet hat, bey nicht wichtigen Dingen fliehen, als daß man denjenigen selbst, den kein Sterblicher nicht einmal mit den Gedanken erreichen kann, aus jeder nichtswürdigen Ursache, mit Bitten belästige. Endlich behaupten sie, daß durch dieses Gesetz und durch diese Beyspiele, indem sie Hoffnung machten, nach dieser Sterblichkeit göttlich verehrt zu werden, viele wären angetrieben worden, sich durch Tugenden berühmt zu machen, als Herkules, Apollo, Jupiter, Mercurius, Ceres. Was aber

die Wunder anbelange, so könnten sie eben sowohl, Exempel der offenbaren Hülfe ihrer Götter und Orakelsprüche anführen, als irgend andre. Auch sey unsre Meinung von Gott und dem Ursprunge der Welt, nicht allein nicht weniger abgeschmackt, sondern auch noch abgeschmackter, als ihre, welches aus dem Streite unter den andern Gesetzen, und aus dem Hasse derselben gegen alle Weltweise, als die Urheber der Wahrheit, erhelle. Diese aber werfen ihnen die Menschenopfer, die Verehrung todter Bildsäulen, und die Menge der Götter vor, welche auch von den ihrigen selbst verlacht würden; deßgleichen die schändlichen Laster dieser ihrer Götter, die man sich schon an einem Menschen einzubilden schäme, und die undankbare Vergessung des allerhöchsten Schöpfers.

Nachdem diese also, auf besagte Art, widerlegt worden, so steht der Jude wider die Christen auf. Wenn in unserm Gesetze, sagt er, Fabeln enthalten sind, so sind sie alle, auch auf euch gekommen, die ihr unser Gesetz annehmet. Die Einheit GOttes hat niemand so unverfälscht verehret als wir; und von uns stammet diese Wahrheit auch her. Ferner kan sich kein Gesetz so grosser Wunder und Zeichen, und kein Volk eines solchen Adels rühmen. Hierauf aber sprechen die übrigen wider dieses Gesetz: alles das, was untergegangen sey, müsse Gott nicht gefallen haben; sie die Juden hätten wider ihre Prophe-

ten gewüthet; ihr Volk wäre allezeit der ganzen Welt ein Abscheu gewesen, und diejenigen, welche von den Christen und Mahometanern verehret würden, die befehle ihnen ihr eignes Gesetze anzubeten.

Nachdem auch dieses Gesetz übern Haufen geworfen, so streitet nunmehr der Christ wider den Mahometaner. Dieser Streit ist schärfer und wird auf beyden Theilen mit grossen Kräften unterstützet, von welchen das Wohl ganzer Reiche und Länder abhängt. Der Christe stützet sich besonders auf vier Gründe. Erstlich auf das Zeugniß der Propheten, welche alles, was sich mit Christo zugetragen, so genau erzehlten, daß man glauben sollte, es sey nicht vorher gesagt, sondern nachdem alles schon geschehen, aufgeschrieben worden. Diese aber melden nicht das geringste von dem Mahomet. Zweytens auf das Ansehen der Wunderwerke Christi, die von solcher Grösse und Beschaffenheit gewesen sind, daß sie mit den Wundern der Mahometaner in keine Vergleichung kommen: wie zum Exempel die Auferweckung der Todten, des Lazarus, des Mägdleins und des Sohnes der Wittwe. Die Wunderwerke der Mahometaner hingegen, das Herabfallen der Steine von den schwarzen Vögeln, oder die Verbergung in der Höhle, wie er in seinem Korane lehret, oder dieses, daß er in einer Nacht von Mecca nach Jerusalem wäre geschickt, oder versetzt worden, oder seiner Aufnahme

in den Himmel, oder seine Zertheilung des Mondes; alle diese können entweder nicht mit Zeugen bestätiget werden, oder sind ganz und gar keine Wunder. Daß Steine von Vögeln herabgeschmissen werden, dieses ist zwar etwas wundersames, und mag es immerhin gewesen seyn, aber kein Wunder ist es nicht: daß der Mond zertheilt scheinet, dieses ist weder ein Wunder noch etwas wundersames. Von Mecca nach Jerusalem versetzt worden, oder in den Himmel hinansteigen, dieses wäre zwar ein Wunder, allein die Zeugen mangeln ihm. Der dritte Grund wird von den Gebothen Christi hergenommen, welche nichts enthalten, was mit der Moral oder mit der natürlichen Philosophie streitet. Was sein Leben anbelangt, darinne kan es ihm niemand gleich thun, und wenn es auch der allerbeste wäre; aber es nachahmen kann ein jeder. Wie? kann sag ich? Ja, so viel du dich von seinem Exempel entfernst, so viel Gottlosigkeit nimmst du an. Mahomet hingegen räth Mord und Krieg und den Thurm im Paradiese; das Paradies aber beschreibt er so, daß man darinne heyrathe, von schönen Knaben bedient würde, Fleisch und Aepfel esse, Nektar trinke, auf seidnen Betten liege, und unter dem Schatten der Bäume Edelsteine und seidne Lager besitze. Welcher gesunde Verstand wird dadurch nicht beleidiget? Und wie abgeschmackt ist nicht jenes Vorgeben im Korane, nach welchem Engel und Gott für den Mahomet beten sollen?

len? Desgleichen die Erdichtung, daß Gott von der Erde gen Himmel hinansteige, und daß er selbst bey den Geistern, seinen Dienern, schwöre. Was soll man von der Historie mit dem Kameele, wenn es anders eine Historie, und nicht vielmehr eine Fabel ist, sagen, die wenigstens fünfmal wiederhohlet wird? Hierzu kömmt noch als der letzte Grund für die Christen dieses, daß unser Gesetz von sehr wenigen unerfahrnen und armen Leuten, gegen so viele Kayser und reiche Priester der Götzen ist geprediget worden, und daß es, da es auch schon von innerlichen Spaltungen geschwächt war, dennoch des ganzen Erdkreises sich bemächtiget hat.

Nun haben aber auch die Mahometaner fünf Beweisgründe für sich. Erstlich sagen sie: Die Christen verehrten die Einheit Gottes nicht so lauter, als sie; die Christen gäben ihm einen Sohn, welcher ebenfalls Gott sey. Wann aber, fahren sie fort, mehrere Götter sind, so werden sie auf einander erbittert seyn, weil dieses bey einem Reiche etwas unvermeidliches ist, daß es von vielen ohne Eifersucht nicht kann verwaltet werden. Es ist aber auch etwas gottloses, dem erhabensten Gott, dem Schöpfer aller Dinge einen beyzugesellen, der ihm gleich sey, da er doch der allerhöchste ist, und ihm einen Sohn zu geben, da er doch keinen braucht, und ewig ist. Ueber das also, sagen sie, was die Christen ihm beylegen, em-

pören sich die Himmel, und die Erde flieht vor Entsetzen davon. GOtt wird daher bey ihnen eingeführet, als ob er sich beklagte; und Christus, als ob er sich entschuldigte; daß er sich dieses nicht selbst, sondern, daß es ihm andre, wider seinen Willen, beygelegt hätten. Der zweyte Beweisgrund kömmt von dem Mahomet selbst, welcher den Christen zur Last legt, daß sie die Bilder anbeten, und daß sie also Verehrer der Götter, und nicht eines einzigen Gottes zu seyn scheinen. Hierauf folgt der dritte Beweisgrund, welcher aus dem Erfolge hergenommen ist, indem sie schon so viele Siege erfochten, und schon so viele Provinzen erobert hätten, daß das christliche Gesetz kaum ein Theil des Mahometischen würde zu nennen seyn, wann nicht, durch Vorsorge unsers Kaysers, schon zum Theil eine andre Welt, in der christlichen Religion wäre unterrichtet worden. Ist es aber, sagen sie, nun nicht wahrscheinlich, daß Gott denjenigen wohlwolle, welche einen richtigern Glauben haben? Er könnte ja so viele, mit der allerkleinsten Hülfe retten, wenn er sich nicht von ihnen abgewandt hätte, und sie freywillig verderben wollte. Was aber ihr Leben und ihre Sitten anbelangt, so geben diese ihrem Gesetze kein geringes Ansehen, indem auf eine ganz umgekehrte Weise, wir dem Mahomet und sie Christo nachzuahmen scheinen; sie beten, sie fasten, sie bedienen sich einer sehr simpeln, ja der allersimpelsten Tracht, sie enthalten sich des

Mor-

Mordes, der Glücksspiele, des Ehebruchs, und der abscheulichen Lästerungen gegen Gott, von welchen vier Lastern hauptsächlich die Völker der Christenheit, fast ganz und gar überschwemmt sind. Und was sagt man, wenn man die Ehrbarkeit ihrer Weiber, und die Verehrung ihrer Tempel betrachten will? Was endlich die Wunder anbelangt, so behaupten sie, daß wir nur erzehlte Wunder haben, sie aber noch bis jetzt gegenwärtige. Einige enthalten sich viele Tage lang des Essens; andre brennen sich mit Feuer, und zerfleischen sich mit Eisen, ohne das geringste Zeichen eines Schmerzes von sich zu geben. Viele können durch den Bauch reden, welche ehedem Engastrimuthi genennt wurden; dieses aber können sie besonders alsdenn, wenn sie gewisse Orgia begehen, und sich im Kreise herumdrehen. So wie es mit diesen drey Punkten seine völlige Richtigkeit hat, indem sie, wie wir oben erinnert haben, natürlicher, obgleich wundersamer Weise zugehen; so ist es hingegen eine blosse Erdichtung, daß bey ihnen auch Kinder von Weibern, ohne Beyschlaf, gebohren würden. Auch sogar ihre Heiligen haben sie, welche durch wunderbare Hülfleistungen berühmt sind: den Sedichasim zum Siege; den Vanus zum Frieden; den Ascichus zur Wiederversöhnung der Eheleute; den Mirtschinus zur Bewahrung des Viehes; den Chidirelles für die Reisenden, der auf einem bunten Pferde sitzend, ihnen begegnen, und den rechten Weg zeigen soll. Sie

heben auch noch die Schuh desjenigen auf, welcher von einem Könige unschuldiger Weise verdammt, und in einem glühenden Ofen geworfen worden, gleichwohl aber, nach Art der drey Männer im Feuerofen, deren die heilige Schrift gedenkt, unversehrt davon gekommen sey. Ganz bekannt ist endlich auch das Wunder des Mirathbeg, eines türkischen Regenten, welchen die Lateiner Amurath nennen, wodurch er aus einem grossen und kriegerischen Könige, ein Priester geworden ist, und sich freywillig in ein Kloster eingeschlossen hat. —

So weit gehet der Streit, den Cardan die vier Religionen unter einander führen läßt. Noch sind einige Perioden davon übrig, die ich aber noch wenig Augenblicke versparen will, um die Rettung meines Philosophen desto in die Augen fallender zu machen. Man erlaube mir vor allen Dingen einige Anmerkungen über das, was man gelesen hat, zu wagen.

Warum verdammt man eigentlich diese Stelle? Ist die Vergleichung der verschiednen Religionen, an und vor sich selbst, strafbar; oder ist es nur die Art, mit welcher sie Cardan unternommen hat?

Das erste, wird man sich wohl nicht in den Sinn kommen lassen, zu behaupten. Was ist nöthiger als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher als Ueberzeugung, ohne vorhergegange-

ne

ne Prüfung? Man sage nicht, daß die Prüfung seiner eignen Religion schon zureiche; daß es nicht nöthig sey, die Merkmahle der Göttlichkeit, wenn man sie an dieser schon entdeckt habe, auch an andern aufzusuchen. Man bediene sich des Gleichnisses nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wisse, man sich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. — — Man lernt nicht diese durch jenen, sondern jenen durch diese kennen. Und benimmt man sich nicht, durch die Anpreisung dieser einseitigen Untersuchung, selbst die Hofnung, daß die Irrgläubigen aus Erkenntniß unsre Brüder werden können? Wenn man dem Christen befiehlt, nur die Lehren Christi zu untersuchen, so befiehlt man auch dem Mahometaner, sich nur um die Lehre des Mahomets zu bekümmern. Es ist wahr, jener wird darüber nicht in Gefahr kommen, einen bessern Glauben für einen schlechtern fahren zu lassen; allein dieser wird auch die Gelegenheit nicht haben, den schlechtern mit einem bessern zu verwechseln. Doch was rede ich von Gefahr? Der muß ein schwaches Vertrauen auf die ewigen Wahrheiten des Heilandes setzen, der sich fürchtet, sie mit Lügen gegen einander zu halten. Wahrer als wahr, kann nichts seyn; und auch die Verblendung hat da keine Statt, wo ich auf der einen Seite nichts als Unsinn, und auf der andern nichts als Vernunft sehe. Was folgt also daraus? Daß der Christ, bey der Vergleichung der Religio-

Bayerische Staatsbibliothek München

nen, nichts verlieren, der Heide, Jude und Türke aber unendlich viel gewinnen kann; daß sie nicht nur, nicht zu untersagen, sondern auch anzupreisen ist.

Cardan muß also in der Art dieser Vergleichung gefehlt haben. Wir wollen sehen. Es kann auf eine gedoppelte Art geschehen seyn. Entweder er hat die Gründe der falschen Religionen allzustark, oder die Gründe der wahren allzu schwach vorgestellt.

Hat er wohl das letztere gethan? — Ich verlange unpartheyische Leser; und diese sollen es mir sagen, ob einer von allen den unzehlbaren Gottesgelehrten und Weltweisen, welche nach dem Cardan die Wahrheit der christlichen Religion erwiesen haben, einen Grund mehr, oder eben dieselben Gründe stärker vorgetragen hat, als er. Weitläuftiger wohl, aber nicht stärker. Man weis, daß die vornehmsten derselben die historischen sind; und welche Art von ihnen vermißt man hier? Man kann dieser Arten drey annehmen. Historische Gründe, welche aus den Zeiten vor der Menschwerdung des Heilandes hergenommen sind; historische Gründe aus den Zeiten des Heilandes selbst, und endlich historische Gründe, aus den Zeiten die nach ihm gefolget sind. Die ersten sind diejenigen, die uns die Propheten an die Hand geben; die andern sind die, welche auf den Wundern unsers Erlösers beruhen, und die dritten werden aus der Art, wie die christliche Religion ausgebreitet worden, hergeholt. Alle diese hat Car-

dan mit wenig Worten, aber mit sehr nachdrücklichen, berührt. Was kann man von den Vorherverkündigungen der jüdischen Propheten stärkers sagen, als dieses: daß sie in Christo so genau erfüllet worden, daß man sie eher für Erzehlungen, die nach geschehener Sache aufgesetzt worden, als für das, was sie sind, halten sollte? Kann die Zweydeutigkeit derselben mit ausdrücklichern Worten geleugnet werden? Ich will nicht hoffen, daß man mit lieblosen Vermuthungen soweit gehen werde, daß man behaupte, Cardan habe, eben durch diesen Zusatz, sie verdächtig machen, und ganz von weitem anzeigen wollen, für was man sie eigentlich zu halten habe. So unsinnig kann kein vernünftiger Mann seyn, welcher es weis, daß noch jetzt ein ganzes Volk ihr unverfälschtes Alterthum, zu seiner eignen Widerlegung, behauptet — Auch von den Wundern Christi spricht unser Philosoph sehr scharfsinnig, und bemerkt zwey Dinge dabey, deren eines bey den Wundern der falschen Religionen immer mangelt. Er behauptet, daß sie wirkliche Wunder sind, und behauptet, daß sie, als solche von glaubwürdigen Zeugen bekräftiget worden. Er unterscheidet sie also von den Täuschereyen eines gelehrten Betriegers, welcher einem unwissenden Pöbel das Seltene für das Göttliche, und das Künstliche für das Wunderbare verkauft. Er unterscheidet sie auch ferner von den Prahlereyen der Schwärmer, die wer weis was wollen gethan haben; nur Scha-

de, daß es niemand gesehen hat. Kann man ihre Glaubwürdigkeit besser, oder kann man sie nur anders beweisen? — Endlich sehe man auch wie gründlich er von dem Beweise aus der Fortpflanzung der christlichen Religion redet. Er berührt nichts davon, als was wirklich eine schliessende Kraft hat; und läßt alles Zweifelhafte weg. Er sagt: sie ward von armen Leuten geprediget; man kann sie also aus keinen eigennützigen Absichten angenommen haben: und diese armen Leute waren noch dazu unwissend, folglich waren sie denen, die sie bekehrten, am Verstande nicht überlegen, und was sie vermochten, war einer höhern Kraft zuzuschreiben. Er bemerkt den Widerstand der ihnen natürlicher Weise unüberwindlich gewesen wäre; und bemerkt auch etwas, welches ich nur von wenigen bemerkt finde. Dieses nehmlich, daß unsre Religion auch alsdann nicht aufgehört hat, sich die Menschen unterwürfig zu machen, da sie von innerlichen Sekten zerrissen und verwirret war. Ein wichtiger Umstand! Ein Umstand, welcher nothwendig zeigt, daß in ihr etwas seyn müsse, welches unabhänglich von allen Streitigkeiten seine Kraft zu allen Zeiten äussert. Und was kann dieses anders seyn, als die immer siegende Wahrheit? Cardan läßt bey diesem Beweise nichts weg, als das, was ich wünschte, daß man es immer weggelassen hätte. Das Blut des Märtyrer nehmlich, welches ein sehr zweydeutiges Ding ist. Er war in ihrer

Geschich-

Geschichte, ohne Zweifel, allzuwohl bewandert, als daß er nicht sehr viele unter ihnen bemerken sollte, die eher Thoren und Rasende genannt zu werden verdienen, als Blutzeugen. Auch kannte er ohne Zweifel das menschliche Herz zu gut, als daß er nicht wissen sollte, eine geliebte Grille könne es eben so weit bringen, als die Wahrheit in allem ihren Glanze. Kurz, er ist nicht allein ein starker Verfechter des christlichen Glaubens, sondern auch ein vorsichtiger. Zwey Dinge, die nicht immer beysammen sind. — — Man betrachte noch das Uebrige! Cardan hätte es bey den historischen Gründen können bewenden lassen; denn wer weis nicht, daß, wann diese nur ihre Richtigkeit haben, man sonst alle Schwierigkeiten unter das Joch des Glaubens zwingen müsse? Allein er ist zu klug, diese Aufopferung der Vernunft, so gerade hin, zu fordern. Er behauptet vielmehr, daß die ganze Lehre Christi nichts enthalte, was mit der Moral und mit der natürlichen Weltweisheit streite, oder mit ihr in keine Einstimmung könne gebracht werden: nihil continent praecepta Christi a philosophia morali aut naturali *obsonum*, sind seine eigne Worte. Das ist alles, was man verlangen kann! Man sage nicht, daß er dadurch auf einer andern Seite ausgeschweift sey, und unsrer Religion ihre eigenthümlichen Wahrheiten, auf welche die Vernunft, vor sich allein, nicht kommen kann, absprechen wolle. Wenn dieses seine Meinung gewesen

wäre, so würde er sich ganz anders ausgedrückt haben; die Lehre Christi, hätte er sagen müssen, enthält nichts anders, als was die Moral und natürliche Philosophie enthält; nicht aber: was sie enthält, harmonirt mit diesen. Zwey ganz verschiedne Sätze! Besonders dringt er auf die Vortreflichkeit der christlichen Moral, und sagt klar, daß nur Christus das vollkommenste Muster aller Tugenden sey: illius vitam aequare nemo quamuis optimus, imitari autem quilibet poteſt. Quid poteſt? imo quantum ab illius exemplo abſcedis, tantum nefarii moris induis. Man wäge diese Worte, die ich vielleicht in der Uebersetzung zu schwach gegeben habe! Aber man sage mir nun endlich auch, ob man mehr Gutes von unsrer Religion sagen könne? Wer mehr Gründe verlangt, verräth, meines Erachtens, Lust, gar keine Statt finden zu lassen; und wer mehrere beybringt, Begierde, lieber viele und schlechte, als wenige und gute zu haben. Mit einem Worte, ich halte diese Stelle des Cardans für den gründlichsten Auszug, den man aus allen Vertheidigungen der christlichen Religion, die, vor ihm und nach ihm, sind geschrieben worden, machen kann.

Noch ist der zweyte Fall zurück. Wann Cardan die Gründe für die Wahrheit nicht geschwächt hat, so kann er doch der Lügen Farbe und Leben gegeben, und sich dadurch verdächtig gemacht haben. Auch dieses verdient erwogen zu werden.

Vor

Vor allen Dingen frage ich also; ob es erlaubt sey, bey Untersuchung der Wahrheit, sich die Unwissenheit seines Gegners zu Nutze zu machen? Ich weis wohl, daß man in bürgerlichen Händeln nicht nöthig hat, seinem Widersacher Beweise gegen sich an die Hand zu geben, ohne die er seine Sachen sogleich verlieren müßte. Man würde vielmehr denjenigen für einen Rasenden halten, der es thäte, wann er nicht gewiß wäre, daß er, alles und jedes, auf das augenscheinlichste widerlegen könne. Aber warum? Weil sein Verlust nothwendig mit des andern Gewinne verbunden ist; und weil man von einem Richter weiter nichts fordern kann, als daß er mit seinem Ausspruche auf diejenige Seite tritt, welche das meiste Recht vor sich zu haben scheinet. Dieses aber findet sich, bey den Streitigkeiten, welche die Wahrheit zum Vorwurfe haben, nicht. Man streitet zwar um sie; allein es mag sie der eine oder der andre Theil gewinnen, so gewinnt er sie doch nie für sich selbst. Die Parthey welche verlieret, verlieret nichts als Irrthümer; und kann alle Augenblicke an dem Siege der andern, Theil nehmen. Die Aufrichtigkeit ist daher das erste, was ich an einem Weltweisen verlange. Er muß mir keinen Satz deswegen verschweigen, weil er mit seinem System weniger überein kömmt, als mit dem System eines andern; und keinen Einwurf deswegen, weil er nicht mit aller Stärke darauf antworten kann. Thut er es aber,

so ist es klar, daß er aus der Wahrheit ein eigennütziges Geschäfte macht, und sie in die engen Grenzen seiner Untrüglichkeit einschliessen will. — Diese Anmerkung also voraus gesetzt, möchte ich doch wissen, wie man eine ernsthafte Beschuldigung daraus machen könne, wenn ein Philosoph auch die falschen Religionen, und die aller gefährlichsten Sophistereyen, in das aller vortheilhafteste Licht setzt, um sich die Widerlegung, nicht sowohl leicht, als gewiß zu machen? Ich möchte doch wissen, was denn nunmehr daraus folgte, wann es auch wahr wäre, daß Cardan, den heidnischen, jüdischen und türkischen Glauben, mit so vielen und starken Gründen unterstützt hätte, daß auch die allerfeinsten Köpfe von ihren eignen Anhängern nichts mehr hinzu thun könnten? Würden sie deßwegen weniger falsch bleiben, oder würde unser Glaube deßwegen weniger wahr werden? — — Doch es fehlt so viel, daß Cardan dieses gethan habe, daß ich ihm vielmehr, zu meinem grossen Leidwesen, gleich das Gegentheil Schuld geben muß.

Ich behaupte also, er sey mit keiner einzigen Religion aufrichtig verfahren, als mit der christlichen; die übrigen alle hat er mit den allerschlechtesten Gründen unterstützt, und mit noch schlechtern widerlegt. Man braucht nur ohne Vorurtheile zu seyn, um hierinne mit mir überein zu kommen. Ich will von der heidnischen nichts, und von der jüdischen nur wenig

geden=

gedenken. Wider diese läßt er die übrigen drey den Einwurf machen: daß GOtt dasjenige nicht könne gefallen haben, was er habe lassen untergehen. Ist sie denn untergegangen die jüdische Religion? Wie wann ihr jetziger Zustand, nichts als eine verlängerte Babylonische Gefangenschaft wäre? Der Arm, der sein Volk damals rettete, ist noch jetzt ungeschwächt. Vielleicht hat der Gott Abrahams, die Schwierigkeit, die Nachkommenschaft dieses Frommen wieder in ihr Erbtheil zu führen, nur darum sich so häuffen, und nur darum so unübersteiglich werden lassen, um seine Macht und Weisheit in einem desto herrlichern Glanze, zur Beschämung ihrer Unterdrücker, an Tag zu legen. Irre dich nicht, Cardan, würde ihn ohne Zweifel ein rechtgläubiger Israelite geantwortet haben; unser Gott hat uns so wenig verlassen, daß er auch in seinen Strafgerichten, noch unser Schutz und Schirm bleibt. Wann er nicht über uns wachte, würden wir nicht längst von unsern Feinden verschlungen seyn? Würden sie uns nicht längst von dem Erdboden vertilgt, und unsern Namen aus dem Buche der Lebendigen ausgelöschet haben? In alle Winkel der Welt zerstreuet, und überall gedrückt, beschimpft und verfolgt, sind wir noch eben die, die wir, vor tausend und viel mehr Jahren gewesen sind. Erkenne seine Hand, oder nenne uns ein zweytes Volk, das dem Elende so unüberwindliche Kräfte entgegen setzt, und bey allen Trübsalen

den Gott anbetet, von dem diese Trübsalen kommen; ihn noch nach der Weise ihrer Väter anbetet, die er mit guten überschüttete. Was dieser Gott zu dem Satan sagte, als er seinen Mann, Hiob, auf die Probe stellen wollte: Siehe da, er sey in deiner Hand, doch schone seines Lebens! eben das sprach er zu unsern Feinden: mein Volk sey in eurer Hand, doch schonet seines Lebens! da sind die Grenzen eures Tobens; Da ist das Ufer, an welchem sich die Wellen eures Stolzes brechen sollen! Bis hierher und nicht weiter! Fahrt nur fort uns zu plagen; machet der Bedrengnissen kein Ende; ihr werdet den Zweck nicht erreichen, den ihr sucht. Er hat ein schönet gesprochen; und was er spricht ist wahr. Umsonst werden Bildads und Zophars, aus unserm eignen Geschlechte, aufstehen, und an unsrer guten Sache zweifeln; umsonst werden uns unsre eigne Weiber zurufen: haltet ihr noch fest an eurer Frömmigkeit? Ja, segnet Gott und sterbt! Wir wollen ihm nicht segnen; denn endlich wird er doch in einem Wetter herabfahren, und unser Gefängniß wenden, und uns zweyfältig so viel geben, als wir gehabt haben. — — Ich will meinen Israeliten nicht weiter reden lassen; es sey nur eine Probe wie leicht er die Trugschlüsse des Cardans widerlegen könnte. Und eben so leicht würde ihn auch der Mahometaner eintreiben, gegen dessen Glauben er noch ungerechter gewesen ist. Ungerecht sollte ich zwar vielleicht nicht

sagen;

sagen; weil Unwissenheit, ohne Zweifel, mehr Schuld daran hat, als der böse Wille. Die Nachrichten, die man zu seinen Zeiten, von dem Mahomet und dessen Lehren hatte, waren sehr unzulänglich, und mit tausend Lügen vermengt, welche die christlichen Polemici desto lieber für Wahrheiten annahmen, je ein leichtres Spiel sie dadurch erhielten. Wir haben nicht eher eine aufrichtige Kenntniß davon erhalten, als durch die Werke eines Relands und Sale; aus welchen man am meisten erkannt hat, daß Mahomet eben kein so unsinniger Betrieger, und seine Religion eben kein blosses Gewebe übel an einander hangender Ungereimtheiten und Verfälschungen sey. Aber bey dem allen ist Cardan noch nicht entschuldiget: er, der sich um so viel unbekannte Sachen bekümmerte, hätte sich auch hierum erst bekümmern können, ehe er eine Vergleichung wagte, die eine völlige Erkenntniß voraussetzt, wenn sie einem Philosophen nicht unanständig seyn soll. Und was würde er wohl haben erwiedern können, wann sich ein Muselmann, der eben der gelehrteste nicht zu seyn braucht, folgender Gestalt mit ihm eingelassen hätte. „Man sieht es wohl, mein guter Cardan, daß du ein Christ bist, und daß dein Vorsatz nicht sowohl gewesen ist, die Religionen zu vergleichen, als die christliche, so leicht als möglich, triumphiren zu lassen. Gleich Anfangs bin ich schlecht mit dir zufrieden, daß du die Lehren unsers Mahomets in eine Classe setzest, in wel-

welche sie gar nicht gehören. Das, was der Heide, der Jude und der Christe seine Religion nennet, ist ein Wirwar von Sätzen, die eine gesunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird. Sie berufen sich alle auf höhere Offenbarungen, deren Möglichkeit noch nicht einmal erwiesen ist. Durch diese wollen sie Wahrheiten überkommen haben, die vielleicht in einer andern möglichen Welt, nur nicht in der unsrigen, Wahrheiten seyn können. Sie erkennen es selbst, und nennen sie daher Geheimnisse; ein Wort, das seine Widerlegung gleich bey sich führet. Ich will sie dir nicht nennen, sondern ich will nur sagen, daß eben sie es sind, welche die allergröbsten und sinnlichsten Begriffe von allem, was Göttlich ist, erzeugen; daß sie es sind, die nie dem gemeinen Volke erlauben werden, sich seinen Schöpfer auf eine anständige Art zu gedenken; daß sie es sind, welche den Geist zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen, und ihm ein Ungeheuer bilden, welches ihr den Glauben nennet. Diesem gebt ihr die Schlüssel des Himmels und der Höllen; und Glücks genug für die Tugend, daß ihr sie mit genauer Noth zu einer etwanigen Begleiterin desselben macht! Die Verehrung heiliger Hirngespinster, macht bey euch ohne Gerechtigkeit seelig; aber nicht diese ohne jene. Welche Verblendung! Doch dem Propheten selbst ist es nur zum Theil geglückt, euch die Augen zu eröfnen, und ich sollte es unternehmen? Wirf einen Blick auf

sein Gesetz! Was findest du darinne, das nicht mit der allerstrengsten Vernunft übereinkomme? Wir glauben einen einigen GOtt: wir glauben eine zukünftige Strafe und Belohnung, deren eine uns, nach Maasgebung unserer Thaten, gewiß treffen wird. Dieses glauben wir, oder vielmehr, damit ich auch eure entheiligten Worte nicht brauche, davon sind wir überzeugt, und sonst von nichts! Weißt du also, was dir obliegt, wann du wider uns streiten willst? Du mußt die Unzulänglichkeit unsrer Lehrsätze beweisen! Du mußt beweisen, daß der Mensch zu mehr verbunden ist, als Gott zu kennen, und tugendhaft zu seyn; oder wenigstens, daß ihn beydes die Vernunft nicht lehren kann, die ihm doch eben dazu gegeben ward! Schwatze nicht von Wundern, wann du das Christenthum über uns erheben willst. Mahomet hat niemals dergleichen thun wollen; und hat er es denn auch nöthig gehabt? Nur der braucht Wunder zu thun, welcher unbegreifliche Dinge zu überreden hat, um das eine Unbegreifliche mit dem andern, wahrscheinlich zu machen. Der aber nicht, welcher nichts als Lehren vorträgt, deren Probierstein ein jeder bey sich führet. Wann einer aufstehet, und sagt: ich bin der Sohn Gottes; so ist es billig, daß man ihm zuruft: thue etwas, was ein solcher nur allein thun könnte! Aber wenn ein andrer sagt: es ist nur ein Gott, und ich bin sein Prophet; das ist, ich bin

der-

derjenige, der sich bestimmt zu seyn fühlet, seine Einheit gegen euch, die ihr ihn verkennet, zu retten; was sind da für Wunder nöthig? Laß dich also das Besondre unsrer Sprache, das Kühne in unsrer Art zu denken, welche den geringsten Satz in blendende Allegorien gern einschließt, nicht verführen, alles nach den Worten anzunehmen, und dasjenige für Wunder zu halten, worüber wir selbst sehr betroffen seyn würden, wenn es in der That Wunder wären. Wir schenken euch gar gerne diese übernatürlichen — — ich weis nicht, wie ich sie nennen soll? Wir schenken sie euch, sage ich, und danken es unserm Lehrer, daß er seine gute Sache, nicht dadurch hat verdächtig machen wollen. Auch wirf uns nicht die Gewalt der Waffen vor, bey deren Unterstützung Mahomet predigte. Es ist wahr, er und seine Anhänger haben sehr viel, und Christus und seine Apostel haben gar kein Blut vergossen. Aber glaubst du wohl, daß das, was bey euch eine Grausamkeit gewesen wäre, es bey uns nicht ist? Gieb Acht, es wird auf das vorige hinaus kommen! Wann der, welcher unbegreifliche Dinge vorträgt, die ich höchstens nur deswegen glauben kann, weil ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, der mich nicht hintergehen wird; wann der, sage ich, den Glauben mit dem Schwerde erzwingen will, so ist er der verabscheuungswürdigste Tyrann, und ein Ungeheuer, das den Fluch der ganzen Welt verdienet. Wann

aber der, welcher die Ehre des Schöpfers rettet, halsstarrige Verruchte findet, die nicht einmal das, wovon die ganze Natur zeuget, die nicht einmal seine Einheit bekennen wollen, und diese von dem Erdboden vertilgt, den sie entheiligen, so ist er kein Tyrann; er ist, — — wann du ihn ja keinen Propheten, der Friede verkündiget, nennen willst, nichts als ein rächendes Werkzeug des Ewigen. Oder glaubst du in der That, daß Mahomet und seine Nachfolger ein ander Bekenntniß von den Menschen gefordert haben, als das Bekenntniß solcher Wahrheiten, ohne die sie sich nicht rühmen können, Menschen zu seyn. Weißt du was Abu Obeidach an die von Jerusalem schrieb, als er diesen heiligen Ort belagerte? „ Wir „ verlangen von euch, zu bezeugen, daß nur ein „ Gott und Mahomet sein Apostel ist, und daß ein „ Tag des Gerichts seyn wird, da Gott die Todten „ aus ihren Gräbern erwecken will. Wann ihr die„ ses Zeugniß ablegt, so ist es uns nicht erlaubt, eu„ er Blut zu vergiessen, oder uns an eurem Haab „ und Gut, oder Kindern zu vergreifen. Wollt ihr „ dieses ausschlagen, so bewilliget Tribut zu bezah„ len, und uns unterwürfig zu seyn: sonst will ich „ Leute wieder euch bringen, welchen der Tod süsser „ ist, als euch der Wein und das Schweinefleisch — „ — (*) Siehe, diese Aufforderung ergieng an alle!

(*) Okley aus einer geschriebenen arabischen Geschichte des heiligen Landes.

alle! Nun sprich, verdienten die zu leben, welche nicht einmal die Einheit Gottes und die Zukunft des Gerichts bekennen wollen? Stosse dich nicht daran, daß man von ihnen auch verlangte, den Mahomet für einen Gesandten Gottes zu erklären. Diese Clausel mußte beygefügt werden, um zu ersehen, ob sie auch die Einheit Gottes recht eigentlich annehmen wollten; denn auch ihr behauptet sie anzunehmen, aber wir kennen euch! Ich will nicht weiter in dich dringen; aber lachen muß ich noch zuletzt über dich. Du glaubst, daß wir die sinnlichen Vorstellungen des Paradieses, nach den Buchstaben verstehen. Sage mir doch, wenn ich euern Koran recht gelesen habe, versteht ihr die Beschreibung eures himmlischen Jerusalems auch nach den Buchstaben? — —

Doch ich glaube, das heißt lange genug einen andern reden lassen. Ich ergreife das Wort wieder selbst, und sage, daß es mich, bey so gestallten Sachen, nicht wundern würde, wann besonders die Mahometaner den guten Cardan, im Fall, daß sie ihn einmal kennen lernten, unter ihre boßhaftesten Verleumder rechnen sollten; daß es mich aber sehr wundert, wann die Christen ihn unter die ihrigen rechnen.

Ich habe also noch den lezten Schritt zu thun. — — Je nun, wird man, ohne Zweifel, sagen, so mag denn die Stelle so unschuldig seyn, wie sie will; genug daß Cardan durch einen gottlosen Schluß sein

Inner=

Innerstes nur allzu unglücklich verrathen hat. Das Igitur his arbitrio victoriae relictis, ist so erschrecklich, daß gewiß keine Wendungen zureichen werden, es zu etwas bessern, als zu einer Geringschätzung alles Göttlichen zu machen.

Da sey Gott vor, daß ich Wendungen brauchen wollte! Die Stelle muß sich selbst retten, oder ich will derjenige seyn, welcher am meisten wider sie eifert. Man gehe also einen Augenblick zurück, und sehe wo ich oben auf der 96ten Seite aufhörete. Und sich freywillig in ein Kloster eingeschlossen hat; waren die lezten Worte. Auf diese nun folgen unmittelbar folgende, die ich der grössern Glaubwürdigkeit wegen in ihrer Sprache anführen will. Sed vtinam tam facile esset, arma illorum superare, quam haec obiecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque maior pars vincit meliorem. Doch wollte Gott, heißt dieses, daß man ihre Waffen eben so leicht überwinden könnte, als man diese ihre Einwürfe zunichte machen kann. Allein die Sache ist zu den Waffen gekommen, wo der stärkere Theil meistentheils den bessern überwindet. — — Nunmehr verläßt Cardan auf einmal diese Materie, und wendet sich zu den Verschiedenheiten, die man unter den Gegenden der Erde bemerkt. Die Worte aber, die er zu dem Uebergange braucht, sind die so oft verdammten Worte: Igitur his arbitrio vi-

ctoriae relictis, ad prouinciarum discrimina transeamus.

Wenn ich ein Mann von Ausrufungen wäre, so würde ich mich jezt ganz und gar darinne erschöpfen. Ich würde mit manchem O und Ach zu verstehen geben, daß auch nicht das allerdeutlichste vor lieblosen Verdrehungen sicher sey. Ich würde den guten Cardan bejammern; ich würde allen ehrlichen Gelehrten wünschen, daß sie der liebe Gott ja, für Neider behüten möge, die lieber die Regeln der Grammatik nicht kennen, als nicht verleumden wollen.

Doch ich will alles dieses nicht thun, sondern bloß die Stelle in ihrem Zusammenhange noch einmal hersetzen: Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque maior pars vincit meliorem. Igitur his arbitrio victoriae relictis, transeamus etc. O sagen Sie mir doch, meine Herren, Scaliger, Mersennus, Morhof, de la Monnoye, Vogt, Salthenius, Freytag, Schwarz, worauf geht denn *his*? Warum soll es denn auf den Innhalt zweyer vorhergehenden Seiten gehen, und warum denn nicht auf arma? Warum soll es denn heissen: ich will es auf das gute Glück ankommen lassen, welche von den vier Religionen den Vorzug behaupten wird; und warum denn nicht vielmehr: wir müssen es dem Glücke überlassen, ob die Waffen der Mahometaner, oder die Waffen der Christen die Oberhand, nicht in ihren Lehrsätzen, sondern in den Schlachten, davon tra-

tragen werden? Ist denn beydes etwa einerley? Was haben sie an dem leztern Sinne zu tadeln? Dieses doch wohl nicht, daß sie ihre fromme Galle nicht daran auslassen können? Wenn ein andrer an meiner Stelle wäre, der würde die seinige vielleicht an ihnen auslassen.

Alles dieses ist so klar, daß ich mich wohl hüten will, noch ein Wort hinzu zu setzen. Es würde scheinen, als ob ich mit meinen Lesern selber streiten wollte, die mir ohne Zweifel, gleich bey dem ersten Worte, die ganze Verleumdung eingeräumt haben.

Allein warum hat Cardan gleichwohl diese Worte hernach geändert? — — Als wenn man nur alles änderte, was man selbst für unrecht erkennet; als wenn man es nicht auch oft mit dem allerunschuldigsten thäte, wenn man sieht, daß Gegner Gift daraus saugen wollen.

Hier würde es vielleicht nicht undienlich seyn, zu bestimmen, in welcher Ausgabe diese Veränderung am ersten vorgenommen worden; allein ich muß diese Arbeit demjenigen überlassen, welchem die Mittel dazu nicht fehlen. Ich habe, zu allem Unglücke keine andre Ausgabe bey der Hand als eine von den jüngsten, wo es nicht gar die allerjüngste ist; nehmlich die von 1664 in Basel bey Emanuel König. Und auch von dieser kann ich nicht einmal sagen, nach welcher ältrern Ausgabe sie abgedruckt worden; ich ver-

muthe aber nach derjenigen, welche Cardan, ohne Zweifel in dem Jahre 1560 zum zweytenmale übersah; weil ich, sowohl die zweyte Zuschrift an den Herzog von Suesse, als auch die Actionem primam in Calumniatorem dabey finde. Dem sey unterdessen, wie ihm wolle, ich will so viel thun, als ich thun kann, und die Aenderungen bemerken, die Cardan in dieser ganzen Stelle, nach meiner Ausgabe zu urtheilen, gemacht hat.

Man irret sich sehr, wenn man glaubt, daß er nichts als die Worte Igitur his etc. ausgestrichen und mit andern, weniger anstößigen, wenn Gott will! ersetzt habe. Ich bemerke sonderlich drey Stellen, welche sich in der Original Ausgabe vorzüglich befinden; und in den verbesserten weggeblieben sind. Die erste ist die, welche man im vorhergehenden auf meiner 92 u. 93. Seite findet, wo anstatt der Worte: und wie abgeschmackt, bis seinen Dienern schwöre, Cardan folgende zu setzen für gut befunden hat: Absurda nonne sunt, quod fingant Deum ascendere ad coelum e terris, et quod ipse etiam per Daemones seruos suos iuret. Man sieht also, daß er aufrichtig genug gewesen ist, die abgeschmackte Beschuldigung wegzulassen, die er daselbst dem Korane macht, als ob er lehre, Gott und die Engel beteten für den Mahomet. Allein ich wollte, daß er noch aufrichtiger gewesen wäre, und auch das übrige weggelassen hätte. Denn was will er damit? Wie kann er dem

Korane

Korane etwas zur Last legen, wovon die heilige Schrift selbst nicht frey ist? Wird nicht auch in dieser, von dem Herauf und Herabsteigen Gottes unzähligmal geredet? Und wenn schon nicht darinne gesagt wird, daß Gott bey dem Himmel und bey der Erde schwöre; so schwört er doch bey seiner Seele. Ein Ausdruck der, ohne Zweifel, auch seine Erklärungen nöthig hat. Die zweyte Stelle, ist der ganze erste Beweisgrund der Mahometaner, welcher von der Einheit Gottes, deren Verleugnung sie den Christen Schuld geben, hergenommen ist. (Siehe oben S. 93. von Nun haben aber auch *rc.* bis S. 94. der zweyte Beweisgrund kömmt.) Alles dieses hat er in wenig Worte folgender Gestalt zusammen geschmolzen: At Mahumetani et ipsi munimenta habent. Primum quod Christiani non eam quam ipsi in Deo simplicitatem colant, et quod Christicolae imagines venerentur, videanturque Deorum non Dei vnius cultores. Die dritte Stelle ist endlich die, wo Cardan von den Heiligen der Mahometaner redet, und von der ich in meiner Ausgabe nicht die geringste Spur sehe. Sie geht oben S. 95. von: Auch so gar Heilige haben sie bis zu Ende des ganzen Ortes, Seite 96. eingeschlossen hat. — — Von diesen drey Veränderungen kann man ohne viel Mühe einen Grund angeben, allein was ich von der vierten, die ich gleich anführen will, sagen soll, weis ich nicht. Ich finde nehmlich, daß er auch diejenigen

Worte, die zur Rettung seiner guten Gesinnung so vortreflich sind, nehmlich: Sed vtinam tam facile esset, arma illorum superare quam haec obiecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque maior pars vincit meliorem gänzlich weggelassen hat. Er bricht da ab, wo ich auf der 96ten Seite abgebrochen] habe, und setzt anstatt des berüchtigten Ueberganges nichts als die kahlen Worte: Sed haec parum philosophos attinent, pro quibus institutus est sermo: ad prouinciarum miracula transeamus etc.

Ich nenne diese Worte hoffentlich mit Recht kahl, und wer weis, ob ich ihnen nicht noch ein härter Beywort geben sollte. Dem guten Cardan ist es wie hundert andern Gelehrten gegangen, die sich eben so wenig, als er, auf das Verbessern verstanden haben. Setzt er nicht offenbar für etwas anstößiges, noch etwas anstößigers? Was hindert es, sein haec parum philosophos attinent zu übersetzen: Was hat sich ein Philosoph um die Religionen zu bekümmern? Was geht ihn das abergläubische Zeug an? Ich weis wohl, seine Meinung ist so arg nicht, und er will weiter nichts sagen, als: Dieses geht diejenigen Weltweisen, für die ich hier schreibe, die Naturforscher nehmlich, weniger an. Er meint also nicht die Weltweisen überhaupt, für welche die Religionen allerdings ein sehr würdiger Gegenstand sind. Allein nimmt man denn Gründe an, wenn man verdrehen will?

Ich will nur noch ein Paar Worte von der Ordnung, in welcher die verschiedenen Ausgaben der Bücher de subtilitate, auf einander gefolgt sind, beyfügen, und alsdann mit einer Anmerkung schliessen, die vielleicht von einigen Nutzen seyn kann. Die erste

Aus-

Ausgabe ist ohne allem Streit die oben angeführte von 1550. in Nürnberg. Für die zweyte hält Herr Freytag eine Ausgabe von Basel, ohne Jahrzahl in Folio; für die dritte, die von 1554. gleichfalls in Basel bey Ludovico Lucio, und für die vierte die von 1560. welche in 8vo an eben demselben Orte herausgekommen ist. Ueber diese Folge wird er mir erlauben, einige Anmerkungen zu machen. I. Cardan sagt es ausdrücklich selbst, in seiner Actione prima auf der 728. S. daß die zweyte Ausgabe seines Buchs, 1554, und zwar im Anfange des Jahrs erschienen sey. De la Monnoye, welchen Herr Freytag tadelt, könnte also doch wohl Recht haben, wenn er behauptet, daß die anstößigen Worte in derselben wären verbessert worden. Doch muß ich auch dieses zu des Herrn Freytags Entschuldigung sagen, daß Cardan, wenn er die Ausgabe von 1554 die zweyte nennet, dadurch ohne Zweifel nicht sagen wolle, als ob die erste niemals nachgedruckt worden sey; er nennt sie die zweyte, weil alle die vorhergehenden, als von einer einzigen Originalausgabe abgedruckt, nur für eine, in Ansehung des unveränderten Innhalts, anzusehen sind. II. Weil aber doch auf der Baselschen Ausgabe in Folio ohne Jahrzahl, sehr vieler Verbesserungen gedacht wird, weil man auch so gar die Actio prima auf den Tittel genennt findet, so irret sich Herr Freytag ganz gewaltig, wenn er sie für die zweyte halten will. Wie ist das möglich? Hat dieser Bücherkenner vergessen, daß erst 1557. des Scaligers Exercitationes herausgekommen sind, und daß also die Actio prima, welches eine Antwort darauf seyn soll, von noch spätern Dato seyn muß? III. Warum aber auch nicht, nach des Herrn Freytags Art zu rechnen, die Ausgabe von 1554 die dritte seyn kann, ist dieses der Grund, weil Cardan selbst, auf der 791 S. der Actio prima von einer prima

et secunda Norimbergensi desgleichen von einer Lugdunensi und Lutetiana redet. Von der Lugdunensi nun weis ich gewiß, daß diese 1551. in Octav ans Licht getreten sey, weil sie der Verfasser, des in dem Xten Theile der Obseruationum Hallensium befindlichen Aufsatzes de libris raris ausdrücklich anführt. Ueberhaupt vermuthe ich, daß man aus diesen und vielen andern dabey vorkommenden Schwierigkeiten sich schwerlich jemals werde helffen können, weil die Buchhändler ohne Zweifel auch hier, ein Stückchen nach ihrer Art gespielt, und um einerley Ausgabe mehr als einen Titel gedruckt haben.

Ich komme endlich auf die Anmerkung mit welcher ich schliessen will. Diese Beschuldigung des Cardans, welche ich hoffentlich unwidersprechlich zu Schanden gemacht, haben unsre Litteratores aus den Händen der Katholiken; besonders eines hitzigen Mersennus. Ich will ihnen rathen, daß sie alles, was sie diesen Glaubensgenossen abborgen, vorher wohl untersuchen, ehe sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. Diese Herren haben oft besondre Ursachen, dem und jenem Verfasser einen Schandfleck anzuhängen, welche bey uns wegfallen. Cardanus zum Exempel, läßt die Vielheit der Götter in der streitigen Stelle auf eben die Art vertheidigen, wie sie die Heiligen zu vertheidigen pflegen, dergleichen er auch den Mahometanern beylegt. Sollte dieses die Katholiken nicht etwa weit mehr verdrossen haben, als alles das andre? Allein sie waren vielleicht zu klug, um nicht einen andern Vorwand zu suchen. Ich bitte dieses zu überlegen.

Rettung
des
Inepti Religiosi
und
seines ungenannten Verfassers.

Rettung des INEPTI RELIGIOSI, und seines ungenannten Verfassers.

Diese ganze Rettung wird wider den Herrn Pastor Vogt gerichtet seyn; oder vielmehr sie wird diesem Gelehrten Gelegenheit geben, sich eines Umstandes wegen zu erklären, welcher, wenn er ihm erst nach seinem Tode sollte zur Last gelegt werden, seiner Aufrichtigkeit einen ziemlichen Stoß geben könnte. Ich habe für seine Verdienste alle Hochachtung; ja eben diese Hochachtung ist es, welche mich, diesen Schritt zu thun, bewegt.

Zur Sache! Der Herr Vogt gedenkt in seinem Verzeichnisse rarer Bücher, in dem Buchstaben J. einer Scharteke, welche, zu Anfange der zweyten Helfte des vorigen Jahrhunderts, in Lateinischer Sprache, unter folgendem Titel ans Licht gekommen ist: Ineptus Religiosus ad mores horum temporum descriptus M. I. S. Anno 1652. In Duodez, auf zwey Bogen. Das Urtheil, welches er davon

von fällt, ist folgendes: „ein höchst seltnes aber bö-
„ses und gottloses Büchelchen. Dem Exemplare,
„welches mir der Herr Göring, Superintendent in
„Minden, aus seiner zahlreichen Bibliothek mitge-
„theilet hat, war folgendes am Rande beygeschrie-
„ben: Mente cares, si res tibi agitur seria: rur-
„sus fronte cares, si sic ludis amice Faber. Haec
„sunt Erasmi verba, alia occasione prolata, in
„hunc libellum optime quadrantia. Sh. die
„vermischte Hamburgische Bibl. Band III. S. 581.
„Ich will dasjenige daraus hersetzen, was man in
„dem 45 Paragrapho lieset, und was den Sinn
„des Verfassers verräth: Omnes quaestiones et
„controuersias ab ouo, quod dicitur, semper in-
„cipito. Nihil suppone; semper quaeras: an
„Christus fuerit in rerum natura".

Ich habe an diesem Richterspruche zweyerley von Wichtigkeit auszusetzen: erstlich, daß Herr Vogt seinem Leser von dieser seltnen Schrift einen durchaus falschen Begrif macht; Zweytens, daß er die daraus angeführte Stelle offenbar verfälscht.

Der erste Punct. Herr Vogt macht seinen Lesern einen ganz falschen Begrif davon. Er sagt es sey ein höchst böses und gottloses Büchelchen. Ich aber sage, es sey ein sehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen. Wie werde ich diesen Gegensatz am besten beweisen? Nicht besser, glaube ich, als wenn

ich

ich es den unpartheischen Leser selbst versuchen lasse, was es für Wirkungen bey ihm haben werde, wenn er es von einem Ende zum andern lesen sollte. Dieses also will ich thun; doch um ihm den Verdruß zu ersparen, sich mit dem ziemlich barbarischen Lateine, in welchem es geschrieben ist, zu plagen, lege ich ihm nichts als einen deutschen Auszug davon vor. Einen Auszug, sage ich, und nicht eine Uebersetzung: damit ich in jenem das Gift, wenn anders welches darinnen ist, so nahe zusammen bringen kann, als möglich; und damit dieses auf einem Haufen seine Kräfte gewiß äussere, wann es anders welche äussern kann.

Ich sage also, daß der Ineptus Religiosus eine kleine Schrift ist, die aus einer Zueignungsschrift, aus 53 Paragraphen, aus einem kleinen Gedichte, und endlich aus einer Stelle des Augustinus bestehet. Man betrachte eines nach dem andern. Zuerst die

Zueignungsschrift.

Hier ist das vornehmste davon. — — „ Mein
„ lieber Freund, du befindest dich jetzo ausser deinem
„ Vaterlande, in den am Meere liegenden Ländern
„ Europens; deine größte Begierde geht dahin, daß
„ du, in allen Stücken, einen recht galanten Welt-
„ mann, und einen recht grossen Geist aus dir ma-
„ chen mögest. Das ist löblich, und ich halte es für
„ meine Schuldigkeit, dich noch mehr dazu aufzu-
„ mun-

„ muntern. Ich will dir so gar mit meinem guten
„ Rathe an die Hand gehen, und dir dasjenige mit=
„ theilen, was ich, nach einer neulichen Untersuchung,
„ für das beste zu seyn fand, um ein nicht unwürdi=
„ ger Gottesgelehrte — — (so will ich unterdes=
„ sen das Wort Religiosus übersetzen.) dieses Jahr=
„ hunderts zu werden. Ich weis gewiß, es wird
„ dir sehr nützlich seyn, und du wirst in kurzen sehr
„ viel daraus lernen können, wenn du nur folgsam
„ seyn willst. Lebe wohl. Datum et conceptum
„ in otio febrili.

Nach dieser Zueignungsschrift, die nicht viel bes=
sers, als eine — — doch der Leser mag es selbst entscheiden, was sie zu versprechen scheinet? — — Hier folgt die Abhandlung selbst, deren Hauptsätze ich folgender Maassen zusammen ziehe.

§. 1.

„ Höre mir zu, der du dich von dem Pöbel ab=sondern, zu einer grössern Theologischen Weisheit ge=langen, und viel in kurzer Zeit lernen willst. Du wirst sehen, daß der Weg zu dem erhabensten heut zu Tage sehr leicht ist, so daß du dich über die Glück=seligkeit deiner Zeiten, und über deine eigne Fähig=keit wundern wirst. Ohne viel Sprachen zu lernen, ohne die Nächte schlaflos hinzubringen, ohne viel Oel und Fleiß zu verlieren, will ich dir das Innerste der Weisheit eröfnen. Laß andre sich quälen, so viel

wie

wie sie wollen; sie wollen das gute nicht erkennen ꝛc.

§. 2.

„ Du also, der du dich berühmt zu machen gedenkest, überrede dich vor allen Dingen, daß du ein ganzer Mann bist, und daß dir nichts fehlt, um von allen, was dir in den Weg kömmt, urtheilen zu können. Weg mit der thörigten Behutsamkeit. Wer wird seine Meinung andern unterwerfen wollen? Weg mit solcher Sklaverey! Keine Sklaverey ist schimpflicher als die freywillige ꝛc.

§. 3.

„ Halte die Gottesgelahrheit für das allerleichteste Studium — — Glaube, daß nichts weniger Mühe kostet, als das wahre von dem falschen, und das Licht von der Finsterniß zu unterscheiden. Ich versichre dir, daß alle Schwierigkeiten in der Einbildung bestehen; und daß nichts schwer ist, als was einem schwer scheinet. Der Löwe entsetzt sich über das Quacken des Frosches, und wann er näher kömmt, zertritt er ihn ꝛc.

§. 4.

„ Ferner verachte das Ansehen der Alten und der Verstorbenen. Wir sind zwar überall unsern Vorfahren viel schuldig; nur in der Religion sind wir ihnen nichts schuldig ꝛc.

§. 5.

§. 5.

„ An die Hirten und Lehrer, unter welchen du lebest, kehre dich nicht. In einer so wichtigen Sache, als das Heil deiner Seelen ist, mußt du dich auf niemanden verlassen. Der beste Christ ist der, welcher sein eigner Hirt ist. Die Sorge für die Seeligkeit ist niemanden aufgetragen, und niemand wird für dich zum Teufel fahren. Du kanst dich ja selbst aus Büchern genugsam unterrichten, deren heut zu Tage oft ein Schuster und Schneider mehrere hat, als sonst ein grosser Doctor des Kanonischen Rechts. Und was ist jetziger Zeit gemeiner als die Gelehrsamkeit? Was haben die Gelehrten vor gemeinen Handwerksleuten, die oft fertiger mit der Zunge sind als sie, voraus, als den Namen? Vor diesen mochte es wohl wahr seyn, daß man die Gelehrsamkeit nur bey den Gelehrten finden konnte; allein jezt

redeunt Saturnia regna,

In quibus Assyrium vulgo nascetur Amomum.

§. 6.

„ Mit diesen witzigen Köpfen also, welche eigentlich keine Gelehrte sind, rathe ich dir fleißig umzugehen. Alle Pastores, Magistros, Doctores, Baccalaureos verachte gegen sie. Diese finstern Leute wollen, daß man nur ihnen alles glauben müsse; sie sind aufgeblasen, und in ihre Grillen närrisch verliebt.

Wann

Wann sich ja noch einige unter ihnen finden, die diese Fehler nicht haben, so sind sie dafür albern, blödsinnig, einfältig und dumm. Ueberhaupt aber werden sie dich alle mit so viel Sophistereyen und schulmäßigen Unterscheidungen plagen, daß du nothwendig einen Eckel für sie bekommen mußt. Sie werden dich auf die Grammatiken, auf die Vernunftlehren, auf die Wörterbücher, auf Commentarios, Disputationes, Thomisten und Scotisten verweisen; sie werden dich zu einem ewigen Sklaven der Bücher machen, damit sie dich ja in ihren Ketten behalten, und du nur immer ihre Speichel lecken mußt ꝛc.

§. 7.

„Noch einmal also, laß diese düsteren Köpfe, und gieb dich mit niemanden, als mit solchen ab, welchen Wahrheit und Lügen gleichgültige Dinge sind, und die weder die Kunst zu schliessen, noch zu disputiren, gelernt haben. Du brauchst eben nicht, um die Theologie zu lernen, deine andern Handthierungen aufzugeben; du kanst alles dabey treiben, was du nur willst; und es ist genug, wenn du nur in müßigen Stunden mit deinen Gesellschaftern ein wenig von der Religion schwatzest. Du kannst alles unter Scherz und Lachen lernen — — Schuster und Schneider sind oft die besten Theologen, weil sie aus Erfahrung reden. Die Stimme des Pöbels, ist die Stimme Gottes. Versuch es nur!

§. 8.

„ Du wirst aber desto leichter lernen, je mit beredtern du umgehest; dergleichen jetziger Zeit die Engländer und Holländer zu seyn pflegen, bey welchen alle Marktplätze von Religion wiederschallen. Ihre Weibleins so gar, sind die geschwätzigsten, die nur zu finden sind, und sie können fertiger von theologischen Dingen plaudern, als mancher langbärtige Professor der Theologie. Doch auch nicht immer mit einem unterrede dich! Bald mit diesem, bald mit jenem, damit du fein vielerley in den Kopf bekömmst. rc.

§. 9.

„ Nun muß ich dich ferner zur Kühnheit aufmuntern. Das Sprichwort sagt: den Kühnen hilft das Glück; und ich sage dir: den Kühnen hilft die Weisheit. Furchtsame bleiben auf dem bekannten Wege; Zweifelhafte folgen einem Führer; und die den Weg nicht wissen, treten in andrer Fußtapfen. Die Feigheit verräth ein unedles Gemüth. Ein Weiser weis, daß er etwas weis; er verehrt sich, und läßt sich von andern verehren. Was fragt er darnach, ob ihn andre frech, verwegen, oder, wie sie sonst wollen, nennen?

§. 10.

„ Mit dieser Tugend ist die Großmuth verwandt, die du auch lernen mußt. Sie ist es, welche dich die Kleinigkeiten der Sprachlehrer, und die Kindereyen der Dialecktiker verachten lehrt rc.

§. 11.

„ Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, mußt du dich zu keiner gewissen Sekte bekennen, und auf keines Worte schwören. Auch die Namen der Lutheraner, Papisten, und Calvinisten mußt du nicht einmal vertragen. Remonstranten oder Contraremonstranten; was will das sagen? Die Christen müssen unter sich alle Brüder seyn. Luther war so gut ein Mensch als andre, und wir fehlen alle mannigfaltig. ꝛc.

§. 12.

„ Wann du aber ja in einer von den Sekten bist auferzogen worden, so verachte doch die andern nicht dabey. Jede hat etwas gutes; suche dir das Beste aus; lerne aus allen etwas, und nicht aus einer alles. Hast du aber Schreiben gelernet, so mache dir selbst ein theologisches System. ꝛc.

§. 13.

„ Hasse also keine Sekte, und glaube, daß, wie der Deutsche sagt, hinter dem Berge auch noch Leute wohnen. Gedenke an das, was Barläus in seinem schönen Epigrammate sagt:

— — — non vnius aeui,
Non populi vnius credimus esse pium.
Si sapimus diuersa, Deo viuamus amici,
Doctaque mens pretio constet vbique suo etc.

§. 14.

§. 14.

„ Wann du ja hassen willst, so hasse die Katholiken vor allen andern, weil sie die Gewissen binden, uns alle Freyheit im Denken rauben, und nach Art der Alten eine gar zu strenge Kirchenzucht haben; weil sie die Kirche zu einem Gefängnisse, und den Glauben zu einer Marterbank machen. ꝛc.

§. 15.

„ Nach diesen verachte die Lutheraner oder Ubiquetisten. Diese Heerde ist sehr zanksüchtig, sie dünkt sich alleine klug, und hat noch viel von den äusserlichen påbstischen Ceremonien beybehalten. Alle Ceremonien aber, befehl ich dir, zu fliehen. Wozu soll das Kniebeugen, das Kreuzmachen, die Entblössung des Hauptes? Dergleichen Grimassen gehören für die Klopffechter und Tänzer.

§. 16.

„ Sonst aber halte alle Sekten in gleichem Werthe, es mögen nun Arminianer, oder David-Joriten, oder Brownisten seyn. Tros Tyriusue fuat nullo discrimine habeto. Laß dir es auch niemals in den Sinn kommen, als wenn die påbstliche Religion weniger zu hassen wäre, als die Photinianische oder Mahometanische. Den Sektirer mußt du fliehen, sofern er ein Sektirer ist, nicht aber, insoferne er irret.

§. 17.

„ An allen Glaubenslehren und Lebenspflichten zweifle in deinem Leben wenigstens einmal. Und wann du es thust; so entziehe dich allem Umgange der Menschen. Begieb dich in die Einsamkeit, welche dich manches lehren wird! Ziehe keine Bücher dabey zu Rathe; sondern bloß und allein dich. Wenn der Geist von allzu vielem Lesen abgemattet ist, so kann er von nichts gehörig urtheilen. ꝛc.

§. 18.

„ Die Bibel rathe ich dir, ohne alle Hülfe zu lesen. Doch brauchst du nicht immer darüber zu liegen; aufs höchste bey garstigem und traurigen Wetter, oder wann du von der Arbeit müde und zu andern Verrichtungen ungeschickt bist. Fliehe alle Ausleger; denn glaube mir, kein einziger ist von Vorurtheilen frey.

§. 19.

„ Alle andre Gebetbücher, oder Gesangbücher kannst du bey der Bibel entbehren. Ich rathe dir überhaupt nicht, dich gewisser Formeln bey dem Beten zu bedienen; nicht einmal des Vater Unsers. Das ist eine elende Andacht, die ihr Feuer aus den Büchern hohlen will! ꝛc.

§. 20.

„ Die Bibel selbst aber lies mit Sorgfalt und

Ueber=

Ueberlegung; nicht mit jener sinnlosen Ehrfurcht, die man Andacht zu nennen pflegt. Es sind Orte wo selbst Paulus anstößt, und wo Petrus stolpert. Homer schläft ja selbst manchmal ein. Lies die Bibel nicht anders als du den Livius, Froschmäusler, oder der Gräfin von Bembrok Arkadien liesest. Einiges davon lobst du; einiges übergehst du; von einigem wolltest du, daß es lieber anders, als so heissen möge. Es steckt auch noch vieles in der Bibel, das noch niemand bemerkt oder an den Tag gebracht hat; und das entweder auf deine oder auf eines andern Hand wartet. Viele Stellen sollten ganz anders ausgelegt werden. Bey vielen folgt ein Schöps dem andern, und ein Ausleger dem andern. ꝛc.

§. 21.

„ Hieraus kannst du leicht schliessen, was ich von dem akademischen Disputiren halte. Damit diese Leutchen doch etwas thun mögen, so zanken sie sich über Worte, die weder bey ihnen noch bey andern einen Sinn haben. Ich möchte doch wissen, welcher von den Aposteln ihre Sophistereyen de causa efficiente, formali, informante, assistente etc. verstehen würde? Von ihren Haecceitatibus, Quidditatibus und dergleichen Dingern, die sie dem Thomas und Holcoth abborgen, will ich nichts sagen. Wie sehr hat man es vergessen, was der Heil. Ambrosius sagt: Piscatoribus creditur non Dialecticis. etc.

§. 22.

„ Wenn du aber ja mit mir nicht durchgängig einig bist, und ohne Bücher nicht gelehrt zu werden glaubst, so will ich dir wenigstens sagen, was für welche du loben und billigen mußt.

§. 23.

„ Erst siehe, ob der Verfasser eine gute Schreibart hat. Sie muß Ciceronianisch seyn. Dieses Lob haben besonders die Bücher der Arminianer, desgleichen Calvinus und verschiedene im vorigen Jahrhunderte verstorbene Schweizersche Theologen. ꝛc.

§. 24.

„ Die andre Tugend eines Schriftstellers ist die Bescheidenheit. Er muß mit seinen Gegnern fein säuberlich verfahren. Er muß den Ausspruch des Heylandes beständig in Gedanken gehabt haben: richtet nicht!

§. 25.

„ Die dritte Tugend ist die Versöhnlichkeit, welche die Griechen ἐπιεικειαν nennen. Sie müssen immer bereit seyn, sich mit ihren Feinden zu vereinigen, und beständig im Munde führen: so viel an euch ist, haltet mit allen Menschen Friede! Dergleichen Bücher kommen heut zu Tage sehr viele ans Licht, und erhalten hier und da Beyfall.

§. 26.

„ Die vierte Tugend ist die Frostigkeit, welche die Griechen ψυχολογιαν nennen. Sie müssen nicht dem Leser ans Herz reden, noch alle Seiten mit Ausrufungen und Fragen anfüllen. Sie müssen keine Leidenschaften rege machen, ob man dieses gleich sonst für einen Fehler zu halten pflegt. zc.

§. 27.

„ Fünftens wollte ich wohl rathen, daß man auf einen guten Druck, auf weisses Papier und saubere Lettern sehen möge; allein das weis jeder schon von sich selbst. Ich will also eine andre Regel geben; die wichtiger ist; diese nehmlich: man fliehe sorgfältig alle methodische Bücher. Die besten sind diejenigen, welche frey und ohne Zwang geschrieben sind. zc.

§. 28.

„ Endlich, welches ich gleich zuerst hätte erinnern sollen, halte besonders diejenigen für auserlesene Bücher, welche ohne Nahmen des Verfassers heraus kommen, und auch keinen Ort des Drucks angeben, es müßte denn etwa eine Stadt in Utopien seyn. In solchen Büchern wirst du Schätze antreffen, weil sie meistentheils von witzigen und wahrheitliebenden Männern kommen. Die Welt ist sehr undankbar, daß sie dergleichen Schriften verbieten, oder sie nicht frey verkaufen lassen will.

§. 29.

„ Solche Bücher, wie ich sie dir jetzt beschrieben habe, liebe und lies; alle die übrigen aber, Ausleger, Streitschriften, Compendia ꝛc. brauche

Ad piper et quicquid chartis amicitur ineptis.

§. 30.

„ Ausdrücklich dir aber diejenigen Bücher zu nennen, welche du lesen mußt, will sich nicht thun lassen; weil ich dazu den Ort, wo du dich aufhältst, nnd sonst deine Umstände wissen müßte. Unterdessen aber kannst du mit folgenden anfangen: mit Hugonis Grotii Büchern von der Wahrheit der Christlichen Religion, und seinen Auslegungen über das alte und neue Testament; mit Thomas Browns Religion des Arztes, (welches Buch Hugo besonders wegen seiner reinen Schreibart vielen anzupreisen pflegte) mit des Marcus Antonius de Dominis Republica Ecclesiastica; mit des Paräus Irenico; mit Gottfried Hottons Concordia Ecclesiastica, und was dir etwa sonst für welche in den holländischen Buchläden vorkommen.

§. 31.

„ Nun will ich noch einige gute Regeln beyfügen, die dir durch dein ganzes Leben nützlich seyn können. ꝛc.

§. 32.

„ I. Verachte deinen Catechisen, und was du

sonst

sonst in deiner Jugend gelernet hast. Allen diesen Bettel mußt du mit den Kinderschuhen ablegen. ꝛc.

§. 33.

II. „ Wage dich gleich an etwas grosses; und das geringste, worüber du streitest, laß die Vorherbestimmung von Ewigkeit, die allgemeine Gnade, die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seeligkeit, die Art und Weise, wie Christus im Abendmahl zugegen ist, und andre solche Fragen seyn. Wann du gleich nichts davon verstehest, das schadet alles nichts.

§. 34.

III. „ Von denen, die wichtige Aemter bey der Kirche oder im Staate bekleiden, glaube durchgängig, daß sie unwissend und dumm sind; denn es wäre ein Wunder, wenn Ansehen und Verstand beysammen seyn sollten. Wann du findest, daß sie auch nur in einer Kleinigkeit gefehlt haben, so schliesse weiter.

§. 35.

IV. „ Gewöhne dich deine Meinung über alles zu sagen. Weg mit dem Pythagorischen Stilleschweigen. Erst lehre andre, und alsdenn lerne selbst. Ueberall aber, in Wein- und Bierhäusern, suche die Unterredung auf theologische Dinge zu lenken.

§. 36.

V. „ Gieb beständig Acht, wo du etwas zu wi-

dersprechen findest. Es sey dir deßwegen erlaubt, den unwidersprechlichsten Grund des Christenthums anzutasten; man bekömmt wenigstens dadurch eine grosse Meinung von dir. ꝛc.

§. 37.

VI. „ Halte dich zu denjenigen, die von den obersten Geistlichen verachtet, und gedrückt werden. Es werden immer witzige und gelehrte Männer seyn, die man wegen ihrer Wahrheitsliebe verfolgt, und aus deren Umgange du vieles lernen kannst.

§. 38.

VII. „ Auch aus den Reden des allergeringsten Menschen schäme dich nicht etwas zu lernen; und wenn es auch ein alt Weib wäre. ꝛc.

§. 39.

VIII. „ Wann du mit Männern, die gelehrt seyn wollen, von der Religion redest, und sie sagen dir etwas, was dir schwer und dunkel scheinet, so halte es für verdächtig. Alles was schwer ist, erkenne für Possen; und nur das, was du gleich fassen kannst, für Wahrheit.

§. 40.

IX. „ Der Hauptzweck aller deiner Unterredungen und Handlungen sey, die Sekten zu vereinigen, und Friede und Ruhe in der Kirche herzustellen. Die

Theo-

Theologen selbst sind viel zu eigennützig, halsstarrig und zänkisch, als daß sie sich damit beschäftigten sollten. ꝛc.

§. 41.

X. „ Bey Streitunterredungen suche beständig auf eine neue Art zu antworten. Mit dem Antworten selbst aber, sey ja recht fertig. Jedes grosse Genie redet alles aus dem Stegreife. In theologischen Sachen besonders, sind oft die erstern Gedanken besser als die letztern. ꝛc.

§. 42.

XI. „ Die Streitigkeiten, welche unter den Sekten obwalten, mache so geringe als möglich; denn sie sind es, die der Vereinigung am meisten im Wege stehen. Oft sind es nur Wortstreite, und der ganze Fehler ist der, daß beyde Partheyen einander nicht verstehen. Ueberhaupt wird dir hier der Unterschied zwischen Glaubensartikeln, die zur Seeligkeit unumgänglich nöthig sind, und denen, die es nicht sind, sehr wohl zu Statten kommen.

§. 43.

XI. „ Wann du von den verschiednen Sekten sprichst, so drücke dich allezeit bescheiden aus. Die Bescheidenheit ist die erste Tugend eines Jüngers der grossen und allgemeinen Religion. Mische daher

sein oft in deine Reden die Wörter, wenn, vielleicht, es scheint, ich halte, meistentheils, kaum, ohne Zweifel. Sage zum Exempel: wenn irgend ein Glaubensbekenntniß nach allen Vorschriften der Frömmigkeit und Heiligkeit abgefaßt ist, so ist es wohl das Augspurgische; die Photinianer sind des christlichen Namens kaum würdig; die Calvinisten scheinen aus Begierde, die göttliche Gnade groß zu machen, den unbedingten Rathschluß aufgebracht zu haben; dem ehrlichen Hugo Grotius ist hier etwas menschliches zugestossen, ꝛc. Aber ganz anders mußt du von denjenigen reden, die mit deinen besondern Meinungen nicht überein kommen wollen.

§. 44.

XIII. „Gieb dich bey Streitunterredungen niemals überwunden. Wenn dein Gegner scharfsinniger ist, und dich mit Schlüssen eintreiben will, so halte immer einen Einfall in Bereitschaft, den du diesem Schulfuchse in den Bart werfen kannst. Allenfalls kannst du ihm auch sagen, daß er dich nicht verstehe, und daß er selbst nicht wisse, was er wolle?

§. 45.

XIV. „Bey allen Streitfragen fange ganz von vorne an. Setze nichts voraus — — — (Doch ich will diesen Paragraphen, nicht weiter ausziehen; ich werde ihn unten ganz einrücken müssen, weil die

von dem Herrn Vogt angezogene Stelle daraus genommen ist.)

§. 46.

XV. „ Rühme dich oft deiner heiligen Betrachtungen, deiner Geduld, deiner Demuth, und deiner andern dir verliehenen Gnadengaben. Thue aber, als wenn du hierbey nicht deine, sondern Gottes Ehre suchtest.

§. 47.

XVI. „ Lebe so, als wenn dich diese Zeiten ganz und gar nichts angiengen. Entweder siehe beständig auf das vergangne; oder spare dich bessern Zeiten. Die Berge werden bald etwas gebähren, und alsdann wird eine sehr grosse Veränderung entstehen.

§. 48.

XVII. „ Was dir in der Nähe ist, verachte. Bücher und Menschen aus deiner Gegend müssen dir eckeln. Nur das ausländische muß dich ergötzen. ꝛc.

§. 49.

XVIII. „ Wenn du auf diese Art in deiner Religion zugenommen hast, so sinne endlich einmal darauf, wie die ganze Hierarchie der Kirche abgeschaft werden könne. Die Geistlichen kosten der Republik jährlich sehr grosse Summen; ein Erzbischof verzehrt in einem Monate mehr, als ein andrer Vornehmer

in

in einem Jahre. Von was für einer Last würde der Staat nicht befreyt seyn, wenn er diese Kosten ersparen könnte?

§. 50.

XIX. „ Endlich wann du dich in deinen Glaubensartikeln fest gesetzt hast, so fange auch an, dich um den Zustand deiner politischen Obrigkeit zu bekümmern. Lebst du in einer Monarchie, so untersuche, was dein Monarch für Recht habe, über freye Leute zu herrschen? Ob es erlaubt sey, daß einer über alle gebiethe? Kannst du auch andre mit dazu aufmuntern, daß sie gleiche Untersuchungen mit dir anstellen, so ist es desto besser. ꝛc.

§. 51.

XX. „ Um aber von deiner Obrigkeit ein richtiges Urtheil fällen zu können, wirst du sehr wohl thun, wann du von allen ihren Mängeln und Fehlern Nachricht einzuziehen suchst, welche du am besten durch ihre Mägde, oder andre Bothschaftträgerinnen bekommen kannst. ꝛc.

§. 52.

„ Mit diesen und dergleichen Untersuchungen bringe deine Jugend hin; und sey nicht so unsinnig sie bis auf das Alter zu versparen. ꝛc.

§. 53.

„ Hier will ich aufhören, und ein mehreres deiner

ner eignen Klugheit überlassen. Vielleicht erkläre ich mich zu einer andern Zeit weitläuftiger, besonders, wann ich erfahren sollte, daß dieses nicht übel aufgenommen worden.

* *
*

Noch ist es einige Augenblicke zu zeitig, meine Leser zu fragen, was sie wohl gelesen haben? Es ist vorher noch ein kleiner Anhang übrig, den ich ihnen gleichfalls mittheilen muß. Er bestehet, wie schon gesagt, aus einem kurzen Gedichte, und aus einer Stelle des Augustinus. Das erstre ist Manuductio ad Epicureismum überschrieben, und lautet von Wort zu Wort so:

Vitam quae faciunt suis beatam
Porcis, haec Epicurus ille tradit:
Ne spectes hominum Deiue mentem;
Non est qui regat et curet orbem;
Spem vitae bene rideas futurae,
Quamuis mens ratioque sana monstrent,
Te soli tibi finge procreatum,
Certus cuncta tuo esse nata ventri;
Silenus placeat nihilque malis.
Viuas vt tua sus tuusque porcus;
Et tandem moriare porcus et sus.
Sic, sic itur ad insulas beatas,
Aeterno quibus igne carcer ardet,

Et tales coquit vstulatque porcos.
Tunc malles, Epicure, non fuisse.
Sed sero venient eae querelae;
Et disces aliud fuisse quiddam,
Quam quod riseris hic inane numen.

Diese Verse sind die besten nicht; und sie würden schwerlich hier stehen, wann ich sie gemacht hätte. — — Endlich folgt auch die Stelle des Kirchenvaters: Vtile est libros a pluribus fieri diuerso stylo, non diuersa fide, etiam de quaestionibus iisdem, vt ad plurimos res ipsa, quae orthodoxe tractatur, peruenire possit. — —

Ho! ho! wird man mir nunmehr entgegen ruffen, diese Stelle wahr wohl noch nöthig, uns recht mit der Nase darauf zu stossen, daß der ganze Bettel eine Satyre sey? Die Wendung darinne ist gleichwohl weder neu noch selten! Der Verfasser sagt überall das Gegentheil von dem, was er sagen will; und sagt es oft mit so dürren Worten, daß man sehr dumm seyn muß, wenn man seine Meinung nicht fassen will.

Und das urtheile ich auch. Ich will denjenigen sehen, der mir das geringste anstößige oder gottlose darinne zeigt; sobald er dasjenige verneinet, was unser Spötter bejahet, und dasjenige bejahet, was er verneinet. Doch auch dieses ist nicht einmal nöthig; man nehme alles nach den Worten an; man gehe von dem eigentlichen Verstande derselben, nirgends

ab:

ab: was ist es nun mehr? Hat nicht ein Religiosus ineptus sollen geschildert werden? Was hat man dazu für andre Züge wehlen können?

Um die Ironie überall noch besser einzusehen, darf man sich nur an die Streitigkeiten erinnern, welche besonders um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Lutherische Kirche zerrütteten. Eine der vornehmsten war die Syncretistische, oder diejenige, welche die Helmstädter Gottesgelehrten, und besonders der ältere Calixtus, erregten. Um das Jahr 1652. war sie eben sehr heftig geworden, und sie ist es, gegen die unser Verfasser die meisten und schärfsten Pfeile losdrückt. Man sehe besonders auf den zwey und vierzigsten und drey und vierzigsten Paragraphum, und überhaupt auf alle zurück, wo er von den verschiednen Sekten, von der Bescheidenheit die man gegen sie brauchen müsse, und von ihrem Unterscheide, der nichts weniger als wesentlich sey, redet.

Auch auf die damaligen Unionsbemühungen, welche mit jener Streitigkeit, eine Art von Verwandschaft haben, zielt er. Ich berufe mich deswegen besonders auf den 25sten Paragraphum, wo er von der Verträglichkeit spricht, und auf den 30sten, wo er fast lauter Bücher anpreiset, die auf die Wiedervereinigung der christlichen Religion dringen. Was er aber daselbst von des Thomas Browns Religion des Arztes sagt, ist mir beynahe ein wenig verdächtig. Quem Hugo ex puritate dictionis multis solitus

commendare, sind seine Worte. Gleichwohl ist das Werk eigentlich englisch geschrieben; und die lateinische Uebersetzung, wenn ich mich recht erinnere, ist erst heraus gekommen, als Grotius schon todt war.

Ferner scheint mir der ganze 21ste Paragraphus, und wo er sonst noch der Scholastischen Philosophie gedenkt, auf die Streitigkeiten zu gehen, welche der Helmstädtsche Superintendent D. Hoffmann anspann, der sich durch seinen Haß gegen die Weltweisheit ungemein lächerlich machte.

Desgleichen sticht er die Anwendung der Cartesischen Philosophie in der Gottesgelahrheit offenbar, in dem 17ten Paragrapho, an. De omnibus articulis fidei, deque omnibus doctrinis morum fac semel in vita dubites.

Endlich besinne man sich noch auf die Schwärmereyen des erleuchteten Schusters von Görlitz, welcher ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit, durch seinen blossen Unsinn, das Haupt einer Sekte und der Theosoph Deutschlands zu werden, das Glück hatte. Auch auf diesen und seine Anhänger wird sich vieles nicht übel deuten lassen, so daß man, wenn man noch wenig andre Anwendungen auf die Wiedertäufer, und auf die starken Geister damaliger Zeit, macht, wenig in den Wind gesagtes finden wird.

Ich will die Auswicklung aller dieser kleinen Umstände dem Leser selbst überlassen, und mich begnügen, ihn nur mit dem Finger darauf gewiesen zu haben.

Er wird durchgängig, nach einer kleinen Ueberlegung finden, daß wenn eine Satyre in der Welt, orthodox abgefaßt worden; so sey es gewiß diese, welche der Herr Pastor Vogt als böse und gottlos ausschreyt.

Doch ein jeder hat seine eigene Art zu denken; und es könnte wohl seyn, daß dieser Gelehrte vollkommen nach seiner Empfindung geschrieben habe. Es ist nicht allen gegeben, Scherz zu verstehen; besonders wenn er auf etwas fällt, woran unsere Eigenliebe Theil nimmt. Ich würde ihm daher sein blosses Urtheil nicht verdenken, wann er es dabey hätte wollen bewenden lassen. Allein, daß er unsre Beystimmung durch Verfälschungen erzwingen will, das verdenke ich ihm sehr.

Und dieses ist der zweyte Punkt, den ich erweisen muß. Man sehe also in dem vorhergehenden die Worte nach, die er aus dem 45 Paragrapho des Religiosi Inepti will genommen haben. Es waren folgende: Omnes Quaestiones et Controuersias ab ouo, quod dicitur, semper incipito. Nihil suppone: semper quaeras: an Christus fuerit in rerum natura. Gesetzt einen Augenblick, diese Anführung hätte ihre vollkommene Richtigkeit; was nun? Die ganze Schrift, wie wir gesehen haben, ist eine Ironie, und also auch diese Zeilen? Als eine solche aber, sind sie die unschuldigsten von der Welt, und ich kann auf keine Weise einsehen, wie sie den bösen

Sinn des Verfassers verrathen können. Der Herr Vogt wird ihm doch nicht Schuld geben wollen, als habe er gezweifelt, ob jemals ein Christus in der Welt gewesen sey? Und bey nahe kann er ihm nichts anders damit Schuld geben.

Wie also, wenn ich ihm mit ausdrücklichen Worten in eben dieser Stelle gerade das Gegentheil zeigte? Und nichts ist leichter; denn ich darf sie nur hersetzen, so wie sie eigentlich in dem Originale, das ich vor mir habe, lautet. Es heißt aber daselbst nicht schlecht weg: nihil suppone; sondern es heißt: nihil AB ALIIS PROBATVM AVT DECISVM suppone. Hier ist der ganze Paragraphus, den ich oben nur mit wenigen Sylben angeführt habe:

§. 45.

XIV. Omnes quaestiones et controuersias ab ouo, quod dicitur, semper incipito. Nihil *ab aliis probatum aut decisum* suppone. Semper quaeras: vtrum etiam sint angeli seu spiritus? An Christus fuerit in rerum natura? An diluuium Mosaicum fuerit vniuersale et similia. Neque opus est, vt tamdiu expectes, donec necessitate quadam eo perducaris, sed vltro te torque et quam studiosissime labora, vt dubia et disputabilia quaedam habeas. Quaestiones etiam tales amato: vnde scire possum veram esse scripturae interpretationem, quam Pastor meus proponit? quo indicio constat

Luthe-

Lutheranam religionem congruam esse verbo Dei, quum id Photiniani etiam iactent?

Nun muß ich aber in allem Ernste fragen, warum der Herr Pastor Vogt das *ab aliis probatum aut decisum* an einem Orte weggelassen hat, wo der ganze Verstand davon abhängt? Daß er aber hier davon abhängt, wird niemand leugnen. Es ist zwar wahr, will der ungenannte Verfasser sagen, andre haben es längst ausgemacht und bewiesen, daß es Geister giebt, daß Christus in der Welt gewesen ist; aber gleichwohl, was gehen dich, der du klüger als die ganze Welt mußt seyn wollen, was gehen dich, sage ich, andre an? Deine Fragen sind zu Millionenmalen beantwortet worden; doch was schadet das? Du kannst sie schon noch einmal aufwerfen, und dir dadurch das Ansehen eines Geistes geben, der bis auf den Grund der Sachen dringet. — — Wer ist so einfältig, diese Sprache nicht zu verstehen? Und wer sieht nicht, daß die ganze Stärke des Spottes auf dem ab aliis probatum aut decisum beruhet? So bald dieses weg ist, so bald scheint alles, besonders wenn es ausser dem Zusammenhange genommen wird, wo nicht im vollen Ernste, wenigstens in einer sehr plumpen Ironie gesagt zu seyn.

Ich habe schon hin und her auf einige Entschuldigungen für den Hrn. Vogt gedacht. Wie gerne wollte ich annehmen, daß er die Schrift niemals selbst gesehen, und daß ihm ein unachtsamer Freund

die Stelle daraus mitgetheilt habe; doch hierwider ist sein eignes Bekenntniß. Wie gerne wollte ich ferner vermuthen, daß er vielleicht einen andern veränderten Abdruck gebraucht habe, wann ich nur den geringsten Grund hätte, zu glauben, daß ein solcher in der Welt sey?

Wenn es ihm daher gefallen sollte, sich etwa in einer neuen Ausgabe seines Verzeichnisses hierüber zu erklären, so wollte ich wohl wünschen, daß er seine Vermuthungen beyfügen möge, wer sich etwa unter die Buchstaben M. J. S. könne versteckt haben? Kaum darf ich es wagen, die meinigen vorzulegen, weil ich es ganz gerne gestehe, daß sie auf ziemlich schwachen Gründen ruhen. Anfangs nehmlich, da ich die Schrift selbst noch nicht gesehen hatte, gingen meine Gedanken auf den Johann Steller, welcher sich durch die Vertheidigung des Pilatus berüchtigt gemacht hat. Nach der Zeit aber bin ich auf den Josua Schwarz gefallen, welcher zuletzt Schleßwig-Hollsteinischer Generalsuperintendent war. Er war in seiner Jugend ziemlich gereiset, und konnte also Ketzer und Schwärmer genung gekannt haben, um Lust zu bekommen, ihre Thorheiten nach dem Leben zu schildern. Was dieser Muthmassung noch das meiste Gewicht geben müßte, wäre der Haß, den er beständig gegen die Syncretisten geäussert hat. Er mußte ihrentwegen so gar sein Vaterland verlassen, welche Verdrüßlichkeit ihm um die Jahre einige sechzig, begegne-

gegnete. Doch ich sage es noch einmal, diese Wahrscheinlichkeiten sind zu klein, als daß man darauf bauen könnte.

Man wird oben ohne Zweifel bemerkt haben, daß Herr Vogt den dritten Theil der Hamburgischen vermischten Bibliothek anführet. Wann man sich die Mühe nehmen will, die Stelle nachzusehen, so wird man finden, daß daselbst Herr Harenberg unter den Merkwürdigkeiten seiner Westphälischen Reise, gleichfalls des inepti Religiosi gedenkt. Das Exemplar, welches er davon durchlauffen, ist eben dasselbe, welches Herr Vogt gebraucht hat. Allein wie verschieden sind die Urtheile beyder Gelehrten. Herr Harenberg trift viel näher zum Zwecke, und ich bin durchgängig mit ihm einig, nur darinne nicht, daß er vorgiebt, man könne es nicht so leicht errathen, ob der Schriftsteller im Ernste, oder nur Spottweise dem Leser so viel heillose Lehren vorhalte — — Hat er etwa bey jedem Paragrapho hinzusetzen sollen: aber merkts ihr Leute, daß ich mich nur der Ironie bediene? Das sind schlechte Satyren, über die man es ausdrücklich schreiben muß, daß es Satyren seyn sollen.

Es taugt, sollte ich meinen, überhaupt nicht viel, wenn man die gefährlichen Bücher ohne Noth vermehret. Es wäre besser, wenn man sie so viel als möglich verringerte; welches dadurch am ersten geschehen kann, wenn man jedes nach seiner Absicht beurtheilt,

urtheilt, und sich begnügen läßt, ein nichtswürdiges Buch ein nichtswürdiges zu nennen, ohne es zu einem gottlosen zu machen.

Diese Regel der Klugheit scheinen nur die wenigsten unserer Bücherkenner zu beobachten. Da sie gewohnt sind, den Werth ihrer Entdeckungen, nach den Graden der Seltenheit eines Werks abzumessen, so werden sie nur gar zu oft von einer kleinen Ruhmsucht verleitet, diese durch Uebertreibungen zu erhöhen, und den Innhalt wenigstens atheistisch zu machen. So ist es zum Exempel mit den Werken des Bruscambille ergangen, wider die Herr Reimann nach seiner Art auf der 392. Seite der Historiae vniuersalis Atheism. sehr fürchterlich declamirt. Herr Vogt hat in seinem Verzeichnisse dessen eigne Worte beybehalten, und beyden sind sie liber aeternis tenebris dignus. Ich habe eine neuere Ausgabe davon, welche 1668. in Paris in Duodez gedruckt worden. Es ist wahr, man findet nichts als Possen darinne; weiter aber auch nichts, als Possen. Bruscambille selbst muß ein Komödiant des vorigen Jahrhunderts gewesen seyn, denn fast alle in seinen Werken enthaltene Stücke sind entweder an die Zuschauer, vor oder nach den Schauspielen, gerichtet, oder es sind Tiraden, wie man sie auf der französischen Bühne zu nennen pflegt. Herr Reimann irrt sich daher sehr, wenn er vermuthet, daß Rabelais vielleicht der eigentliche Verfasser sey. Die Schreibart ist viel neuer, als die Schreibart dieses französischen Lucians — —

Doch ich muß nur aufhören, ehe mich die Lust zu Ausschweifungen mehr Beyspiele vorzulegen, verleitet.

Rettung

Rettung des Cochläus aber nur in einer Kleinigkeit.

Rettung des Cochläus.

Ich gestehe es ganz gerne, daß Cochläus ein Mann ist, an den ein ehrlicher Lutheraner nicht ohne Abscheu denken kann. Er hat sich gegen unsern Vater der gereinigtern Lehre, nicht als einen wahrheitliebenden Gegner, sondern als einen unsinnigen Lästrer, erwiesen; er hat von 1521 bis 1550 fast kein Jahr verstreichen lassen, ohne eine Schmähschrift wider ihn an Tag zu bringen, welche alle von den römischen Glaubensgenossen als Evangelia aufgenommen wurden; Verfälschungen, Lügen, Schimpfworte, Flüche waren seine einzigen Waffen, welche der Aberglaube heiligte, so ungerecht sie auch waren. Ich habe daher lange Zeit bey mir angestanden, ob er wohl etwas beßres verdiene, als daß man mit Gegenverleumdungen wider ihn verfahre. Man würde ihm, wenn man es auch noch so arg machte, dennoch nicht so viel Unrecht thun können, als er Luthern gethan hat.

Doch endlich überlegte ich auch auf der andern Seite, daß man dadurch, so gut als er, einen Mangel an Gründen, die keines falschen Zusatzes benöthi-

get

get sind, verrathen würde; daß durch eine ungezwungne Aufrichtigkeit sich sein Ansehen sichrer untergraben liesse, als durch ihm abgelernte Ränke; und kurz, daß man auch dem Teufel nicht zu viel thun müsse. Dieser Ueberlegung habe ich es also zuzuschreiben, daß ich mich folgendes aufzusetzen habe überwinden können.

Unter den Vorwürfen, welche die Katholiken uns wegen der Reformation zu machen pflegen, ist derjenige keiner von den geringsten, den sie von den vorgeblichen veranlassenden Ursachen hernehmen. Dieses Werk, sagen sie, ward ganz und gar nicht aus einem heiligen Eifer angefangen; der Neid war die Triebfeder. Es verdroß Luthern, daß man seinem Orden den Ablaßkrahm entzogen, und ihn den Dominikanern gegeben hatte.

Es haben verschiedne Gelehrte unsrer Kirche diese Beschuldigung hinlänglich beantwortet. Hunnius, Seckendorf, Möller, scheinen alles gesagt zu haben, was man darauf sagen kann. Weil sie es aber nur mit wenig Worten gethan haben, so hat es der Herr D. Kraft vor einiger Zeit für werth gehalten, sich umständlicher darüber einzulassen. Er vertheidigte daher, im Jahr 1749, als er sich noch in Göttingen befand, eine Streitschrift de Luthero contra indulgentiarum nundinationes haud quaquam per inuidiam disputante. Diese Arbeit ward sehr wohl aufgenommen, so gar, daß man auch einige Jahre darauf eine

freye

freye Uebersetzung, unter dem Titel die gerettete Ehre des seel. D. Martin Luthers, davon besorgte. Man kann ihr auch in der That, wenn man billig seyn will, ihr Lob nicht entziehen; das Hauptwerk was er beweisen wollen, hat er glücklich bewiesen, und nur über einen einzigen Umstand dabey, habe ich meine Anmerkung zu machen. Der Herr D. Kraft will nehmlich, daß Cochläus der allererste Erfinder obgedachter Verleumdung sey, und daß vor ihm auch Luthers allerärgsten Feinde nicht daran gedacht hätten.

Wir wollen seine eigne Worte hören, die ich aus dem 14ten Paragrapho der deutschen Uebersetzung nehme. „Wir setzen aber, heißt es daselbst, den allgemeinen Grund voraus, welcher allerdings ein grosses Gewicht hat, daß alle Schriftsteller, welche zu Luthers Zeiten gelebt, nicht ein Wort von dieser Zunöthigung gedacht haben. Es ist nicht einmal nöthig, daß wir uns auf die berühmten Männer, welche sich eine allgemeine Hochachtung erworben haben, beziehen, nehmlich den Schleidan, Thuan, Guicciardini; oder daß wir diejenigen anführen, welche sich noch ziemlich unpartheyisch und aufrichtig bewiesen, nehmlich den Jovius, Alphonsus a Castro, Ferron, Surius &c. als die insgesamt Luthers Aufstand aus andern Quellen herleiten, und von dieser Anschuldigung nichts wissen; sondern wir wollen uns,

„ ohne alles Bedenken, auf die Schriften der gif-
„ tigsten Feinde Luthers berufen, welche den mög-
„ lichsten Fleiß angewandt, alles mit vieler Bitter-
„ keit zu sammeln und drucken zu lassen, was ihre
„ Raserey wider ihn Verdächtiges und Lächerliches
„ nur aussinnen können. Es ist dieser Umstand
„ wahrhaftig nicht obenhin anzusehen, daß unter al-
„ len diesen Vorfechtern welche vom Jahr 1517 bis
„ an den Tod Luthers 1546, ihm mündlich und
„ schriftlich einen Rang abzulaufen gesucht, auch nicht
„ einmal in dem ersten Treffen, als von dem Ablaß
„ allein, und von den Ursachen des angefangnen
„ Streits eigentlich die Rede war, nicht ein einziger
„ so unverschämt gewesen, daß er diesen Bewegungs-
„ grund angegeben, und Luthern eines solchen Nei-
„ des beschuldiget hätte, dergleichen ihm nach der
„ Zeit zur Last gelegt worden — — Cochläus selbst,
„ der unglückliche Erfinder dieser Fabel, hat in den
„ Schriften, die er dem noch lebenden Luther ent-
„ gegen gesetzt, davon nicht einmal gelallt; sondern
„ ist erst, (§. 4.) nach dessen Tode, in dem Ver-
„ zeichnisse der Thaten und Schriften Martin Lu-
„ thers in Sachsen, damit hervor gerückt ꝛc.

In dieser Stelle also, welche dem Herrn D. Kraft einer von den allgemeinen Beweisgründen ist, warum die Beschuldigung, daß Luther die Reformation aus Neid angefangen, erdichtet sey; behauptet er mit ausdrücklichen Worten, I. daß Cochläus, und folg-

lich ein Mann ohne Treu und Glaube, sie zuerst vorgebracht habe, und daß II. in den Jahren von 1517 bis 1546 von keinem Menschen jemals sey daran gedacht worden.

Doch beydes, mit Erlaubniß des Herrn Dokters, ist falsch. Ich kenne ein Zeugniß, welches sich von einem andern, als von Cochläo, herschreibt, und gleich in den ersten Jahren ist abgelegt worden. Hier ist es: Habes primam, sagt mein Schriftsteller, nachdem er den Ursprung der Lutherischen Unruhen erzehlt, hujus Tragœdiæ scenam, quam Monachorum odiis debemus. Dum enim Augustinensis invidet Dominicano, & Dominicanus vicissim Augustinensi, atque hi etiam Franciscanis, quid quæso poterimus præter gravissima dissidia sperare?

Wirft diese Stelle, wenn anders die Umstände wahr sind, die ich davon vorgegeben habe, nicht alles, was Herr Kraft in den vorigen behauptet hat, auf einmal über den Haufen? Ich sollte es meinen.

Allein ist es auch ganz gewiß, daß Cochläus nicht Urheber davon ist? Ganz gewiß. Ihr Urheber ist Alphonsus Valdesius. Ist es auch ganz gewiß, daß sie in den Jahren von 1517 bis 1546. geschrieben worden? Auch dieses ist ganz gewiß. Sie ward den 31. August 1520 geschrieben.

Wer ist denn aber dieser Alphonsus Valdesius? — — Ich will es ganz gerne glauben, daß ich auch denen, die in der Reformationsgeschichte noch so wohl

bewandert sind, einen ganz unbekannten Namen genennt habe. Einen Johann Valdesius, der in Neapolis den ersten Saamen des Lutherthums ausgestreuet hat, werden sie wohl kennen; allein von einem Alphonsus dieses Namens ist überall das tiefste Stillschweigen.

Ich muß daher alles mittheilen, was ich von ihm weis. — — Alphonsus Valdesius war magnæ spei juvenis, er war ferner ein Sohn Ferdinandi de Valdes, Rectoris Conchensis, und hat an den Peter Martyr, nicht Vermilium, sondern Anglerium, aus Holland und Deutschland verschiedene Briefe geschrieben. — — Das sind sehr dunkle und unzulängliche Nachrichten, wird man sagen; es ist wahr; allein kann ich sie besser geben, als ich sie habe? Ich habe es nicht einmal gewagt, sie deutsch zu übersetzen, aus Furcht, auch nur mit dem allergeringsten Worte von ihrem eigentlichen Verstande abzuweichen.

Meinen Wehrmann aber wird man ohne Zweifel daraus errathen können. Es ist der nur gedachte Peter Martyr. Dieser Gelehrte war ein gebohrner Mayländer aus Anghiera, verließ sein Vaterland, und begab sich nach Spanien, wo er bey dem König Ferdinand sehr ansehnliche Ehrenstellen bekleidete. Seine Schriften sind bekannt, ob sie gleich fast alle unter die seltnen gehören. Besonders werden seine Briefe, wegen der ganz besondern darinne enthaltenen Nachrichten, sehr hoch geschätzt. Sie sind das

erstemal

erstemal im Jahr 1530 zu Complut in Folio gedruckt, und von den Elzeviren im Jahr 1670 zu Amsterdam, in eben demselben Formate, nachgedruckt worden; doch hat man nur sehr wenige Exemplare davon abgezogen, so daß sie dieser neuen Auflage ohngeachtet, gleichwohl noch ein sehr rares Buch bleiben. Sie sind in 38 Bücher abgetheilt, und die Briefe, deren Zahl sich auf 813 beläuft, gehen vom Jahr 1488 bis auf 1525.

In dem sechshundert und neun und achtzigsten dieser Briefe nun, desgleichen in dem sieben hundert und zwey und zwanzigsten, theilet Martyr zwey Schreiben mit, die er von dem gedachten Alphonsius Valdesius erhalten hatte. Beyde betreffen das Reformationswerk; der erste ist aus Brüssel den 31. August 1520, und der zweyte aus Worms den 15. May. 1521. datirt. Aus jenem ist die oben angeführte Stelle, welche alle erforderliche Eigenschaften hat, das Vorgeben des Hrn. D. Krafts zu vernichten. Man kann sie, wenn man mir nicht trauet, auf der 381ten Seite der zweyten angeführten Ausgabe, selbst nachsehen. Ich finde von diesem Valdesius noch einen dritten Brief in den 699ten eingerückt, allein er betrift ganz etwas anders, die Krönung Carls nehmlich zum römischen Könige, bey welcher er zu Aachen gegenwärtig gewesen war.

Es verlohnet sich ohne Zweifel der Mühe, daß ich von den erstern Briefen etwas umständlicher rede,

beson-

besonders da sie so wenig bekannt geworden sind. Ich wüßte nicht einen einzigen Schriftsteller, der sich mit der Reformationsgeschichte abgegeben hätte, und ihrer gedächte. Unterdessen hätten sie es doch nur allzuwohl verdient, weil sie in der That mit vieler Unpartheylichkeit geschrieben zu seyn scheinen. Ich hoffe, daß eine Art von Uebersetzung derselben, dem Leser angenehm seyn wird, damit er sich um so viel mehr daraus überzeugen könne, ob die von mir angeführte Stelle auch in der That dasjenige beweise, was sie beweisen solle. Der Eingang, den Martyr dem ersten Briefe voranschickt ist folgender: *Peter Martyr A. M. Marchionibus discipulis.* Quæ in regnis geruntur, vos non latent. Ex his quæ ab exteris habemus, legite prodigium horrendum mihi ab *Alphonso Valdesio*, magnæ spei juvene, cujus patrem Ferdinandum de Vales, Rectorem Conchensem nostis, non minus fideliter quam ornate descriptum, cujus epistola sic habet. Man sieht, daß diese Worte die Quelle meiner obigen Nachrichten sind. Der Leser mag es selbst untersuchen, was das Rector Conchensis sey, ob man einen Statthalter oder einen Schulrektor in Conches, oder was man sonst darunter verstehen solle? Ich bekenne meine Unwissenheit ganz gerne. Was liegt endlich an diesem Umstande? Die Briefe selbst werden deswegen ihren Werth nicht verlieren. Hier sind sie:

Der erste Brief.

des Alphonsus Valdesius an den Peter Martyr.

„Du verlangest von mir zu wissen, was die jüngst unter den Deutschen entstandene Sekte der Lutheraner für einen Ursprung habe, und wie sie ausgebreitet worden. Ich will dir alles, wo nicht zierlich, doch getreulich überschreiben, wie ich es von glaubwürdigen Personen erfahren habe. Du wirst, ohne Zweifel, gehört haben, daß der Pabst Julius II. dem Apostel Petro einen unglaublich prächtigen und grossen Tempel bauen zu lassen, angefangen habe. Er hielt es, vermuthlich, für unanständig, daß der Oberste der Apostel in einem niedrigen Tempel wohnen solle, besonders da aus allen Theilen der Welt, unzähliche Menschen der Religion wegen, daselbst einträfen. Er würde, nach seiner Großmuth, diesen Bau auch gewiß zu Stande gebracht haben, wenn ihn nicht, mitten in dem Laufe, der Tod aus der Zeitlichkeit abgefordert hätte. Leo der Xte folgte ihm auf dem Päbstlichen Stuhle, weil er aber nicht Geld genug hatte, einen solchen Aufwand zu bestreiten, so ließ er durch die ganze christliche Welt denjenigen Ablaß verkündigen, welche zum Baue dieses Tempels einige Beysteuer geben wollten. Er hoffte, daß er auf diese Art eine unsägliche Menge Geldes, besonders unter

unter den Deutschen, welche die Römische Kirche mit einer ganz besondern Hochachtung verehrten, zusammen bringen werde. Doch wie nichts in der Welt so fest und beständig ist, daß nicht entweder durch die Gewalt der Zeit, oder durch die Bosheit der Menschen verfallen sollte, so konnten auch diese Ablaßverkündigungen nicht davon ausgenommen bleiben, sondern sie wurden die Ursache, daß Deutschland, welches keiner andern christlichen Nation an Frömmigkeit etwas nachgab, jetzo von allen und jeden darinne übertroffen wird. Es sprang nehmlich in Wittenberg, einer Stadt in Sachsen, als ein gewisser Dominikaner predigte, und dem Volke den Ablaß, woraus er selbst keinen geringen Vortheil zu ziehen trachtete, aufdringen wollte, ein Augustiner Mönch, mit Namen Martinus Luther hervor, welcher der Urheber dieser Tragödie ward, und vielleicht aus Neid gegen den Dominikaner, verschiedene Artikel im Druck ausgehen ließ, in welchen er behauptete, daß der Dominikaner mit seinem Ablasse viel weiter gehe, als ihm der Pabst erlaubt habe, oder auch erlauben könne. Der Dominikaner, als er diese Artikel gelesen hatte, gerieth wider den Augustiner in Wuth; die Mönche fingen nunmehr an, Theils mit Scheltworten, Theils mit Gründen, hitzig unter einander zu streiten; einige vertheidigten die Predigt, andre die Artikel, bis endlich (weil das Böse niemals Grenzen kennet)

net) der Augustiner den päbstlichen Ablaß ganz und gar zu verspotten wagte, und vorgab, er sey nicht so wohl zum Heile des christlichen Volks, als vielmehr, um den Geitz der Priester zu sättigen erfunden worden. Dieses ist also der erste Auftritt dieser Tragödie, die wir dem Hasse der Mönche zu danken haben. Denn da der Augustiner auf den Dominikaner, der Dominikaner auf den Augustiner, und beyde auf die Franciscaner neidisch sind, was kann man sich anders als die allerheftigsten Uneinigkeiten versprechen? Nun kommen wir auf den zweyten Auftritt. Der Herzog von Sachsen, Friedrich, hatte gehört, daß aus diesem Ablasse dem Kardinal und Erzbischofe zu Maynz, Alberto, seinem Collegen bey Erwehlung römischer Kayser, mit dem er aber über den Fuß gespannt war, viel Vortheil zufliessen werde, so wie er mit dem Pabste deswegen eins geworden war. Da nun also der Herzog auf Gelegenheit dachte, dem von Maynz diesen Vortheil zu entrücken, so bediente er sich des Mönchs, der zu allem kühn und unverschämt genug war, und dem päbstlichen Ablasse schon den Krieg angekündiget hatte. Er ließ alles Geld, welches in seinen Ländern aus dem Ablaßkrahme war gelöset worden, den Commissaren wegnehmen, und sagte: er wolle selbst einen eignen Mann nach Rom schicken, welcher dieses Geld zu dem Baue der Heil. Petrikirche überbringen, und zu-

sehen

sehen solle, was man für einen Gebrauch von dem übrigen Gelde, das von andern Seiten herbeygeschaft würde, in Rom mache. Der Pabst, dem es zukömmt, die Freyheit der Kirche zu beschützen, und zu verhindern, daß kein weltlicher Fürst sich in dasjenige mische, was der päbstlichen Heiligkeit einzig und allein zustehet, ermahnte den Herzog zu verschiednen malen, Theils durch die höflichsten Briefe, Theils durch besondre Abgeordnete, daß er dem päbstlichen Stuhle diese Beschimpfung nicht anthun, sondern das aufgefangne Geld wieder heraus geben möge. Doch da der Herzog sich dessen halsstarrig weigerte, und auf seiner Meinung blieb, so that ihn der Pabst in Bann. Der Augustiner wollte diese Gelegenheit, sich bey dem Herzoge einzuschmeicheln, nicht versäumen, und behauptete mit vieler Frechheit, daß ein so unbilliger Spruch ganz und gar keine Kraft habe, und daß der Pabst keinen unschuldiger Weise in den Bann thun könne. Er fing hierauf an sehr viel Heftiges wider den römischen Pabst und seine Anhänger auszustossen, welches alles gedruckt und sehr geschwind in ganz Deutschland ausgebreitet wurde. Zugleich ermahnte er den Herzog von Sachsen, sich durch diese Drohungen von seinem einmal gefaßten Entschlusse nicht abbringen zu lassen. Die Gemüther der Deutschen waren schon längst, durch die mehr als heidnischen Sitten der Römer, aufgebracht

worden, und hatten schon heimlich das Joch des römischen Pabstes abzuschütteln gesucht. Daher kam es denn, daß sobald Luthers Schriften öffentlich bekannt wurden, sie bey allen einen ganz erstaunlichen Beyfall fanden. Die Deutschen frohlockten, schimpften auf die Römischgesinnten, und verlangten, daß ein allgemeines christliches Concilium gehalten werden solle, worinne man Luthers Lehren untersuchen, und eine andre Einrichtung in der Kirche treffen könne. Und wollte GOtt, daß dieses geschehen wäre! Doch da der Pabst mit aller Gewalt sein Recht behaupten wollte, da er sich für ein allgemeines Concilium furchte, da er, die Wahrheit frey zu sagen, seinen privat Vortheil, welcher vielleicht dabey Gefahr lauffen könnte, dem Heile der Christenheit vorzog, da er Luthers Schriften, ohne Untersuchung vertilgen wollte; so schickte er einen Legatum a Latere an den Kayser Maximilian, welcher es dahin bringen sollte, daß Luthern von dem Kayser und dem ganzen römischen Reiche ein Stillschweigen auferlegt werde. Es wurden daher in Augspurg Reichsversammlungen angestellt, auf welche Luther von dem Kayser gefordert wurde. Er erschien also daselbst, fest entschlossen, seine Schriften tapfer zu vertheidigen, und mit dem Cajetanus (so hieß der Legate) sich in einen Streit darüber einzulassen. Cajetanus sagte, man müsse den Mönch ganz und gar nicht

anhören, der so viel Lästerungen wider den römischen Pabst geschrieben hätte. Allein die Reichsstände erwiederten: es würde sehr unbillig seyn, wenn man ihn unverhört verdammen, oder zwingen wolle, diejenigen Schriften, die er zu vertheidigen entschlossen wäre, ohne Ueberzeugung zu widerruffen. Wenn daher Cajetan, (der, wie du weißt, in der heiligen Schrift selbst nicht unerfahren ist,) Luthern überzeugen könne, so wären sie und der Kayser bereit, ihn zu verurtheilen. Da Cajetan also sahe, daß er nichts ausrichten werde, wenn er sich nicht mit Luthern näher einlassen wollte; da er es auch wirklich verschiedenemal versuchte, und sehr unglücklich damit war; so begab er sich, unverrichteter Sache, wieder fort. Luther aber, der mit grössern Ehren wegging, als er war vorgelassen worden, triumphirte als ob er völlig den Sieg erfochten hätte. Weil er sich übrigens auf den Schutz des Herzogs von Sachsen verlassen konnte, so trieb ihn seine Hitze immer weiter und weiter, und er hörte nicht auf, beständig neue Lehren, die mit dem apostolischen Glauben streiten, in Druck ausgehen zu lassen. Da also der Pabst sahe, daß er es im guten nicht dahin bringen könne, daß man diesen lästernden Mönch zur verdienten Straffe zöge; da er befürchten mußte, daß das Gift, welches schon weit und breit um sich gegriffen hatte, noch mehr Schaden thun, und Lu-

ther auch rechtgläubige Männer auf seine Seite ziehen könne, so ließ er eine sehr heftige Bulle wider ihn und seine Anhänger ausgehen, und erklärte sie alle für Irrgläubige und Ketzer. Hierdurch ward Luther nicht so wohl aufgebracht, als völlig in Raserey gesetzt, und erklärte den Pabst selbst (welche Unverschämtheit) für einen Irrgläubigen und Ketzer. Er gab unter andern ein Buch unter dem Titel de Captiuitate babylonica Ecclesiae heraus, und es ist unglaublich, mit was für Ränken er darinne die Lehrsätze und Anordnungen der Kirchenversammlungen und Päbste angreift. Er behauptet so gar, daß Johann Hus auf dem Concilio zu Costnitz unschuldig sey verbrannt worden, und daß er alle seine Artikel, die man verdammt habe, als rechtgläubig vertheidigen wolle. Doch auch hieran ließ er sich nicht einmal begnügen, sondern verbrennte noch in Wittenberg alle Bücher des kanonischen Rechts, so viel er deren daselbst auftreiben konnte, weil sie, nach seinem Vorgeben, die christliche Frömmigkeit verdorben hätten, und also bey Seite geschaft werden müßten. Nachdem sich das Gerüchte hiervon durch ganz Deutschland ausgebreitet, sind die Gemüther der Deutschen auf eine so unbeschreibliche Art wider den apostolischen Stuhl erbittert worden, daß wenn der Pabst nicht die Klugheit, oder der Kayser nicht das Glück hat, mit einer allgemeinen Kirchenversammlung, dem Uebel abzuhelffen, nur allzu-

allzusehr zu besorgen steht, dieses Unheil werde noch so weit um sich greiffen, daß zuletzt ganz und gar kein Mittel darwieder vorhanden seyn wird. — — So viel habe ich dir vorjezt melden wollen. Nimm es geneigt auf, und lebe wohl. Brüssel, den 31 August. 1520.

Zweyter Brief des Alphonsus Valdesius an den Peter Martyr.

Den Ursprung der Lutherischen Sekte, und ihren Fortgang bis auf den heutigen Tag, habe ich dir aus Brüssel geschrieben. Vernimm nunmehr, was darauf gefolgt ist. Nachdem der Kayser in diese Stadt Worms, die Churfürsten des römischen Reichs und alle Stände zusammen beruffen, hat er vor allen Dingen Luthers Sache vorzunehmen verlangt, damit durch das Ansehen des ganzen Reichs, der Unsinn dieses Mannes endlich gebändiget, und andre ihm beyzutreten abgehalten würden. Ob er dieses nun schon sehr eifrig getrieben, so hat er doch nichts weiter erlangen können, als daß Luther, unter kayserlichem sicherm Geleite nach Worms geruffen und vorher gehört würde, ehe man etwas wider ihn beschliessen wolle. Sie behaupten alle, daß es unbillig seyn würde, ihn unverhört zu verdammen, und das es der Würde und Frömmigkeit des Kaysers zukomme, wenn Luther seine Irrthümer widerruffe, das übrige, was

er sonst, so gelehrt als christlich, geschrieben habe, zu untersuchen, und Deutschland von den Unterdrückungen und Beschwerden des päbstlichen Stuhles zu befreyen. Da der Kayser sahe, daß er nichts weiter erlangen könne, so ließ er Luthern unter seinem sichern Geleite kommen, der sich auch vor ihm und allen Ständen des Reichs stellte. Er ward gefragt: ob er sich zu den Büchern, die hier und da unter seinem Namen herum gingen, bekenne, und ob er das, was er darinne geschrieben habe, widerrufen wolle, oder nicht? Er antwortete: er bekenne sich zu allen diesen Büchern; (deren Titel ihm auf sein Begehren vorgelesen wurden) und wolle es weder jezt noch jemals leugnen, daß er Verfasser davon sey. Was aber den zweyten Punkt der an ihn geschehenen Frage anbelangte, ob er nehmlich das, was er geschrieben habe, widerrufen wolle, so bat er, der Kayser möge ihm Bedenkzeit lassen, die ihm auch der Kayser bis auf den folgenden Tag verstattete. An diesem nun, wurde Martinus Lutherus abermals vor den Kayser, die Churfürsten und alle Reichsstände gefordert, und man verlangte von ihm, daß er auf den zweyten Theil der gestrigen Frage antworten solle. Hierauf hielt er eine lange und weitläuftige Rede, Theils in lateinischer, Theils in deutscher Sprache, und beschloß endlich damit, daß er nichts, was in seinen Büchern enthalten sey, widerru-

fen könne, wenn man ihn nicht aus der Lehre des Evangelii und aus dem alten oder neuen Testamente zeigen könne, daß er geirret und gottlose Sachen vorgetragen habe. Und als man aufs neue in ihn drang, daß er, alles andre bey Seite gesetzt, entweder mit Ja oder Nein antworten möge, ob er bey den Lehrsätzen und Anordnungen der Kirchenversammlungen bleiben wolle; so antwortete er: er wolle nichts widerrufen, und könne auch bey den Lehrsätzen der Kirchenversammlungen nicht bleiben, weil die Kirchenversammlungen sich manchmal selbst widersprochen hätten. Der Kayser befahl ihm hierauf, abzutreten, und ließ die Versammlung auf diesen Tag auseinander. Den Tag drauf, ließ er die Churfürsten zu sich kommen, und legte ihnen eine von seiner eignen Hand aufgesetzte Schrift vor, in der er ihnen, was nunmehr zu thun sey, erklärte, und sie insgesamt seiner Meinung beyzutreten bat, daß man nehmlich geschärfte Befehle wider Luthern und die Lutheraner, ergehen, und die Bücher dieses unsinnigen Mannes verbrennen lassen wolle. Die Reichsstände aber, deren einige Luthers Gift eingesogen hatten, andre aber Luthern nicht eher verdammt wissen wollten, als bis die Deutschen erst von den Unterdrückungen und Beschwerden des römischen Hofes befreyt wären, lagen dem Kayser mit inständigen Bitten an, daß man Luthern wenigstens ins geheim

heim ermahnen möge, dasjenige, was er wider die Kirche geschrieben habe, zu widerrufen. Als ihnen der Kayser dieses erlaubt, und sie ganzer drey Tage den verstockten Luther, aber umsonst, ermahnt hatten, sahen sie wohl, daß sie nichts ausrichten würden, und unterschrieben also das Kayserliche Decret. Als dieses geschehen war, wollte der Kayser gleichwohl nicht wider das Luthern ertheilte sichre Geleite handeln, sondern ließ ihn durch ein öffentliches Instrument erinnern, daß er sich den folgenden Tag sogleich aus der Stadt Worms, und innerhalb zwanzig Tagen in einen sichern Ort begeben solle. Luther gehorchte, und der Kayser ließ nunmehr in seinem, in der Churfürsten, und aller Reichsstände Namen, nicht nur ein sehr scharfes Edikt wider Luthern und seine Anhänger ergehen, sondern ließ auch seine Schriften, so viel man deren hier finden konnte, mit grossem Gepränge verbrennen, welches er auch in den übrigen Städten Deutschlands zu thun befahl. Hier hast du also von dieser Tragödie, wie einige wollen, das Ende; so wie ich aber ganz gewiß überzeugt bin, nicht das Ende, sondern den Anfang. Denn ich sehe, daß die Deutschen wider den päbstlichen Stuhl allzu erbittert sind, und glaube nicht, daß die Befehle des Kaysers bey ihm von grosem Nachdrucke seyn werden, weil man, auch nach Ergehung derselben, Luthers Bücher hin und wieder frey und un-

ungestraft verkauft. Du kannst daher leicht muthmassen, was vollends in Abwesenheit des Kaysers geschehen wird. Diesem Uebel hätte, zum größten Nutzen der Christenheit, ganz leicht können gesteuert werden, wenn der Pabst gegen eine allgemeine Kirchenversammlung nicht so abgeneigt wäre, und die öffentliche Wohlfahrt seinen besondern Vortheilen vorzöge. Allein, da er sein Recht auf das hartnäckigste vertheidiget, da er nichts anhören, sondern bloß, vielleicht aus einem heiligen Affecte, Luthern verdammt und verbrannt wissen will, so sehe ich zum voraus, daß die ganze christliche Republik zu Grunde gehen wird, wann sich Gott nicht selbst unsrer annimmt. Lebe wohl. Worms, den 15. May 1521.

* * *

Ich bin so weit entfernt diesen Briefen eine Lobrede zu halten, und mich zu ihrem ungedingten Vertheidiger aufzuwerfen, daß ich es vielmehr ganz gerne einräumen werde, wenn man hier und da einige kleine Falschheiten darinne entdecken sollte. Ich habe sie eigentlich aus keiner andern Ursache angeführt und mitgetheilt, als wegen der Stelle, die ich dem Herrn D. Kraft daraus entgegen setze, und aus welcher er wenigstens so viel ersehen wird, daß Cochläus den unsern Luther vorgeworfnen Neid, nicht, wie man zu reden pflegt, aus den Fingern gesogen habe, sondern dabey ohne Zweifel dem Gerüchte gefolgt sey.

Indem

Indem ich aber leugne, daß dieser geschworne Feind des großen Reformators der Erfinder gedachter Beschuldigung sey, so will ich sie doch deßwegen für nichts weniger als für wahr halten. Sie hat zu wenig Wahrscheinlichkeit, wenn man sie mit Luthers uneigennützigem und großmüthigen Charakter vergleicht. Er, der durch seine Glaubensverbesserung nichts irdisches für sich selbst zu gewinnen suchte, sollte den die Gewinnsucht, oder welches auf eins hinaus kömmt, der Neid über den Gewinn eines andern, dazu angetrieben haben?

Eine Betrachtung aber wird man mir erlauben — — Ich sehe nicht, was unsre Gegner gewinnen würden, wann es auch wahr wäre, daß Luthern der Neid angetrieben habe, und wann auch sonst alles wahr wäre, was sie zur Verkleinerung dieses Helden vorbringen. Wir sind einfältig genug, und lassen uns fast immer mit ihnen in die heftigsten Streitigkeiten darüber ein; wir untersuchen, vertheidigen, widerlegen, und geben uns die undankbarste Mühe; oft sind wir glücklich, und öfters auch nicht, denn das ist unstreitig, daß es leichter ist, tausend Beschuldigungen zu erdenken, als eine einzige so zu Schanden zu machen, daß auch nicht der geringste Verdacht mehr übrig bleibe. Wie wäre es also, wenn man dieses ganze Feld, welches so vielen Kampf zu erhalten kostet, und uns doch nicht das geringste einbringt, endlich aufgäbe? Genug, daß durch die Reformation unendlich

viel gutes ist gestiftet worden, welches die Katholiken selbst nicht ganz und gar leugnen; genug, daß wir in dem Genusse ihrer Früchte sitzen; genug, daß wir diese der Vorsehung des Himmels zu danken haben. Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott darzu gebraucht hat? Er wehlt überhaupt fast immer nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten. Mag doch also die Reformation den Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, daß jeder Neid eben so glückliche Folgen hätte! Der Ausgang der Kinder Israel aus Aegypten ward durch einen Todschlag, und man mag sagen was man will, durch einen strafbaren Todschlag veranlaßt; ist er aber deßwegen weniger ein Werk Gottes und weniger ein Wunder?

Ich weis wohl, daß es auch eine Art von Dankbarkeit gegen die Werkzeuge, wodurch unser Glück ist befördert worden, giebt; allein, ich weis auch, daß diese Dankbarkeit, wenn man sie übertreibt, zu einer Idolaterie wird. Man bleibt mit einer Erkenntlichkeit an der nächsten Ursach kleben, und geht wenig oder gar nicht auf die erste zurück, die allein die wahre ist. Billig bleibt Luthers Andenken bey uns in Seegen; allein die Verehrung so weit treiben, daß man auch nicht den geringsten Fehler auf ihn will haften lassen, als ob Gott das, was er durch ihn verrichtet hat, sonst nicht würde durch ihn haben verrichten können, heißt meinem Urtheile nach, viel zu ausschweifend seyn. Ein neuer Schriftsteller hatte vor einiger Zeit einen witzigen Einfall; er sagte, die Reformation sey in Deutschland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe, und in dem liederreichen Frankreich das Werk eines Gassenhauers gewesen. Man hat sich viel Mühe gegeben, diesen Einfall zu widerlegen; als ob ein Einfall widerlegt werden könnte? Man kann ihn nicht anders wider-

legen, als wenn man ihm den Witz nimmt, und das ist hier nicht möglich. Er bleibt witzig, er mag nun wahr oder falsch seyn. Allein ihm sein Gift zu nehmen, wenn er anders welches hat, hätte man ihn nur so ausdrücken dürfen: in Deutschland hat die ewige Weisheit, welche alles zu ihrem Zwecke zu lenken weis, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe, und in Frankreich durch ein Lied gewirkt. Auf diese Art wäre aus dem Tadel der Menschen, ein Lob des Höchsten geworden! Doch wie schwer gehen die Sterblichen an dieses, wann sie ihr eignes nicht damit verbinden können.

Ich komme auf meine Briefe wieder zurück. Ich glaube, sie verdienen auch schon deswegen einige Achtung, weil sich Valdesius über die Fehler des Pabst sehr frey darinne erklärt, und genugsam zeigt, daß er das damalige Verderben der Kirche eingesehen habe. Endlich können sie auch noch diesen zufälligen Nutzen haben, daß sich künftig unsre Theologen ein wenig genauer erkundigen, ehe sie den zuversichtlichen Ausspruch wagen: dieses und jenes hat der und der zuerst ausgeheckt.

Noch erinnere ich mich, was der Past Leo, nach dem Berichte des Herrn von Seckendorfs, bey dem Anfange der Reformation soll gesagt haben: der Bruder Martin hat einen guten Kopf; es ist nur eine Mönchszänkerey. Liegt in dem Worte Mönchszänkerey nicht fast eben die Beschuldigung der Mißgunst, die unter den verschiednen Ordensleuten herrschte; und hätte der Herr D. Kraft auch nicht diesen kleinen Ausspruch in Betrachtung ziehen sollen? — — Doch genug hiervon!

Ende des dritten Theils.

Leßings
Schriften.

Vierter Theil.

Der junge Gelehrte.

Ein Lustspiel in drey Aufzügen.

Verfertiget im Jahre 1747.

Personen.

Chrysander, ein alter Kaufmann.
Damis, der junge Gelehrte, Chrysanders Sohn.
Valer.
Juliane.
Anton. Bedienter des Damis.
Lisette.

Der Schauplatz ist die Studierstube des Damis.

Erster

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Damis. (am Tische unter Büchern.)

Anton.

Damis. Die Post also ist noch nicht da?

Anton. Nein.

Damis. Noch nicht? Hast du auch nach der rechten gefragt? Die Post von Berlin —

Anton. Nun ja doch; die Post von Berlin; sie ist noch nicht da! Wenn sie aber nicht bald kömmt, so habe ich mir die Beine abgelaufen. Thun Sie doch, als ob sie Ihnen, wer weiß was, mitbringen würde! Und ich wette, wenns hoch kömmt, so ist es eine neue Schartecke, oder eine Zeitung, oder sonst ein Wisch. — —

Damis. Nein, mein guter Anton; dasmal möchte es etwas mehr seyn. Ach! wann du es wüßtest — —

Anton. Will ichs denn wissen? Es würde mir weiter doch nichts helfen, als daß ich einmal wieder über Sie lachen könnte. Das ist mir gewiß etwas seltnes? — — Haben Sie mich sonst noch wohin zu schicken? Ich habe ohnedem auf dem Rathskeller

eine kleine Verrichtung; vielleicht ists ein Gang? Nu?

Damis. (erzürnt.) Nein, Schurke!

Anton. Da haben wirs! Er hat alles gelesen, nur kein Komplimentirbuch. — — Aber besinnen Sie Sich. Etwa in den Buchladen?

Damis. Nein, Schurke.

Anton. Ich muß das Schurke so oft hören, daß ich endlich selbst glauben werde, es sey mein Taufname. — — Aber zum Buchbinder?

Damis. Schweig, oder — —

Anton. Oder zum Buchdrucker? Zu diesen dreyen, Gott sey Dank! weiß ich mich, wie das Färbepferd um die Rolle.

Damis. Sieht denn der Schlingel nicht, daß ich lese? Will er mich noch länger stören?

Anton. (bey Seite.) St! er ist im Ernste böse geworden. Lenk ein, Anton. — — Aber, sagen Sie mir nur, was lesen Sie denn da für ein Buch? Potz Stern, was das für Zeug ist! Das verstehen Sie? Solche Krakelfüsse, solche fürchterliche Zickzacke, die kann ein Mensch lesen? Wann das nicht wenigstens Fausts Höllenzwang ist — — Ach, man weiß es ja wohl, wies den Leuten geht, die alles lernen wollen. Endlich verführt sie der böse Geist, daß sie auch hexen lernen. — —

Damis. (nimmt sein muntres Wesen wieder an.) Du

guter Anton! das ist ein Buch in hebräischer Sprache. — Des Ben Maimon Jad chasacka.

Anton. Ja doch; wers nur glauben wollte! Was Hebräisch ist, weiß ich endlich auch. Ist es nicht mit der Grundsprache, mit der Textsprache, mit der heiligen Sprache einerley? Die warf unser Pfarr, als ich noch in die Schule gieng, mehr als einmal von der Kanzel. Aber so ein Buch, wahrhaftig! hatte er nicht; ich habe alle seine Bücher beguckt; ich mußte sie ihm einmal von einem Boden auf den andern räumen helfen.

Damis. Ha! ha! ha! das kann wohl seyn. Es ist Wunders genug, wenn ein Geistlicher auf dem Lande nur den Namen davon weiß. Zwar, im Vertrauen, mein lieber Anton, die Geistlichen überhaupt sind schlechte Helden in der Gelehrsamkeit.

Anton. Nu, nu, bey allen trift das wohl nicht ein. Der Magister in meinem Dorfe wenigstens gehört unter die Ausnahme. Versichert! der Schulmeister selber hat mir es, mehr als einmal gesagt, daß er ein sehr gelehrter Mann wäre. Und dem Schulmeister muß ich das glauben; denn wie mir der Herr Pfarr oft gesagt hat, so ist er keiner von den schlechten Schulmeistern; er versteht ein Wort Latein, und kann davon urtheilen.

Damis. Das ist lustig! Der Schulmeister also lobt den Pfarr, und der Pfarr nicht unerkenntlich zu seyn, lobt den Schulmeister. Wenn mein Vater zu-

gegen wäre, so würde er gewiß sagen: Manus manum lauat. Hast du ihm die alberne Gewohnheit nicht angemerkt, daß er bey aller Gelegenheit ein lateinisches Sprüchelchen mit einflickt? Der alte Idiote denkt, weil er so einen gelehrten Sohn hat, müsse er doch auch zeigen, daß er einmal durch die Schule gelaufen sey.

Anton. Hab ichs doch gedacht, daß es etwas albernes seyn müsse; denn manchmal mitten in der Rede murmelt er etwas her, wovon ich kein Wort verstehe.

Damis. Doch schliesse nur nicht daraus, daß alles albern sey, was du nicht verstehst. Ich würde sonst viel albernes Zeug wissen. — — Aber, o himmlische Gelehrsamkeit, wie viel ist dir ein Sterblicher schuldig, der dich besitzt! Und wie bejammernswürdig ist es, daß dich die wenigsten in deinem Umfange kennen! Der Theolog glaubt dich bey einer Menge heiliger Sprüche, fürchterlicher Erzehlungen und einiger übel angebrachten Figuren zu besitzen. Der Rechtsgelehrte, bey einer unseligen Geschicklichkeit unbrauchbare Gesetze abgestorbner Staaten, zum Nachtheile der Billigkeit und Vernunft, zu verdrehen, und die fürchterlichsten Urthel in einer noch fürchterlichern Sprache vorzutragen. Der Arzt endlich glaubt sich wirklich deiner bemächtiget zu haben, wann er durch eine Legion barbarischer Wörter die Gesunden krank und die Kranken noch kränker machen kann. Aber, o betrogene Thoren! die Wahrheit läßt euch nicht

lange

lange in diesem sie schimpfenden Irrthume. Es kommen Gelegenheiten, wo ihr selbst erkennet, wie mangelhaft euer Wissen sey; voll tollen Hochmuths beurtheilet ihr alsdann alle menschliche Erkänntniß nach der eurigen, und ruft wohl gar in einem Tone, welcher alle Sterbliche zu bejammern scheinet, aus: Unser Wissen ist Stückwerk! Nein, glaube mir, mein lieber Anton: der Mensch ist allerdings einer allgemeinen Erkenntniß fähig. Es leugnen, heißt ein Bekenntniß seiner Faulheit, oder seines mäßigen Genies ablegen. Wenn ich erwäge, wie viel ich schon nach meinen wenigen Jahren verstehe, so werde ich von dieser Wahrheit noch mehr überzeugt. Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Italienisch, Englisch — — das sind sechs Sprachen, die ich alle vollkommen besitze: und bin erst zwanzig Jahr alt!

Anton. Sachte! Sie haben eine vergessen; die deutsche — —

Damis. Es ist wahr, mein lieber Anton; das sind also sieben Sprachen: und ich bin erst zwanzig Jahr alt!

Anton. Pfuy doch, Herr! Sie haben mich, oder Sich selbst zum besten. Sie werden doch das, daß Sie Deutsch können, nicht zu Ihrer Gelehrsamkeit rechnen? Es war ja mein Ernst nicht. — —

Damis. Und also denkst du wohl selber Deutsch zu können?

Anton. Ich? ich? nicht Deutsch! Es wäre ein

verdammter Streich, wenn ich Kalmuckisch redete, und wüßte es nicht.

Damis. Unter können und können, ist ein Unterschied. Du kannst Deutsch, das ist: du kannst deine Gedanken mit Tönen ausdrücken, die einem Deutschen verständlich sind; das ist, die eben die Gedanken in ihm erwecken, die du bey dir hast. Du kannst aber nicht Deutsch, das ist: du weißt nicht, was in dieser Sprache gemein oder niedrig, rauh oder annehmlich, undeutlich oder verständlich, alt oder gebräuchlich ist; du weißt ihre Regeln nicht; du hast keine gelehrte Kenntniß von ihr.

Anton. Was einem die Gelehrten nicht weiß machen wollen! Wenn es nur auf Ihr das ist ankäme, ich glaube, Sie stritten mir wohl gar noch ab, daß ich essen könnte.

Damis. Essen? Je nun wahrhaftig, wenn ich es genau nehmen will, so kannst du es auch nicht.

Anton. Ich? ich nicht essen? Und trinken wohl auch nicht?

Damis. Du kannst essen, das ist: du kannst die Speisen zerschneiden, in Mund stecken, kauen, herunter schlucken, und so weiter. Du kannst nicht essen, das ist: du weißt die mechanischen Gesetze nicht, nach welchen es geschiehet; du weißt nicht, welches das Amt einer jeden dabey thätigen Muskel ist; ob der Digastricus oder der Masseter, ob der Pterygoideus,

inter=

internus oder externus, ob der Zygomaticus oder der Platysmamyodes, ob — —

Anton. Ach ob, ob! Das einzige Ob, worauf ich sehe, ist das, ob mein Magen etwas davon erhält, und ob mirs bekömmt. — — Aber wieder auf die Sprache zu kommen. Glauben Sie wohl, daß ich eine verstehe, die Sie nicht verstehen?

Damis. Du, eine Sprache, die ich nicht verstünde?

Anton. Ja; rathen Sie einmal.

Damis. Kanst du etwa Koptisch?

Anton. Foptisch? Nein, das kann ich nicht.

Damis. Chinesisch? Malabarisch? Ich wüßte nicht woher.

Anton. Wie Sie herumrathen. Haben Sie meinen Vetter nicht gesehn? Er besuchte mich vor vierzehn Tagen. Der redte nichts, als diese Sprache.

Damis. Der Rabbi, der vor kurzen zu mir kam, war doch wohl nicht dein Vetter?

Anton. Daß ich nicht gar ein Jude wäre! Mein Vetter war ein Wende; ich kann Wendisch; und das können Sie nicht.

Damis. (nachsinnend.) Er hat Recht. — Mein Bedienter soll eine Sprache verstehen, die ich nicht verstehe? Und noch dazu eine Hauptsprache? Ich erinnere mich, daß ihre Verwandschaft mit der Hebräischen sehr groß seyn soll. Wer weiß, wie viel Stammwörter, die in dieser verloren sind, ich in jener entdecken

decken könnte! — — Das Ding fängt mir an, im Kopfe herum zu gehen!

Anton. Sehen Sie! -- Doch wissen Sie was? Wenn Sie mir meinen Lohn verdoppeln, so sollen Sie bald so viel davon verstehen, als ich selbst. Wir wollen fleißig mit einander wendisch parliren, und — — Kurz, überlegen Sie es. Ich vergesse über dem verdammten Plaudern meinen Gang auf den Rathskeller ganz und gar. Ich bin gleich wieder zu ihren Diensten.

Damis. Bleib itzt hier; bleib hier.

Anton. Aber Ihr Herr Vater kömmt. Hören Sie? Wir könnten doch nicht weiter reden.

(Geht ab.)

Damis. Wenn mich doch mein Vater ungestört lassen wollte. Glaubt er denn, daß ich so ein Müßiggänger bin, wie er?

Zweyter Auftritt.

Damis. Chrysander.

Chrysander. Immer über den verdammten Büchern! Mein Sohn, zu viel ist zu viel. Das Vergnügen ist so nöthig als die Arbeit.

Damis. O Herr Vater, das Studiren ist mir Vergnügens genug. Wer neben den Wissenschaften noch andere Ergötzungen sucht, muß die wahre Süßigkeit derselben noch nicht geschmeckt haben.

Chrys. Das sage nicht! Ich habe in meiner Jugend

gend auch studirt; ich bin bis auf das Mark der Gelehrsamkeit gekommen. Aber daß ich beständig über den Büchern gelegen hätte, das ist nicht wahr. Ich gieng spaziren; ich spielte; ich besuchte Gesellschaften; ich machte Bekanntschaft mit Frauenzimmern. Was der Vater in der Jugend gethan hat, kann der Sohn auch thun; soll der Sohn auch thun. A boue maiori discat arare minor! wie wir Lateiner reden. Besonders das Frauenzimmer laß dir, wie wir Lateiner reden, de meliori empfohlen seyn! Das sind Narren, die einen jungen Menschen vor das Frauenzimmer ärger als vor Scorpionen warnen; die es ihm, wie wir Lateiner reden, cautius sanguine viperino zu fliehen befehlen. —

Damis. Cautius sanguine viperino? Ja, das ist noch Latein! Aber wie heißt die ganze Stelle?

Cur timet flauum Tiberim tangere? cur oliuum
Sanguine viperino
Cautius vitat? — —

O ich höre schon, Herr Vater, Sie haben auch nicht aus der Quelle geschöpft! Denn sonst würden Sie wissen, daß Horaz in eben der Ode die Liebe als eine sehr nachtheilige Leidenschaft beschreibt, und das Frauenzimmer — —

Chrys. Horaz! Horaz! Horaz war ein Italiener, und meynet das italienische Frauenzimmer. Ja vor dem italienischen warne ich dich auch! das ist gefährlich! Ich habe einen guten Freund, der in seiner

Ju-

Jugend — — Doch still! man muß kein Aergerniß geben. — Das deutsche Frauenzimmer hingegen, o das deutsche! mit dem ist es ganz anders beschaffen. — — Ich würde der Mann nicht geworden seyn, der ich doch bin, wenn mich das Frauenzimmer nicht vollends zugestutzt hätte. Ich dächte, man sähe mirs an. Du hast todte Bücher genug gelesen; guck einmal in ein lebendiges!

Damis. Ich erstaune — —

Chrysand. O du wirst noch mehr erstaunen, wann du erst tiefer hinein sehen wirst. Das Frauenzimmer, mußt du wissen, ist für einen jungen Menschen eine neue Welt, wo man so viel anzugaffen, so viel zu bewundern findet — —

Damis. Hören Sie mich doch! Ich erstaune, will ich sagen, Sie eine Sprache führen zu hören, in der wahrhaftig diejenigen Vorschriften nicht ausgedrückt waren, die Sie mir mit auf die hohe Schule gaben.

Chrys. Quae, qualis, quanta! Jetzt und damals! Tempora mutantur! wie wir Lateiner sagen.

Damis. Tempora mutantur? Ich bitte Sie, legen Sie doch die Vorurtheile des Pöbels ab. Die Zeiten ändern sich nicht. Denn lassen Sie uns einmal sehen: was ist die Zeit? — —

Chrys. Schweig! die Zeit ist ein Ding, daß ich mir mit deinen unnützen Geplaudre nicht will verderben lassen. Meine damaligen Vorschriften waren

nach

nach dem damaligen Maasse deiner Erfahrung und deines Verstandes eingerichtet. Nun aber traue ich dir von beiden so viel zu, daß du Ergötzlichkeiten nicht zu Beschäftigungen machen wirst. Aus diesem Grunde rathe ich dir also — —

Damis. Ihre Reden haben einigen Schein der Wahrheit. Allein ich dringe tiefer. Sie werden es gleich sehen. Der Status Controversiä ist — —

Chrys. Ey, der Status Controversiä mag meinetwegen in Barbara oder in Celarent seyn. Ich bin nicht hergekommen mit dir zu disputiren, sondern — —

Damis. Die Kunstwörter des Disputirens zu lernen? Wohl! Sie müssen also wissen, daß weder Barbara noch Celarent den Statum — —

Chrys. Ich möchte toll werden! Bleib Er mir, Herr Informator, mit den Possen weg, oder — —

Damis. Possen? diese seltsamen Benennungen sind zwar Ueberbleibsel der scholastischen Philosophie, das ist wahr; aber doch solche Ueberbleibsel — —

Chrys. Ueber die ich die Geduld verlieren werde, wann du mich nicht bald anhörst. Ich komme in der ernsthaftesten Sache von der Welt zu dir, — — denn was ist ernsthafter als heyrathen? — — und du — —

Damis. Heyrathen? Des Heyrathens wegen zu mir? zu mir?

Chryſ. Ha! ha! macht dich das aufmerkſam? Alſo ausculta et perpende!

Damis. Ausculta et perpende? ausculta et perpende? Ein glücklicher Einfall —

Chryſ. O, ich habe Einfälle —

Damis. Den ich da bekomme!

Chryſander. Du?

Damis. Ja, ich. Wiſſen Sie, wo ſich dieſes ausculta et perpende herſchreibt? Eben mache ich die Entdeckung: aus dem Homer. O was finde ich nicht alles in meinem Homer!

Chryſ. Du und dein Homer, ihr ſeyd ein Paar Narren!

Damis. Ich und Homer? Homer und ich? wir beyde? Hi! hi! hi! Gewiß, Herr Vater? O ich danke, ich danke. Ich und Homer! Homer und ich! — Aber hören Sie nur: ſo oft Homer — er war wirklich kein Narr, ſo wenig wie ich — ſo oft er, ſag ich, ſeine Helden den Soldaten zur Tapferkeit ermuntern, oder in dem Kriegsrathe eine Berathſchlagungen anheben läßt; ſo oft iſt auch der Anfang ihrer Rede: höret, was ich vortragen werde, und überlegt es! Zum Exempel in der Odyſſee:

Κεκλυτε δη νυν μευ, Ιθακησιοι, ὁ, ττι κεν ειπω.

Und darauf folgt denn auch oft:

Ως ἐφαθ᾽. οἱ δ᾽ ἀρα τȣ μαλα μεν κλυον, ἠδ᾽ ἐπιθοντο.

das

das ist: so sprach er, und sie gehorchten dem, was sie gehöret hatten.

Chrys. Gehorchten sie ihm? Nu, das ist vernünftig! Homer mag doch wohl kein Narr seyn. Sieh zu, daß ich von dir auch widerrufen kann. Denn wieder zur Sache: ich kenne, mein Sohn —

Damis. Einen kleinen Augenblick Geduld, Herr Vater! Ich will mich nur hinsetzen, und diese Anmerkung aufschreiben.

Chrys. Aufschreiben? was ist hier aufzuschreiben? Wem liegt daran, ob das Sprüchelchen aus dem Homer, oder aus dem Gesangbuche ist?

Damis. Der gelehrten Welt liegt daran; meiner und Homers Ehre liegt daran! Denn ein halb hundert solche Anmerkungen machen einen Philologen. Und sie ist neu, muß ich Ihnen sagen, sie ist ganz neu.

Chrys. So schreib sie ein andermal auf.

Damis. Wann sie mir aber wieder entfiele? Ich würde untröstlich seyn. Haben Sie wenigstens die Gütigkeit, mich wieder daran zu erinnern.

Chrys. Gut, das will ich thun; höre mir nur jetzt zu. Ich kenne, mein Sohn, ein recht allerliebstes Frauenzimmer; und ich weiß, du kennst es auch. Hättest du wohl Lust — —

Damis. Ich soll ein Frauenzimmer, ein liebenswürdiges Frauenzimmer kennen? O, Herr Vater, wenn das jemand hörte, was würde er von mei-

ner Gelehrsamkeit denken? — — Ich, ein liebenswürdiges Frauenzimmer? — —

Chrys. Nun wahrhaftig; ich glaube nicht, daß ein Gastwirth so erschrecken kann, wenn man ihm Schuld giebt, er kenne den oder jenen Spitzbuben, als du erschrickst, weil du ein Frauenzimmer kennen sollst. Ist denn das ein Schimpf?

Damis. Wenigstens ist es keine Ehre, besonders für einen Gelehrten. Mit wem man umgeht, dessen Sitten nimmt man nach und nach an. Jedes Frauenzimmer ist eitel, hoffärtig, geschwätzig, zänkisch und Zeitlebens kindisch, es mag so alt werden, als es will. Jedes Frauenzimmer weiß kaum, daß es eine Seele hat, um die es unendlich mehr besorgt seyn sollte, als um den Körper. Sich ankleiden, auskleiden, und wieder anders ankleiden; vor dem Spiegel sitzen, seinen eignen Reitz bewundern; auf ausgekünstelte Minen sinnen; mit neugierigen Augen müßig an dem Fenster liegen: unsinnige Romane lesen, und aufs höchste zum Zeitvertreibe die Nadel zur Hand nehmen: das sind seine Beschäftigungen; das ist sein Leben. Und Sie glauben, daß ein Gelehrter, ohne Nachtheil seines guten Namens, solche närrische Geschöpfe weiter, als ihrer äusserlichen Gestalt nach, kennen dürfe?

Chrys. Mensch, Mensch! deine Mutter kehret sich im Grabe um. Bedenke doch, daß sie auch ein Frauenzimmer war! Bedenke doch, daß die Dinger von Natur nun einmal nicht anders sind! Ob schon

wie

wie wir Lateiner zu reden pflegen, nulla regula sine exceptione. Und so eine Exception ist sicherlich das Mädchen, das ich ietzt im Kopfe habe, und das du kennst. — —

Damis. Nein, nein! ich schwöre es Ihnen zu: unsere Muhmen ausgenommen, und Julianen —

Chrys. Und Julianen? bene! —

Damis. Und ihr Mädchen ausgenommen, kenne ich kein einziges Weibsbild. Ja, der Himmel soll mich strafen, wenn ich mir jemals in den Sinn kommen lasse, mehrere kennen zu lernen!

Chrys. Je nun, auch das! wie du willst! Genug, Julianen die kennst du.

Damis. Leider!

Chrys. Und eben Juliane ist es, über die ich deine Gedanken vernehmen möchte. — —

Damis. Ueber Julianen? meine Gedanken über Julianen? O Herr Vater, wenn Sie noch meine Gedanken über Erinnen, oder Corinnen, über Telesillen oder Praxillen verlangten — —

Chrys. Schock tausend! was sind das für Illen? Den Augenblick schwur er, er kenne kein Frauenzimmer, und nun nennt er ein halb Dutzend Menscher. —

Damis. Menscher? Herr Vater.

Chrys. Ja, Herr Sohn, Menscher! Die Endung giebts gewiß nicht? Netrix, Lotrix, Meretrix. —

Damis. Himmel, Menscher! griechische berühmte Dichterinnen Menscher zu nennen! — —

Chrys. Ja, ja, Dichterinnen! das sind mir eben die rechten. Lotrix, Meretrix, Poetrix. — —

Damis. Poetrix? O wehe, meine Ohren! Poetria müßten Sie sagen; oder Poetris —

Chrys. Is oder ix, Herr Buchstabenkrähmer!

Dritter Auftritt.

Chrysander. Damis. Lisette.

Lisette. Hurtig herunter in die Wohnstube, Herr Chrysander! Man will Sie sprechen.

Chrys. Nun, was für ein Narr muß mich jetzo stören? Wer ist es denn?

Lisette. Soll ich alle Narren kennen?

Chrys. Was sagst du? Du hast ein unglückliches Maul, Lisette. Einen ehrlichen Mann einen Narren zu schimpfen? Denn ein ehrlicher Mann muß es doch seyn; was wollte er sonst bey mir?

Lisette. Nu, nu; verzeihen Sie immer meinem Maule den Fehler des Ihrigen.

Chrys. Den Fehler des meinigen?

Lisette. O gehen Sie doch! der ehrliche Mann wartet.

Chrys. Laß ihn warten. Habe ich doch den Narren nicht kommen heissen. — — Ich werde gleich wieder da seyn, mein Sohn.

Lisette. (bey Seite.) Ich muß doch sehen,

ob

ob ich aus dem wunderlichen Einfall meiner Jungfer etwas machen kann.

Vierter Auftritt.

Lisette. Damis.

Damis. Nun? geht Lisette nicht mit?

Lisette. Ich bin Ihre gehorsamste Dienerinn. Wenn Sie befehlen, so werde ich gehorchen. Aber nur eines möchte ich erst wissen. Sagen Sie mir, um des Himmels willen, wie können Sie beständig so allein seyn? Was machen Sie denn den ganzen Tag auf Ihrer Studierstube? Werden Ihnen denn nicht alle Augenblicke zu Stunden?

Damis. Ach, was nutzen die Fragen? Fort! fort!

Lisette. Ueber den Büchern können Sie doch unmöglich die ganze Zeit liegen. Die Bücher, die todten Gesellschafter! Nein, ich lobe mir das Lebendige; und das ist auch Mamsell Julianens Geschmack. Zwar dann und wann lesen wir auch; einen irrenden Ritter, eine Banise, und so etwas gutes; aber länger als eine Stunde halten wir es hintereinander nicht aus. Ganze Tage damit zuzubringen, wie Sie, hilf Himmel! in den ersten dreyen wären wir tod. Und vollends nicht ein Wort dabey zu reden, wie Sie; das wäre unsre Hölle. Ein Vorzug des ganzen männlichen Geschlechts kann es nicht seyn, weil ich Mannspersonen kenne, die so flüchtig und noch

flüchtiger sind, als wir. Es müssen nur sehr wenig grosse Geister diese besondere Gaben besitzen. — —

Damis. Lisette spricht so albern eben nicht. Es ist Schade, daß ein so guter Mutterwitz nicht durch die Wissenschaften ausgebessert wird.

Lisette. Sie machen mich schamroth. Bald dürfte ich mich dafür rächen, und Ihnen die Lobeserhebungen nach einander erzehlen, die Ihnen von der gestrigen Gartengesellschaft gemacht wurden. Doch ich will Ihre Bescheidenheit nicht beleidigên. Ich weiß, die Gelehrten halten auf diese Tugend allzuviel.

Damis. Meine Lobeserhebungen? meine?

Lisette. Ja, ja, die Ihrigen.

Damis. O besorge Sie nichts, meine liebe Lisette. Ich will Sie als die Lobeserhebungen eines andern betrachten, und so kann meine Bescheidenheit zufrieden seyn. Erzehle Sie mir sie nur. Bloß wegen Ihrer lebhaften und ungekünstelten Art sich auszudrücken, wünsche ich Sie zu hören.

Lisette. O meine Art ist wohl keine von den besten. Es hat mir ein Lehrmeister, wie Sie, gefehlt. Doch ich will Ihrem Befehle gehorchen. Sie wissen doch wohl, wer die Herren waren, die gestern bey Ihrem Herrn Vater im Garten schmauseten?

Damis. Nein, wahrhaftig nicht. Weil ich nicht dabey seyn wollte, so habe ich mich auch nicht darum bekümmert. Hoffentlich aber werden es Leute gewe-

sen seyn, die selbst lobenswürdig sind, daß man sich also auf ihr Lob etwas einbilden kann.

Lisette. Das sind sie so ziemlich. Was würde es Ihnen aber verschlagen, wenn sie es auch nicht wären? Sie wollen ja ihre Lobeserhebungen aus Bescheidenheit als fremde betrachten. Und hängt denn die Wahrheit von dem Munde desjenigen ab, der sie vorträgt? Hören Sie nur —

Damis. Himmel! ich höre meinen Vater wieder kommen. Um Gottes willen, liebe Lisette, daß er nicht merkt, daß Sie Sich so lange bey mir aufgehalten hat. Geh Sie hurtig unterdessen in das Kabinet.

Fünfter Auftritt.

Damis. Chrysander.

Chrys. Der verzweifelte Valer! er hätte mir zu keiner ungelegnern Zeit kommen können. Muß ihn denn der Henker eben heute von Berlin zurück führen? Und muß er sich denn eben gleich bey Mir anmelden lassen? Huy daß — — Nein, Herr Valer, damit kommen Sie zu spät. — — Nun mein Sohn — (Damis steht zerstreut, als in tiefen Gedanken.) Hörst du, mein Sohn?

Damis. Ich höre; ich höre alles.

Chrys. Kurz, du merkst doch, wo ich vorhin hinaus wollte? Einem Klugen sind drey Worte genug. Sapienti sat! sagen wir Lateiner. — Antworte doch —

Damis. (noch immer als in Gedanken.) Was ist da zu antworten? — —

Chrys. Was da zu antworten ist? — Das will ich dir sagen — Antworte, daß du mich verstanden; daß dir mein Antrag lieb ist; daß dir Juliane gefällt; daß du mir in allem gehorchen willst. — Nun, antwortest du das? —

Damis. Ich will gleich sehn — (indem er in der angenommenen Zerstreuung nach einem Buche greift.)

Chrys. Was kann in dem Buche davon stehen? — Antworte aus dem Herzen, und nicht aus dem Buche. — — Ex libro doctus quilibet esse potest; sagen wir Lateiner. — —

Damis. (als ob er in dem Buche läse.) Vollkommen recht! Aber nun wie weiter? —

Chrys. Das weitere giebt sich, wies Griechische. Du sagst Ja; Sie sagt Ja; damit wird Verlöbniß; und bald drauf wird Hochzeit; und alsdenn — — Du wirst schon sehen, wies alsdann weiter geht. — —

Damis. Wenn nun aber diese Voraussetzung — (immer noch als ob er läse.)

Chrys. Ey, ich setze nichts voraus, was im geringsten zweifelhaft wäre. Juliane ist eine Wayse; ich bin ihr Vormund; ich bin dein Vater; was muß mir angelegner seyn, als euch beide glücklich zu machen? Ihr Vater war mein Freund, und war ein ehrlicher Mann, obgleich ein Narr. Er hätte einen honnetten Banquerot machen können; seine Gläubi-

ger

ger würden aufs Drittel mit sich haben akkordiren lassen: und er war so einfältig und bezahlte bis auf den letzten Heller. Wie ist mir denn? hast du ihn nicht gekannt?

Damis. Von Person nicht. Aber seine Lebensumstände sind mir ganz wohl bewußt. Ich habe sie, ich weiß nicht in welcher Biographie, gelesen.

Chrys. Gelesen? gedruckt gelesen?

Damis. Ja, ja; gelesen. Er ward gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts gebohren, und ist, etwa vor zwanzig Jahren, als Generalsuperintendent in Pommern gestorben. In orientalischen Sprachen war seine vornehmste Stärke. Allein seine Bücher sind nicht alle gleich gut. Dieses ist noch eines von den besten. Eine besondere Gewohnheit soll der Mann an sich gehabt haben — —

Chrys. Von wem sprichst denn du?

Damis. Sie fragen mich ja, ob mir der Verfasser dieses Buchs bekannt wäre?

Chrys. Ich glaube du träumest; oder es geht gar noch etwas ärgers in deinem Gehirne vor. Ich frage dich, ob du Julianens Vater noch gekannt hast?

Damis. Verzeihen Sie mir, wann ich ein wenig zerstreut geantwortet habe! Ich dachte eben nach, — — warum wohl die Rabbinen — — das Schurek M'lo Pum heissen?

Chrys. Mit dem verdammten Schurek! Gieb doch auf das Acht, was der Vater mit dir spricht! —

— (er nimmt ihm das Buch aus der Hand.) Du hast ihn also nicht gekannt? Ich besinne mich; es ist auch nicht wohl möglich. Als er starb, war Juliane noch sehr jung. Ich nahm sie gleich nach seinem Tode in mein Haus, und Gott sey Dank! sie hat viel Wohlthaten hier genossen. Sie ist schön, sie ist tugendhaft; wem sollte ich sie also lieber gönnen, als dir? Was meynst du? — — Antworte doch! Stehst du nicht da, als wenn du schliefest! — —

Damis. Ja, ja, Herr Vater. Nur eins ist noch dabey zu erwägen. — —

Chrys. Du hast recht; freylich ist noch eins dabey zu erwägen: ob du dich nehmlich geschickt befindest, bald ein öffentliches Amt anzunehmen, weil doch — —

Damis. Wie? geschickt? geschickt? Sie zweifeln also an meiner Geschicklichkeit? — Wie unglücklich bin ich, daß ich Ihnen nicht sogleich die unwidersprechlichsten Beweise geben kann! Doch es soll noch diesen Abend geschehen. Glauben Sie mir, noch diesen Abend. — — Die verdammte Post! Ich weiß auch nicht, wo sie bleibt.

Chrys. Beruhige dich nur, mein Sohn. Die Frage geschahe eben aus keinem Mißtrauen, sondern bloß weil ich glaube, es schicke sich nicht, eher zu heyrathen, als bis man ein Amt hat; so wie es sich, sollte ich meynen, auch nicht wohl schickt, eher ein

Amt

Amt anzunehmen, als bis man weiß, woher man die Frau bekommen will.

Damis. Ach, was heyrathen? was Frau? Erlauben Sie mir, daß ich Sie allein lasse. Ich muß ihn gleich wieder auf die Post schicken. Anton! Anton! Doch es ist mit dem Schlingel nichts anzufangen; ich muß nur selbst gehen.

Sechster Auftritt.

Anton. Chrysander.

Anton. Rufte mich nicht Herr Damis? Wo ist er? was soll ich?

Chrys. Ich weiß nicht, was ihm im Kopfe steckt. Er ruft dich; er will dich auf die Post schicken; er besinnt sich, daß mit dir Schlingel nichts anzufangen ist, und geht selber. Sage mir nur; willst du Zeitlebens ein Esel bleiben?

Anton. Gemach, Herr Chrysander! ich nehme an den Thorheiten Ihres Sohnes keinen Theil. Mehr als zwölfmal habe ich ihm heute schon auf die Post lauffen müssen. Er verlangt Briefe von Berlin. Ist es meine Schuld, daß sie nicht kommen?

Chrys. Der wunderliche Heilige! Du bist aber nun schon so lange um ihn; solltest du nicht sein Gemüth, seine Art zu denken ein wenig kennen?

Anton. Ha! ha! das kömmt darauf hinaus, was wir Gelehrten die Kenntniß der Gemüther nennen? Darinn bin ich Meister; bey meiner Ehre! Ich darf

nur

nur ein Wort mit einem reden; ich darf ihn nur ansehen: husch habe ich den ganzen Menschen weg! Ich weiß sogleich, ob er vernünftig, oder eigensinnig, ob er freygebig, oder ein Knicker — —

Chrys. Ich glaube gar, du zeigst auf mich?

Anton. O kehren Sie Sich an meine Hände nicht! — — Ob er — —

Chrys. Du sollst deine Kunst gleich zeigen! Ich habe meinem Sohne eine Heyrath vorgeschlagen: nun sage einmal, wenn du ihn kennst, was wird er thun?

Anton. Ihr Herr Sohn? Herr Damis? Verzeihen Sie mir, bey dem geht meine Kunst, meine sonst so wohl versuchte Kunst, betteln.

Chrys. Nu, Schurke, so geh mit, und prahle nicht!

Anton. Die Gemüthsart eines jungen Gelehrten kennen wollen, und etwas daraus schliessen wollen, ist unmöglich; und was unmöglich ist, Herr Chrysander — — das ist unmöglich.

Chrys. Und wie so?

Anton. Weil er gar keine hat.

Chrys. Gar keine?

Anton. Nein, nicht gar keine; sondern alle Augenblicke eine andre. Die Bücher, und die Exempel, die er liest, sind die Winde, nach welchen sich der Wetterhahn seiner Gedanken richtet. Nur bey dem Kapitel vom Heyrathen stehen zu bleiben, weil das einmal auf dem Tapete ist, so besinne ich mich, daß — — Denn vor allen Dingen müssen Sie wissen,

daß

daß Herr Damis nie etwas vor mir verborgen hat. Ich bin von je her sein Vertrauter gewesen, und von je her der, mit dem er sich immer am liebsten abgegeben hat. Ganze Tage, ganze Nächte haben wir manchmal auf der Universität mit einander disputirt. Und ich weiß nicht, er muß doch so etwas an mir finden; etwa eine Eigenschaft, die er an andern nicht findet —

Chrys. Ich will dir sagen, was das für eine Eigenschaft ist: deine Dummheit! Es ergötzt ihn, wenn er sieht, daß er gelehrter ist als du. Bist du nun vollends ein Schalk, und widersprichst ihm nicht, und lobst ihn ins Gesicht, und bewunderst ihn — —

Anton. Je verflucht! da verrathen Sie mir ja meine ganze Politik! Wie schlau ein alter Kaufmann nicht ist!

Chrys. Aber vergiß das Hauptwerk nicht! Vom Heyrathen — —

Anton. Ja darüber hat er schon Teufelsgrillen im Kopfe gehabt. Zum Exempel; ich weiß die Zeit, da er gar nicht heyrathen wollte.

Chrys. Gar nicht? so muß Ich noch heyrathen. Ich werde doch meinen Namen nicht untergehen lassen? Der Bösewicht! Aber warum denn nicht?

Anton. Darum; weil es einmal Gelehrte gegeben hat, die geglaubt haben, der ehelose Stand sey für einen Gelehrten der schicklichste. Gott weiß, ob diese Herren allzu geistlich oder allzu fleischlich sind gesinnt

sinnt gewesen! Als ein künftiger Hagestolz, hatte er sich auch schon auf verschiedene sinnreiche Entschuldigungen gefaßt gemacht. —

Chryſ. Auf Entschuldigungen? kann sich so ein ruchloser Mensch, der dieses heilige Sakrament — — Denn im Vorbeygehen zu sagen, ich bin mit unsern Theologen gar nicht zufrieden, daß sie den Ehestand für kein Sakrament wollen gelten lassen — — der, sage ich, dieses heilige Sakrament verachtet, kann sich der noch unterstehen, seine Gottlosigkeit zu entschuldigen? Aber, Kerl, ich glaube, du machst mir etwas weiß; denn nur vorhin, schien er ja meinen Vorschlag zu billigen.

Anton. Das ist unmöglich richtig zugegangen. Wie stellte er sich dabey an? Lassen Sie sehen: stand er etwa da, als wenn er vor den Kopf geschlagen wäre? sahe er etwa steif auf die Erde? legte er etwa die Hand an die Stirne? griff er etwa nach einem Buche, als wenn er darinn lesen wollte? ließ er Sie etwa ungestört fort reden?

Chryſ. Getroffen! du mahlst ihn, als ob du ihn gesehen hättest.

Anton. O da sieht es windig aus! Wann er es so macht, will er haben, daß man ihn für zerstreut halten soll. Ich kenne seine Mucken. Er hört alsdenn alles, was man ihm sagt; allein die Leute sollen glauben, er habe es vor vielem Nachsinnen nicht gehört. Er antwortet zuweilen auch; wenn man ihm

aber seine Antwort wieder vorlegt, so wird er nimmermehr zugestehen, daß sie auf das gegangen sey, was man von ihm hat wissen wollen.

Chrys. Nun, wer noch nicht gestehen will, daß zu viel Gelehrsamkeit den Kopf verwirre, der verdient es selber zu erfahren. Gott sey Dank, daß ich in meiner Jugend gleich das rechte Maaß zu treffen wußte! Omne nimium vertitur in vitulum: sagen wir Lateiner sehr spaßhaft. — — Aber Gott sey dem Bösewichte gnädig, wann er auf dem Vorsatze verharret! Wann er behauptet, es sey nicht nöthig zu heyrathen und Kinder zu zeugen, will er mir damit nicht zu verstehn geben, es sey auch nicht nöthig gewesen, daß ich ihn gezeugt habe? Der undankbare Sohn!

Anton. Es ist wahr, kein größrer Undank kann unter der Sonne seyn, als wenn ein Sohn die viele Mühe nicht erkennen will, die sein Vater hat über sich nehmen müssen, um ihn in die Welt zu setzen.

Chrys. Nein; gewiß, an mir soll der heilige Ehestand seinen Vertheidiger finden!

Anton. Der Wille ist gut; aber lauter solche Vertheidiger würden die Konsumtionsaccise ziemlich geringe machen.

Chrys. Wie so?

Anton. Bedenken Sie es selbst! drey Weiber, und von der dritten kaum einen Sohn.

Chryſ. Kaum? was willſt du mit dem kaum ſagen, Schlingel?

Anton. Huy, daß Sie etwas ſchlimmers darunter verſtehn, als ich.

Chryſ. Zwar im Vertrauen, Anton; wenn die Weiber vor zwanzig Jahren ſo geweſen wären, wie die Weiber jetzo ſind, ich würde auf wunderbare Gedanken gerathen. Er hat gar zu wenig von mir! Doch die Weiber vor zwanzig Jahren waren ſo frech noch nicht, wie die ietzigen; ſo treuloß noch nicht, wie ſie heut zu Tage ſind; ſo lüſtern noch nicht — —

Anton. Iſt das gewiß? Nun wahrhaftig, ſo hat man meiner Mutter Unrecht gethan, die vor 33 Jahren von ihrem Manne, der mein Vater nicht ſeyn wollte, geſchieden wurde! Doch das iſt ein Punkt, woran ich nicht gern denke. Die Grillen Ihres Herrn Sohns ſind luſtiger.

Chryſ. Aergerlicher, ſprich! Aber ſage mir, was waren denn ſeine Entſchuldigungen?

Anton. Seine Entſchuldigungen waren Einfälle, die auf ſeinem Miſte nicht gewachſen waren. Er ſagte zum Exempel, ſo lange er unter 40 Jahren ſey, und ihn jemand um die Urſache fragen würde, warum er nicht heyrathe, wolle er antworten: er ſey zum Heyrathen noch zu jung. Wäre er aber über 40 Jahr, ſo wolle er ſprechen: nunmehr ſey er zum Heyrathen zu alt. Ich weiß nicht, wie der Gelehrte hieß, der auch ſo ſoll geſagt haben. — — Ein anderer

derer Vorwand war der: er heyrathete deswegen nicht, weil er alle Tage Willens wäre, ein Mönch zu werden; und würde deswegen kein Mönch, weil er alle Tage gedächte zu heyrathen.

Chrys. Was? nun will er auch gar ein Mönch werden? Da sieht man, wohin so ein böses Gemüth, das keine Ehrfurcht für den heiligen Ehestand hat, verfallen kann! Das hätte ich nimmermehr in meinem Sohne gesucht!

Anton. Sorgen Sie nicht! bey Ihrem Sohne ist alles nur ein Uebergang. Er hatte den Einfall in der Lebensbeschreibung eines Gelehrten gelesen; er hatte Geschmack daran gefunden, und sogleich beschlossen, ihn bey Gelegenheit als den seinen anzubringen. Bald aber ward die Grille von einer andern verjagt, so wie etwann, so wie etwann — — Schade, daß ich kein Gleichniß dazu finden kann! Kurz, sie ward verjagt. Er wolte nunmehr heyrathen, und zwar einen rechten Teufel von einer Frau.

Chrys. Wenn doch den Einfall mehr Narren haben wollten, damit andre ehrliche Männer mit bösen Weibern verschont blieben.

Anton. Ja, meynte er; es würde doch hübsch klingen, wenn es einmal von ihm heissen könnte: unter die Zahl der Gelehrten, welche der Himmel mit bösen Weibern gestraft hat, gehöret auch der berühmte Damis; gleichwohl kann sich die gelehrte Welt nicht über ihn beklagen, daß ihn dieses Haus-

kreutz nur im geringsten abgehalten hätte, ihr mit unzählbaren gelehrten Schriften zu dienen.

Chrys. Mit Schriften! ja, die mir am theuersten zu stehen kommen. Was für Rechnungen habe ich nicht schon an die Buchdrucker bezahlen müssen! Der Bösewicht!

Anton. Geduld! er hat auch erst angefangen zu schreiben! Es wird schon besser kommen.

Chrys. Besser? vielleicht damit man ihn endlich einmal auch unter die zehlen kann, die ihren Vater arm geschrieben haben!

Anton. Warum nicht? wenn es ihm Ehre brächte — —

Chrys. Die verdammte Ehre!

Anton. Um die thut ein junger Gelehrter alles! Wann es auch nach seinem Tode heissen sollte: unter diejenigen Gelehrten die zum Teufel gefahren sind, gehört auch der berühmte Damis! was schadet das? Genug, er heißt gelehrt; er heißt berühmt — —

Chrys. Kerl, du erschreckst mich! Aber du, der du weit älter bist als er, kannst du ihn nicht dann und wann zurechte weisen? — —

Anton. O, Herr Chrysander! sie wissen wohl, daß ich keinen Gehalt, als Hofmeister bekomme. Und dazu meine Dummheit — —

Chrys. Ja, die du annimmst, um ihn desto dümmer zu machen.

Anton. (bey Seite.) St! der kennt mich. —

Aber

Aber glauben Sie, daß es ihm mit der bösen Frau ein Ernst war? nichtsweniger! Eine Stunde darauf wollte er sich eine gelehrte Frau aussuchen.

Chrys. Nun, das wäre doch noch etwas kluges!

Anton. Etwas kluges? nach meiner unvorgreiflichen Meynung ist es gleich der dümmste Einfall, den er hat haben können. Eine gelehrte Frau! bedenken Sie doch! eine gelehrte Frau; eine Frau wie ihr Herr Sohn! Zittern und Entsetzen möchte einem ehrlichen Kerl ankommen. Wahrhaftig! ehe ich mir eine Gelehrte aufhängen ließ — —

Chrys. Narre, Narre! sie gehen unter andern Leuten, als du bist, reissend weg. Wann ihrer nur viel wären, wer weiß, ob ich mir nicht selbst eine wählte.

Anton. Kennen Sie Karlinen?

Chrys. Karlinen? Nein.

Anton. Meinen ehemaligen Kameraden? meinen guten Freund? kennen Sie den nicht?

Chrys. Nein doch, nein.

Anton. Er trug ein hechtgraues Kleid, mit rothen Aufschlägen, und auf seiner Sonntags Montur rothe und blaue Achselbänder. Sie müssen ihn bey mir gesehen haben. Er hatte eine etwas lange Nase. Sie war ein Erbstück; denn er wollte aus der Geschichte wissen, daß schon sein Ururältervater, der ehedem einem gewissen Turnier, als Stallknecht beygewohnt, eine eben so lange gehabt habe. Sein ein-

ziger Fehler war, daß er etwas krumme Beine hatte. Besinnen Sie Sich nun?

Chrys. Soll ich denn alle das Lumpengesindel kennen, das du kennst? Und was willst du denn mit ihm?

Anton. Sie kennen ihn also im Ernste nicht? O! da kennen Sie einen sehr großen Geist weniger. Ich will Sie zu seiner Bekanntschaft verhelfen; ich gelte etwas bey ihm.

Chrys. Ich glaube, du schwärmst manchmal so gut, als mein Sohn. Wie kömmst du denn auf die Possen?

Anton. Eben der Karlin, will ich sagen — — O! es ist ärgerlich, daß Sie ihn nicht kennen — — Eben der Karlin, sage ich, hat einmal bey einem Herrn gedient, der eine gelehrte Frau hatte. Der verzweifelte Vogel! — — er sah gut aus, und wie nun der Appetit sich nach dem Stande nicht richtet — — kurz, er mußte sie näher gekannt haben. Wo hätte er sonst so viel Verstand her? Endlich merkte es auch sein Herr, daß er bey der Frau in die Schule gieng. Er bekam seinen Abschied, ehe er sichs versah. Die arme Frau!

Chrys. Ach schweig! ich mag weder deine noch meines Sohnes Grillen länger mit anhören.

Anton. Noch eine hören Sie; und zwar die, welche zuletzt seine Leibgrille ward: er wollte mehr als eine Frau heyrathen.

Chrys.

Chrys. Aber eine nach der andern.

Anton. Nein, wenigstens ein halb Dutzend auf einmal. Der Bibel, der Obrigkeit und dem Gebrauche zum Trutze! Er las damals gleich ein Buch — —

Chrys. Die verdammten Bücher! Kurz, ich will nicht weiter hören. Es soll ihm schon vergehen, mehr als eine zu nehmen, wenn er erst nur die genommen hat, die ich jetzt für ihn im Kopfe habe. Und was meynest du wohl, Anton? quid putas? wie wir Lateiner reden; wird ers thun?

Anton. Vielleicht; vielleicht nicht. Wenn ich wüßte was er für ein Buch zuletzt gelesen hätte, und wenn ich dieses Buch selbst lesen könnte, und wenn — —

Chrys. Ich sehe schon, ich werde deine Hülfe nöthig haben. Du bist zwar ein Gauner, aber ich weiß auch, man kömmt jetzt mit Betriegern weiter, als mit ehrlichen Leuten.

Anton. Ey, Herr Chrysander, für was halten Sie mich?

Chrys. Ohne Komplimente, Herr Anton! Ich verspreche dir eine Belohnung, die deinen Verdiensten gemäß seyn soll, wenn du meinen Sohn quouis modo, wie wir Lateiner reden, durch Wahrheiten oder durch Lügen, durch Ernst oder Schraubereyen, vel sic vel aliter, wie wir Lateiner reden, Julianen zu heyrathen bereden kannst.

Anton. Wen? Julianen?

Chryſ. Julianen; illam ipſam.

Anton. Unſere Mamſell Juliane? Ihre Mündel? Ihre Pflegetochter?

Chryſ. Kennſt du eine andre?

Anton. Das iſt unmöglich, oder das, was ich von ihr gehört habe, muß nicht wahr ſeyn.

Chryſ. Gehört? ſo? haſt du etwas von ihr gehört? doch wohl nichts böſes?

Anton. Nichts gutes war es freylich nicht.

Chryſ. Ey! ich habe auf das Mädchen ſo große Stücken gehalten. Sie wird doch nicht etwa mit einem jungen Kerl — — he?

Anton. Wann es nichts mehr wäre! ſo ein klein Fehlerchen entſchuldigt die Mode. Aber, es iſt noch etwas weit ärgers für eine gute Jungfer, die gerne nicht länger Jungfer ſeyn möchte.

Chryſ. Noch etwas weit ärgers? ich verſteh dich nicht.

Anton. Und Sie ſind gleichwohl ein Kaufmann?

Chryſ. Noch etwas weit ärgers? Ich habe immer geglaubt, Eingezogenheit und gute Sitten wären das Vornehmſte — —

Anton. Nicht mehr! nicht mehr! vor zwanzig Jahren wohl, wie Sie vorher ſelbſt weißlich erinnerten.

Chryſ. Nun ſo erkläre dich deutlicher. Ich habe nicht Luſt deine närriſchen Gedanken zu errathen.

Anton. Und nichts iſt deſto leichter. Mit einem

Worte:

Worte: sie soll kein Geld haben. Man hat mir gesagt, in Ansehung ihres Vaters, der Ihr guter Freund gewesen wäre, hätten Sie Julianen, von ihrem neunten Jahre an, zu Sich genommen, und aus Barmherzigkeit erzogen.

Chrys. Da hat man dir nun wohl keine Lügen gesagt; gleichwohl aber soll sie doch kein andrer haben, als mein Sohn, wann nur er — — Denn sieh, Anton, ich muß dir das ganze Räthsel erklären. — Es liegt nur an mir, Julianen in kurzer Zeit reich zu machen.

Anton. Ja, durch Ihr eigen Geld; und auf diese Art könnten Sie auch mich wohl reich machen. Wollen Sie so gut seyn?

Chrys. Nein, nicht durch mein eigen Geld. — Kannst du schweigen?

Anton. Versuchen Sie es.

Chrys. Höre also; mit Julianens Vermögen steht es so: ihr Vater kam durch einen Proceß, den er endlich doch mußte liegen lassen, kurz vor seinem Tode, um alle das Seine. Jetzt nun ist mir ein gewisses Dokument in die Hände gefallen, das er lange vergebens suchte, und das dem ganzen Handel ein ander Ansehen giebt. Es kömmt nur darauf an, daß ich so viel Geld hergebe, den Proceß wieder anzufangen. Das Dokument selbst habe ich bereits an meinen Advokaten nach Dresden geschickt. — —

Anton. Gott sey Dank! daß Sie wieder zum

Kaufmanne werden! Vorhin hätte ich bald nicht gewußt, was ich aus Ihnen machen sollte. — — Aber Julianens Einwilligung haben Sie doch schon?

Chrys. O! das gute Kind will mir, wie es spricht, in allen gehorchen. Unterdessen hat sich doch schon Valer auf sie gespitzt. Er hat mir vor einiger Zeit auch seine Gedanken deshalb eröfnet. Ehe ich das Dokument bekam — —

Anton. Ja, da war uns an Julianen so viel nicht gelegen. Sie machten ihm also Hofnung?

Chrys. Freylich! Er ist heute von Berlin wieder zurück gekommen, und hat sich auch schon bey mir melden lassen. Ich besorge, ich besorge — — Doch wenn mein Sohn nur will — — Und diesen, Anton, du verstehest mich — — Ein Narr ist auf viel Seiten zu fassen; und ein Mann, wie du, kann auf viel Seiten fassen. — Du wirst sehen, daß ich erkenntlich bin.

Anton. Und Sie, daß ich ganz zu Ihren Diensten bin, zumal wenn mich die Erkenntlichkeit zuerst heraus fordert, und —

Siebender Auftritt.

Anton. Chrysander. Juliane.

Juliane. Kommen Sie doch, Herr Chrysander, kommen Sie doch hurtig herunter. Herr Valer ist schon da, Ihnen seine Aufwartung zu machen.

Chryſ. Thut Sie doch ganz frölig, mein Jungferchen!

Anton. (ſachte zu Chryſandern.) Huy! daß Valer ſchon den Vogel gefangen hat.

Chryſ. Das wäre mir gelegen.

(Anton und Chryſander gehen ab.)

Achter Auftritt.

Juliane. Liſette.

Liſette. (guckt aus dem Kabinet.) Bſt! bſt! bſt!

Juliane. Nun, wem gilt das? Liſette? biſt dus? Was machſt du denn hier?

Liſette. Ja, das werden Sie wohl nimmermehr glauben, daß ich und Damis ſchon ſo weit mit einander gekommen ſind, daß er mich verſtecken muß. Schon kann ich ihn um einen Finger wickeln! Noch eine Unterredung, wie vorhin, ſo habe ich ihn im Sacke.

Juliane. Und alſo hätte ich wohl, in allem Scherze, einen recht guten Einfall gehabt? Wollte doch der Himmel, daß die Verbindung, die ſein Vater zwiſchen uns — —

Liſette. Ach, ſein Vater! der Schalk, der Geizhals! Jetzt habe ich ihn kennen lernen.

Juliane. Was giebſt du ihm für Titel? Seine Gütigkeit iſt nur gar zu groß. Seine Wohlthaten vollkommen zu machen, trägt er mir die Hand ſeines Sohnes, und mit ihr ſein ganzes Vermögen an. Aber

wie unglücklich bin ich dabey! — Dankbarkeit und Liebe, Liebe gegen den Valer, und Dankbarkeit — —

Lisette. Noch vor einer Minute, war ich in eben dem Irrthume. Aber glauben Sie mir nur, ich weiß es nunmehr aus seinem Munde: nicht aus Freundschaft für Sie, sondern aus Freundschaft für Ihr Vermögen, will er diese Verbindung treffen.

Juliane. Für mein Vermögen? du schwärmst. Was habe ich denn, das ich nicht von ihm hätte?

Lisette. Kommen Sie, kommen Sie. Hier ist der Ort nicht, viel zu schwatzen. Ich will Ihnen alles erzehlen, was ich gehört habe.

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Lisette. Valer. Juliane.

Lisette. (noch innerhalb der Scene.) Nur hier herein; Damis ist ausgegangen. Sie können hier schon ein Wörtchen miteinander im Vertrauen reden.

Juliane. Ja, Valer: mein Entschluß ist gefaßt. Ich bin ihm zu viel schuldig; er hat durch seine Wohlthaten das größte Recht über mich erhalten. Es koste mir was es wolle; ich muß die Heyrath eingehen, weil es Chrysander verlangt. Oder soll ich etwa die Dankbarkeit der Liebe aufopfern? Sie sind selbst tugendhaft, Valer, und Ihr Umgang hat mich edler

den:

denken gelehrt. Mich Ihrer werth zu zeigen, muß ich meine Pflicht, auch mit dem Verluste meines Glückes, erfüllen.

Lisette. Eine wunderbare Moral! wahrhaftig!

Valer. Aber wo bleiben Versprechung, Schwur, Treue? Ist es erlaubt, um eine eingebildete Pflicht zu erfüllen, einer andern, die uns wirklich verbindet, entgegen zu handeln?

Juliane. Ach Valer, Sie wissen es besser, was zu solchen Versprechungen gehört. Mißbrauchen Sie meine Schwäche nicht. Die Einwilligung meines Vaters war nicht dabey.

Valer. Was für eines Vaters? — —

Juliane. Desjenigen, dem ich für seine Wohlthaten diese Benennung schuldig bin. Oder halten sie es für keine Wohlthaten, der Armuth und allen ihren unseligen Folgen entrissen zu werden? Ach Valer, ich würde Ihr Herz nicht besitzen, hätte nicht Chrysanders Sorgfalt mich zur Tugend und Anständigkeit bilden lassen.

Valer. Wohlthaten hören auf Wohlthaten zu seyn, wenn man sucht, sich für sie bezahlt zu machen. Und was thut Chrysander anders, da er Sie, allzugewissenhafte Juliane, nur deswegen mit seinem Sohne verbinden will, weil er ein Mittel sieht, Ihnen wieder zu dem größten Theile Ihres väterlichen Vermögens zu verhelfen?

Juliane. Fussen Sie doch auf eine so wunderba-

re Nachricht nicht. Wer weiß, was Lisette gehört hat?

Lisette. Nichts, als was sich vollkommen mit seiner übrigen Aufführung reimt. Ein Mann, der seine Wohlthaten schon ausposaunet, der sie einem jeden auf den Fingern vorzurechnen weiß, sucht etwas mehr, als das bloße Gotteslohn. Und wäre es etwa die erste Thräne, die Ihnen aus Verdruß, von einem so eigennützig freygebigen Manne abzuhangen, entfahren ist?

Valer. Lisette hat Recht! — — Aber ich empfinde es leider; Juliane liebt mich nicht mehr.

Juliane. Sie liebt Sie nicht mehr? Dieser Verdacht fehlte noch, ihren Kummer vollkommen zu machen. Wann Sie wüßten, wie viel es ihr, gegen die Rathschläge der Liebe taub zu seyn, koste; wann Sie wüßten, Valer — — ach, die mißtrauischen Mannspersonen!

Valer. Legen Sie die Furcht eines Liebhabers, dessen ganzes Glück auf dem Spiele steht, nicht falsch aus. Sie lieben mich also noch? und wollen Sich einem andern überlassen?

Juliane. Ich will? Könnten Sie mich empfindlicher martern? Ich will? — — Sagen Sie: ich muß.

Valer. Sie müssen? — — Noch ist nie ein Herz gezwungen worden, als dasjenige, dem es lieb ist, den Zwang zu seiner Entschuldigung machen zu können — —

Ju-

Juliane. Ihre Vorwürfe sind so fein, so fein, daß ich Sie vor Verdruß verlassen werde.

Valer. Bleiben Sie, Juliane; und sagen Sie mir wenigstens, was ich dabey thun soll?

Juliane. Was ich thue; dem Schicksale nachgeben.

Valer. Ach, lassen Sie das unschuldige Schicksal aus dem Spiele!

Juliane. Das unschuldige? und ich werde also wohl die Schuldige seyn? Halten Sie mich nicht länger — —

Lisette. Wann ich mich nun nicht bald darzwischen lege, so werden sie sich vor lauter Liebe zanken. — Was sie thun sollen, Herr Valer? eine grosse Frage! Himmel und Hölle rege machen, damit die gute Jungfer nicht muß! Den Vater auf andre Gedanken bringen; den Sohn auf Ihre Seite ziehen. — — Mit dem Sohne zwar, hat es gute Wege; den überlassen Sie nur mir. Der gute Damis! Ich bin ohne Zweifel, das erste Mädchen, das ihm schmeichelt, und hoffe dadurch auch das erste zu werden, das von ihm geschmeichelt wird. Wahrhaftig; er ist so eitel, und ich bin so geschickt, daß ich mich wohl noch zu seiner Frau an ihm loben wollte, wann der verzweifelte Vater nicht wäre! — — Sehen Sie, Herr Valer, der Einfall ist von Mamsell Julianen! Erfinden Sie nun eine Schlinge für den Vater — —

Juliane. Was sagst du, Lisette? von mir? O Valer, glauben Sie solch rasendes Zeug nicht! Habe ich dir etwas anders befohlen, als ihm einen schlechten Begriff von mir beyzubringen?

Lisette. Ja, recht; einen schlechten von Ihnen — und wenn es möglich wäre, einen desto bessern von mir.

Juliane. Nein, es ist mit euch nicht auszuhalten — —

Valer. Erklären Sie sich wenigstens, liebste Juliane — —

Juliane. Erklären? und was? Vielleicht, daß ich Ihnen in die Arme rennen will, und wann ich auch alle Tugenden beleidigen sollte? daß ich mit einer Begierde, mit einem Eifer die Ihrige zu werden bemühen will, die mich in Ihren Augen nothwendig einmal verächtlich machen müssen? Nein, Valer — —

Lisette. Hören Sie denn nicht, daß Sie uns gern freye Hand lassen will? Sie macht es, wie die schöne Aspasia — — oder wie hieß die Prinzeßin in dem dicken Romane? Zwey Ritter machten auf sie Anspruch. Schlagt euch mit einander, sagte die schöne Aspasia; wer den andern überwindet, soll mich haben. Gleichwohl aber war sie dem Ritter in der blauen Rüstung günstiger, als dem andern — —

Juliane. Ach, die Närrinn, mit ihrem blauen Ritter — — (reißt sich loß und geht ab.)

Zweyter

Zweyter Auftritt.

Lisette. Valer.

Lisette. Ha! ha! ha!

Valer. Mir ist nicht lächerlich, Lisette.

Lisette. Nicht? Ha! ha! ha!

Valer. Ich glaube, du lachst mich aus?

Lisette. O so lachen Sie mit! Oder ich muß noch einmal darüber lachen, daß Sie nicht lachen wollen. Ha! ha! ha!

Valer. Ich möchte verzweifeln! In der Ungewißheit, ob Sie mich noch liebt —

Lisette. Ungewißheit? Sind denn alle Mannspersonen so schwer zu überreden? Werden sie denn alle zu solchen ängstlichen Zweiflern, sobald sie die Liebe ein wenig erhitzt? Lassen Sie Ihre Grillen fahren, Herr Valer, oder ich lache aufs neue. Spannen Sie vielmehr Ihren Verstand an, etwas auszuzusinnen, um den alten Chrysander — —

Valer. Chrysander traut mir nicht, und kann mir nicht trauen. Er kennt meine Neigung zu Julianen. Alle mein Zureden würde umsonst seyn; er würde den Eigennutz, die Quelle davon, gar bald entdecken. Und wenn ich auch eine völlige Anwerbung thun wollte; was würde es helfen? Er ist deutsch genug, mir gerade ins Gesicht zu sagen, daß ich seinem Sohne hier nachstehen müsse, welcher wegen der Wohlthaten des Vaters das größte Recht auf Julianen habe. — — Was soll ich also anfangen?

Liset=

Lisette. Mit den wunderlichen Leuten, die nur überall den ebenen Weg gehen wollen! Hören Sie was mir eingefallen ist. Das Dokument, oder wie der Quark heißt, ist das einzige was Chrysandern zu dieser Heyrath Lust macht, so daß er es schon an seinen Advokaten geschickt hat. Wie wenn man von diesem Advokaten einen Brief unterschieben könnte, in welchem — — in welchem — —

Valer. In welchem er ihm die Gültigkeit des Dokuments verdächtig machte; willst du sagen? Der Einfall ist so unrecht nicht! Aber — wenn ihm nun einmal der Advokate ganz das Gegentheil schreibt, so ist ja unser Betrug am Tage.

Lisette. Was für ein Einwurf! Freylich müssen Sie ihn stimmen. Es ist von je her gebräuchlich gewesen, daß es sich ein Liebhaber etwas muß kosten lassen.

Valer. Wenn nun aber der Advokat ehrlich ist?

Lisette. Thun Sie doch, als ob Sie seit vier Wochen erst in der Welt wären. Wie die Geschenke, so ist der Advocat. Kommen gar keine, so ist der niederträchtigste Betrieger der redlichste Mann. Kommen welche, aber nur kleine, so hält das Gewissen noch so ziemlich das Gleichgewicht. Es steigen alsdenn wohl Versuchungen bey ihm auf; allein die kleinste Betrachtung schlägt sie wieder nieder. Kommen aber nur recht ansehnliche, so ist gar bald der ehrlichste Advokat nicht mehr der ehrlichste. Er legt die

Ehrlich=

Ehrlichkeit mit den geschenkten Goldstücken in den Schatz, wo jene eher zu rosten anfängt, als diese. Ich kenne die Herren!

Valer. Dein Urtheil ist zu allgemein. Nicht alle Personen von einerley Stande sind auf einerley Art gesinnet. Ich kenne verschiedne alte rechtschaffne Sachwalter — —

Lisette. Was wollen Sie mit Ihren alten? Es ist eben, als wenn Sie sagten, die grossen runden Aufschläge, die kleinen spitzgen Knöpfe, die erschrecklichen Halskrausen, aus welchen man Schifssegel machen könnte, die viereckigten breiten Schuhe, die tiefen Taschen, kurz die ganze Tracht, wie sich etwa Ihre Pathen an Ehrentagen mögen ausstaffirt haben, wären noch jetzt Mode, weil man noch manchmal hier und da einige gebückte zitternde Männerchen über die Gassen so schleichen sieht. Lassen Sie nur noch die, und ihr Paar alte rechtschaffne Advokaten sterben; die Mode und die Redlichkeit werden einen Weg nehmen.

Valer. Man hört doch gleich, wenn das Frauenzimmer am beredtesten ist!

Lisette. Sie meynen etwa, wenn es ans Lästern geht? O wahrhaftig! des blossen Lästerns wegen, habe ich so viel nicht geplaudert. Meine vornehmste Absicht war, Ihnen beyzubringen, wie viel überall das Geld thun könne, und was für ein vortrefliches Spiel ein Liebhaber in den Händen hat, wenn

er gegen alle freygebig ist, gegen die Gebieterinn, gegen den Advokaten und — — Dero Dienerinn. (Sie macht eine Verbeugung.)

Valer. Verlaß dich auf meine Erkenntlichkeit. Ich verspreche dir eine recht ansehnliche Ausstattung, wenn wir glücklich sind — —

Lisette. Ey, wie fein! eine Ausstattung? Sie hoffen doch wohl nicht, daß ich übrig bleiben werde?

Valer. Wann du das befürchtest, so verspreche ich dir den Mann darzu. — — Doch komm nur; Juliane wird ohne Zweifel auf uns warten. Wir wollen gemeinschaftlich unsre Sachen weiter überlegen.

Lisette. Gehen Sie nur voran; ich muß noch hier verziehen, um meinem jungen Gelehrten —

Valer. Er wird vielleicht schon unten bey dem Vater seyn.

Lisette. Wir müssen uns alleine sprechen. Gehen Sie nur! Sie haben ihn doch wohl noch nicht gesprochen?

Valer. Was wollte ich nicht darum geben, wenn ich es ganz und gar überhoben seyn könnte! Seinetwegen würde ich dieses Haus fliehen, ärger als ein Tollhaus, wenn nicht ein angenehmerer Gegenstand — —

Lisette. So gehen Sie doch, und lassen Sie den angenehmern Gegenstand nicht länger auf Sich warten. (Valer geht ab.)

Dritter Auftritt.

Anton. Lisette.

Anton. Nu? was will die, in meines Herrn Studierstube? Jetzt gieng Valer heraus; vor einer Weile Juliane; und du bist noch da? Ich glaube gar, ihr habt eure Zusammenkünfte hier. Warte, Lisette! das will ich meinem Herrn sagen. Ich will mich schon rächen; noch für das Gestrige; besinnst du dich?

Lisette. Ich glaube, du keufst? Was willst du mit deinem Gestrigen?

Anton. Eine Maulschelle vergißt sich wohl bey dem leicht, der sie giebt, aber der, dem die Zähne davon gewackelt haben, der denkt eine Zeit lang daran. Warte nur! warte!

Lisette. Wer heißt dich, mich küssen?

Anton. Potz Stern, wie gemein würden die Maulschellen seyn, wenn alle die welche bekommen sollten, die euch küssen wollen. — — Jetzt soll dich mein Herr dafür wacker —

Lisette. Dein Herr? der wird mir nicht viel thun.

Anton. Nicht? Wie vielmal hat er es nicht gesagt, daß so ein heiliger Ort, als eine Studierstube ist, von euch, unreinen Geschöpfen, nicht müsse entheiligt werden? Der Gott der Gelehrsamkeit — — warte, wie nennt er ihn? — — Apollo — könne kein Weibsbild leiden. Schon der Geruch davon wä-

re ihm zuwider. Er fliehe davor, wie der Stösser vor den Tauben. — Und du denkst, mein Herr würde es so mit ansehen, daß du ihm den lieben Gott von der Stube treibest?

Lisette. Ich glaube gar, du Narre denkst, der liebe Gott sey nur bey euch Mannspersonen? Schweig, oder — —

Anton. Ja, so eine, wie gestern vielleicht?

Lisette. Noch eine beßre! der Pinsel hätte gestern mehr, als eine verdient. Er kömmt zu mir; es ist finster; er will mich küssen; ich stoße ihn zurück, er kömmt wieder; ich schlage ihn aufs Maul, es thut ihm weh; er läßt nach; er schimpft; er geht fort — — Ich möchte dir gleich noch eine geben, wenn ich daran gedenke.

Anton. Ich hätte es also wohl abwarten sollen, wie oft du deine Karesse hättest wiederholen wollen?

Lisette. Gesetzt, es wären noch einige gefolgt, so würden sie doch immer schwächer und schwächer geworden seyn. Vielleicht hätten sich die letztern gar — — doch so ein dummer Teufel verdient nichts.

Anton. Was hör ich? ist das dein Ernst, Lisette? Bald hätte ich Lust, die Maulschelle zu vergessen, und mich wieder mit dir zu vertragen.

Lisette. Halte es, wie du willst. Was ist mir jetzt an deiner Gunst gelegen? Ich habe ganz ein ander Wildpret auf der Spur.

Anton. Ein anders? au weh, Lisette! Das war wieder

wieder eine Ohrfeige, die ich so bald nicht vergessen werde! Ein anders? Ich dächte, du hättest an einem genug, das dir selbst ins Netz gelauffen ist.

Lisette. Und drum eben ist nichts dran. — Aber sage mir, wo bleibt dein Herr?

Anton. Danke du Gott, daß er so lange bleibt; und mache, daß du hier fort kömmst. Wann er dich trifft, so bist du in Gefahr herausgeprügelt zu werden.

Lisette. Dafür laß mich sorgen! Wo ist er denn? ist er von der Post noch nicht wieder zurück?

Anton. Woher weißt du denn, daß er auf die Post gegangen ist?

Lisette. Genug, ich weiß es. Er wollte dich erst schicken. Aber wie kam es denn, daß er selbst gieng? Ha! ha! ha! „Es ist mit dem Schlingel nichts an„zufangen." Wahrhaftig, das Lob macht mich ganz verliebt in dich.

Anton. Wer Henker muß dir das gesagt haben?

Lisette. O niemand; sage mir nur, ist er wieder da?

Anton. Schon längst; unten ist er bey seinem Vater.

Lisette. Und was machen sie mit einander?

Anton. Was sie machen? sie zanken sich.

Lisette. Der Sohn will gewiß den Vater von seiner Geschicklichkeit überführen?

Anton. Ohne Zweifel muß es so etwas seyn. Damis ist ganz ausser sich: er läßt den Alten kein Wort

aufbringen; er rechnet ihm tausend Bücher her, die er gesehen; tausend, die er gelesen hat; andere tausend, die er schreiben will, und hundert kleine Büchelchen, die er schon geschrieben hat. Bald nennt er ein Dutzend Professores, die ihm sein Lob schriftlich, mit untergedrucktem Siegel, nicht umsonst, gegeben hätten; bald ein Dutzend Zeitungsschreiber, die eine vortrefliche Posaune für einen jungen Gelehrten sind, wenn man ein silbernes Mundstück darauf steckt; bald ein Dutzend Jurnalisten, die ihn alle zu ihrem Mitarbeiter flehentlich erbeten haben. Der Vater sieht ganz erstaunt; er ist um die Gesundheit seines Sohnes besorgt; er rufft einmal über das andre: Sohn, erhitze dich doch nicht so! schone deine Lunge! ja doch, ich glaub es! gib dich zufrieden! es war so nicht gemeynt!

Lisette. Und Damis? — —

Anton. Und Damis läßt nicht nach. Endlich greifft sich der Vater an; er überschreit ihn mit Gewalt, und besänftiget ihn mit einer Menge solcher Lobsprüche, die in der Welt niemand verdient hat, verdient, noch verdienen wird. Nun wird der Sohn wieder vernünftig, und nun — — ja nun schreiten sie zu einem andern Punkte, zu einer andern Sache, — — zu — —

Lisette. Wozu denn?

Anton. Gott sey Dank mein Maul kann schweigen!

Lisette. Du willst mir es nicht sagen?

Anton.

Anton. Nimmermehr! ich bin zwar sonst ein schlechter Kerl; aber wenn es auf die Verschwiegenheit ankömmt — —

Lisette. Lerne ich dich so kennen?

Anton. Ich dächte, das sollte dir lieb seyn, daß ich schweigen kann; und besonders von Heyrathssachen, oder was dem anhängig ist — —

Lisette. Weißt du nichts mehr? O das habe ich längst gewußt.

Anton. Wie schön sie mich über den Tölpel stossen will. Also wäre es ja nicht nöthig, daß ich dir es sagte? — —

Lisette. Freylich nicht! aber mich für dein schelmisches Mißtrauen zu rächen, weiß ich schon, was ich thun will. Du sollst es gewiß nicht mehr wagen, gegen ein Mädchen von meiner Profeßion verschwiegen zu seyn! Besinnst du dich, wie du von deinem Herrn vor kurzen gesprochen hast?

Anton. Besinnen? ein Mann, der in Geschäften sitzt, der einen Tag lang so viel zu reden hat, wie ich, soll sich der auf allen Bettel besinnen? —

Lisette. Seinen Herrn verleumden, ist etwas mehr, sollte ich meynen.

Anton. Was? verleumden?

Lisette. Ha, ha! Herr Mann, der in Geschäften sitzt, besinnen Sie Sich nun? Was haben Sie vorhin gegen seinen Vater von ihm geredt?

Anton. Das Mädel muß den Teufel haben, oder

der verzweifelte Alte hat geplaudert. Aber höre, Lisette, weißt du es gewiß, was ich gesagt habe? Was war es denn? Laß einmal hören!

Lisette. Du sollst alles hören, wenn ich es deinem Herrn erzählen werde.

Anton. O wahrhaftig, ich glaube du machst Ernst daraus. Du wirst mir doch meinen Kredit bey meinem Herrn nicht verderben wollen? Wenn du wirklich etwas weißt, so sey keine Närrinn! — Daß ihr Weibsvolk doch niemals Spaß versteht! Ich habe dir eine Ohrfeige vergeben, und du willst dich, einer kleinen Neckerey wegen, rächen? Ich will dir ja alles sagen.

Lisette. Nun so sage — —

Anton. Aber du sagst doch nichts? — —

Lisette. Je mehr du sagen wirst; je weniger werde ich sagen.

Anton. Was wird es sonst viel seyn, als daß der Vater dem Sohne nochmals die Heyrath mit Julianen vorschlug? Damis schien ganz aufmerksam zu seyn, und — — und weiter kann ich dir nichts sagen.

Lisette. Weiter nichts? Gut, gut, dein Herr soll alles erfahren.

Anton. Um des Himmels willen, Lisette; ich will dir es nur gestehn,

Lisette. Nun so gesteh!

Anton. Ich will dir es nur gestehen, daß ich

wahr=

wahrhaftig nichts mehr gehört habe. Ich wurde eben weggeschickt. Nun weißt du wohl, wenn man nicht zugegen ist, so kann man nicht viel hören — —

Lisette. Das versteht sich. Aber was meynst du, wird Damis sich dazu entschlossen haben?

Anton. Wenn er sich noch nicht dazu entschlossen hat, so will ich mein Aeusserstes anwenden, daß er es noch thut. Ich soll für meine Mühe bezahlt werden, Lisette; und du weißt wohl, wenn ich bezahlt werde, daß alsdenn auch du — —

Lisette. Ja, ja, auch ich verspreche dirs: du sollst redlich bezahlt werden! — Unterstehe dich! —

Anton. Wie?

Lisette. Habe einmal das Herz! —

Anton. Was?

Lisette. Dummkopf! meine Jungfer will deinen Damis nicht haben —

Anton. Was thut das? —

Lisette. Folglich ist mein Wille, daß er sie auch nicht bekommen soll.

Anton. Folglich, wenn sie mein Herr wird haben wollen, so wird mein Wille seyn müssen, daß er sie bekommen soll.

Lisette. Hört doch! du willst mein Mann werden, und einen Willen für dich haben? Bürschchen, das laß dir nicht einkommen! Dein Wille muß mein Wille seyn, oder —

Anton. St! potz Element! er kömmt; hörst du?

er kömmt! Nun sieh ja, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Verstecke dich wenigstens; verstecke dich! Er bringt sonst mich und dich um.

Lisette. (bey Seite.) Halt, ich will beide betriegen! — — Wo denn aber hin? wo hin? in das Kabinet?

Anton. Ja, ja, nur unterdessen hinein. Vielleicht geht er bald wieder fort. — — Und ich, ich will mich geschwind hierher setzen — —

(er setzt sich an den Tisch, nimmt ein Buch in die Hand, und thut, als ob er den Damis nicht gewahr würde.)

Vierter Auftritt.

Anton. Damis.

Anton. (vor sich.) Ja, die Gelehrten — wie glücklich sind die Leute nicht! — — Ist mein Vater nicht ein Esel gewesen, daß er mich nicht auch auf ihre Profeßion gethan hat! Zum Henker, was muß es für eine Lust seyn, wenn man alles in der Welt weiß, so wie mein Herr! — — Potz Stern, die Bücher alle zu verstehn! — — Wenn man nur darunter sitzt, man mag darinn lesen, oder nicht, so ist man schon ein ganz andrer Mensch! — — Ich fühls, wahrhaftig ich fühls, der Verstand duftet mir recht daraus entgegen. — Gewiß, er hat Recht; ohne die Gelehrsamkeit ist man nichts, als eine Bestie. — — Ich dumme Bestie! — — (bey Seite.) Nun, wie lange wird er mich noch schimpfen lassen? — — Wir sind doch närrisch gepaaret, ich und mein Herr! — — Er giebt dem Gelehrtesten, und

ich dem Ungelehrtesten nichts nach. — — Ich will auch noch heute anfangen zu lesen. — — Wenn ich ein Loch von achtzig Jahren in die Welt lebe, so kann ich schon ein ganzer Kerl werden. — — Nur frisch angefangen! Da sind Bücher genug! — — Ich will mir das kleinste aussuchen; denn Anfangs muß man sich nicht übernehmen. — — Ha! da finde ich ein allerliebstes Büchelchen. — — In so einem muß es sich mit Lust studiren lassen. — — Nur frisch angefangen, Anton! — — Es wird doch gleichviel seyn, ob hinten oder vorne? — — Wahrhaftig, es wäre eine Schande für meinen so erstaunlich, so erschrecklich, so abscheulich gelehrten Herrn, wenn er länger einen so dummen Bedienten haben sollte —

Damis. (indem er sich ihm vollends nähert.) Ja freylich wäre es eine Schande für ihn.

Anton. Hilf Himmel! mein Herr — —

Damis. Erschrick nur nicht! Ich habe alles gehört. — —

Anton. Sie haben alles gehört? — — Ich bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich etwas unrechtes gesprochen habe. — — Ich war so eingenommen, so eingenommen von der Schönheit der Gelehrsamkeit, — — verzeihen Sie mir meinen dummen Streich — — daß ich selbst noch gelehrt werden wollte.

Damis. Schimpfe doch nicht selbst den klügsten Einfall, den du Zeitlebens gehabt hast.

Anton.

Anton. Vor zwanzig Jahren möchte er klug genug gewesen seyn.

Damis Glaube mir; noch bist du zu den Wissenschaften nicht zu alt. Wir können in unsrer Republick schon mehrere aufweisen, die sich gleichfalls den Musen nicht eher in die Arme geworfen haben.

Anton. Nicht in die Arme allein, ich will mich ihnen in den Schooß werfen. — Aber in welcher Stadt sind die Leute?

Damis. In welcher Stadt?

Anton. Ja; ich muß hin, sie kennen zu lernen. Sie müssen mir sagen, wie sie es angefangen haben. — —

Damis. Was willst du mit der Stadt?

Anton. Sie denken etwa, ich weiß nicht, was eine Republick ist? — — Sachsen, zum Exempel. — — Und eine Republick hat ja mehr als eine Stadt? nicht?

Damis. Was für ein Idiote! Ich rede von der Republick der Gelehrten. Was geht uns Gelehrten, Sachsen, was Deutschland, was Europa an? Ein Gelehrter, wie ich bin, ist für die ganze Welt; er ist ein Kosmopolit; er ist eine Sonne, die den ganzen Erdball erleuchten muß — —

Anton. Aber sie muß doch wo liegen, die Republick der Gelehrten.

Damis. Wo liegen? dummer Teufel! die gelehrte Republick ist überall.

Anton.

Anton. Ueberall? und also ist sie mit der Republick der Narren an einem Orte? Die, hat man mir gesagt, ist auch überall.

Damis. Ja freylich sind die Narren und die Klugen, die Gelehrten und die Ungelehrten überall untermengt, und zwar so, daß die letztern immer den größten Theil ausmachen. Du kannst es an unserm Hause sehen. Mit wie viel Thoren und Unwissenden findest du mich nicht hier umgeben? Einige davon wissen nichts, und wissen es, daß sie nichts wissen. Unter diese gehörst du. Sie wollten aber doch gern etwas lernen, und deßwegen sind sie noch die erträglichsten. Andre wissen nichts, und wollen auch nichts wissen; sie halten sich bey ihrer Unwissenheit für glücklich; sie scheuen das Licht der Gelehrsamkeit — —

Anton. Das Eulengeschlecht!

Damis. Noch andre aber wissen nichts, und glauben doch etwas zu wissen; sie haben nichts, gar nichts gelernt, und wollen doch den Schein haben, als hätten sie etwas gelernt. Und diese sind die allerunerträglichsten Narren, worunter, die Wahrheit zu bekennen, auch mein Vater gehört.

Anton. Sie werden doch Ihren Vater, bedenken Sie doch, Ihren Vater, nicht zu einem Erznarren machen?

Damis. Lerne distinguiren! Ich schimpfe meinen Vater nicht, in so fern er mein Vater ist, sondern in so fern ich ihn, als einen betrachten kann, der den

Schein der Gelehrsamkeit unverdienter Weise an sich reissen will. In so fern verdient er meinen Unwillen. Ich habe es ihm schon oft zu verstehen gegeben, wie ärgerlich er mir ist, wenn er, als ein Kaufmann, als ein Mann, der nichts mehr, als gute und schlechte Waaren, gutes und falsches Geld kennen darf, und höchstens das letzte für das erste wegzugeben wissen soll, wenn der, sage ich, mit seinen Schulbrocken, bey welchen ich doch immer etwas erinnern muß, so prahlen will. In dieser Absicht ist er ein Narr, er mag mein Vater seyn, oder nicht.

Anton. Schade! ewig Schade! daß ich das in so fern und in Absicht nicht als ein Junge gewußt habe. Mein Vater hätte mir gewiß nicht so viel Prügel umsonst geben sollen. Er hätte sie alle richtig wiederbekommen; nicht in so fern als mein Vater, sondern in so fern als einer, der mich zuerst geschlagen hätte. Es lebe die Gelehrsamkeit! — —

Damis. Halt! ich besinne mich auf einen Grundsatz des natürlichen Rechts, der diesem Gedanken vortrefflich zu statten kömmt. Ich muß doch den Hobbes nachsehen! — — Geduld! daraus will ich gewiß eine schöne Schrift machen!

Anton. Um zu beweisen, daß man seinem Vater wieder prügeln dürffe? — —

Damis. Certo respectu allerdings. Nur muß man sich wohl in Acht nehmen, daß man, wenn man

ihn

ihn schlägt, nicht den Vater, sondern den Aggressor zu schlagen sich einbildet; denn sonst — —

Anton. Aggressor? Was ist das für ein Ding?

Damis. So heißt der, welcher ausschlägt — —

Anton. Ha, ha! nun versteh ichs. Zum Exempel; Ihnen mein Herr stüße wieder einmal eine kleine gelehrte Raserey zu, die sich meinem Buckel durch eine Tracht Schläge empfindlich machte; so wären Sie — — wie heißt es? — — der Aggressor; und ich, ich würde berechtiget seyn, mich über den Aggressor zu erbarmen, und ihm — —

Damis. Kerl, du bist toll! — —

Anton. Sorgen Sie nicht; ich wollte meine Gedanken schon so zu richten wissen, daß der Herr unterdessen bey Seite geschafft würde — —

Damis. Nun wahrhaftig; das wäre ein merkwürdiges Exempel, in was für verderbliche Irrthümer man verfallen kann, wenn man nicht weiß, aus welcher Disciplin diese oder jene Wahrheit zu unterscheiden ist. Die Prügel, die ein Bedienter von seinem Herrn bekömmt, gehören nicht in das Recht der Natur, sondern in das bürgerliche Recht. Wenn sich ein Bedienter vermietet, so vermietet er auch seinen Buckel mit. Diesen Grundsatz merke dir.

Anton. Aus dem bürgerlichen Rechte ist er? O das muß ein garstiges Recht seyn. Aber ich sehe es nun schon! die verzweifelte Gelehrsamkeit, sie kann eben so leicht zu Prügeln verhelfen, als dafür schützen.

Was wollte ich nicht darum geben, wenn ich mich auf alle ihre wächserne Nasen, so gut verstünde, als Sie. — — O Herr Damis, erbarmen Sie Sich meiner Dummheit!

Damis. Nun wohl, wenn es dein Ernst ist, so greiffe das Werk an. Es erfreut mich, der Gelehrsamkeit durch mein Exempel einen Proselyten gemacht zu haben. Ich will dich redlich mit meinem Rathe und meinen Lehren unterstützen. Bringst du es zu etwas, so verspreche ich dir, dich in die gelehrte Welt selbst einzuführen, und mit einem besondern Werke dich ihr anzukündigen. Vielleicht ergreiffe ich die Gelegenheit, etwas de Eruditis sero at literas admissis, oder de Opsimathia, oder auch de studio senili zu schreiben, und so wirst du auf einmal berühmt. — — Doch laß einmal sehen, ob ich mir von deiner Lehrbegierde viel zu versprechen habe? Welch Buch hattest du vorhin in Händen?

Anton. Es war ein ganz kleines — —

Damis. Welches denn? — —

Anton. Es war so allerliebst eingebunden, mit Golde auf dem Rücken und auf dem Schnitte. Wo legte ichs doch hin? Da! da!

Damis. Das hattest du? das?

Anton. Ja, das!

Damis. Das?

Anton. Bin ich an das unrechte gekommen? Weil es so hübsch und klein war. —

Damis. Ich hätte dir selbst kein beßres vorschlagen können.

Anton. Das dacht ich wohl, daß es ein schön Buch seyn müsse. Würde es wohl sonst einen so schönen Rock haben?

Damis. Es ist ein Buch, das seines gleichen nicht hat. Ich habe es selbst geschrieben. Siehst du? — — Auctore Damide!

Anton. Sie selbst? Nu, nu, habe ichs doch immer gehört, daß man die leiblichen Kinder besser in Kleidung hält, als die Stiefkinder. Das zeigt von der väterlichen Liebe.

Damis. Ich habe mich in diesem Buche, so zu reden, übertroffen. So oft ich es wieder lese, so oft lerne ich auch etwas Neues daraus.

Anton. Aus Ihrem eignen Buche?

Damis. Wundert dich das? — — Ach verdammt! nun erinnere ich mich erst: mein Gott, das arme Mädchen! Sie wird doch nicht noch in dem Kabinete stecken? (er geht darauf los.)

Anton. Um Gottes Willen, wo wollen Sie hin?

Damis. Was fehlt dir? ins Kabinet? Hast du Lisetten gesehen?

Anton. Nun bin ich verlohren! — Nein, Herr Damis, nein; so wahr ich lebe, sie ist nicht drinne!

Damis. Du hast sie also sehen heraus gehen? Ist sie schon lange fort?

Anton. Ich habe sie, so wahr ich ehrlich bin,

nicht sehen herein gehen. Sie ist nicht drinne; glauben Sie mir nur, sie ist nicht drinne — —

Fünfter Auftritt.

Lisette. Damis. Anton.

Lisette. Allerdings ist sie noch drinne —

Anton. O das Rabenaas!

Damis. So lange hat Sie Sich hier versteckt gehalten? Arme Lisette! das war mein Wille gar nicht. So bald mein Vater aus der Stube gewesen wäre, hätte Sie immer wieder heraus gehen können.

Lisette. Ich wußte doch nicht, ob ich recht thäte. Ich wollte also lieber warten, bis mich der, der mich versteckt hatte, selbst wieder hervorkommen hieß — —

Anton. Zum Henker, von was für einem Verstecken reden die? (sachte zu Lisetten.) So, du feines Thierchen? hat dich mein Herr selbst schon einmal versteckt? Nun weiß ich doch, wie ich die gestrige Ohrfeige auslegen soll. Du Falsche!

Lisette. Schweig; sage nicht ein Wort, daß ich zuvor bey dir gewesen bin, oder — du weißt schon — —

Damis. Was schwatzt ihr denn beide da zusammen? Darf ich es nicht hören?

Lisette. Es war nichts; ich sagte ihm bloß, er solle herunter gehen, daß wenn meine Jungfer nach mir fragte, er unterdessen sagen könnte, ich sey ausgegangen. Juliane ist mißtrauisch; sie suchte mich doch wohl hier, wenn sie mich brauchte.

Damis.

Damis. Das ist vernünftig. Gleich, Anton, geh!

Anton. Das verlangst du im Ernste, Lisette?

Lisette. Freylich; fort, laß uns allein.

Damis. Wirst du bald gehen?

Anton. Bedenken Sie doch selbst, Herr Damis; wann Sie nun ihr Geplaudre werden überdrüßig seyn, und das wird gar bald geschehen, wer soll sie Ihnen aus der Stube jagen helfen, wenn ich nicht dabey bin?

Lisette. Warte, ich will dein Lästermaul — —

Damis. Laß dich unbekümmert! Wann sie mir beschwerlich fällt, wird sie schon selbst so vernünftig seyn, und gehen.

Anton. Aber betrachten Sie nur: ein Weibsbild in Ihrer Studierstube? Was wird Ihr Gott sagen? Er kann ja das Ungeziefer nicht leiden.

Lisette. Endlich werde ich dich wohl zur Stube hinaus schmeissen müssen?

Anton. Das wäre mir gelegen. — — Die verdammten Mädel! auch bey dem Teufel können sie sich einschmeicheln. (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Lisette. Damis.

Damis. Und wo blieben wir denn vorhin?

Lisette. Wo blieben wir? bey dem, was ich allezeit am liebsten höre, und wovon ich allezeit am liebsten rede, bey Ihrem Lobe. Wenn es nur nicht ei-

ne so gar kützliche Sache wäre, einen ins Gesicht zu loben! — — Ich kann Ihnen unmöglich die Marter anthun.

Damis. Aber ich betheure Ihr nochmals, Lisette; es ist mir nicht um mein Lob zu thun! Ich möchte nur gerne hören, auf was für verschiedene Art verschiedene Personen einerley Gegenstand betrachtet haben.

Lisette. Jeder lobte dasjenige an Ihnen, was er an sich lobenswürdiges zu finden glaubte. Zum Exempel, der kleine dicke Mann, mit der ernsthaften Mine, der so selten lacht, der aber, wenn er einmal zu lachen anfängt, mit dem erschütterten Bauche den ganzen Tisch über den Haufen wirft — —

Damis. Und wer ist das? Aus Ihrer Beschreibung, Lisette, kann ich es nicht errathen — O es ist mit den Beschreibungen eine kützliche Sache! Es gehört nicht wenig dazu, sie so einzurichten, daß man, gleich bey dem ersten Anblicke, das Beschriebene erkennen kann. Ueber nichts aber muß ich mehr lachen, als wenn ich bey diesem und jenem großen Philosophen, wahrhaftig bey Männern, die schon einer ganzen Sekte ihren Namen gegeben haben, öfters Beschreibungen anstatt Erklärungen antreffe. Das macht, die guten Herren haben mehr Einbildungskraft, als Beurtheilung. Bey der Erklärung muß der Verstand in das Innere der Dinge eindringen; bey der Beschreibung aber darf man bloß auf die äusserlichen Merkmale, auf das — —

Liset-

Lisette. Wir kommen von unsrer Sache, Herr Damis. Ihr Lob — —

Damis. Ja wohl; fahr Sie nur fort, Lisette. Von wem wollte Sie vorhin reden?

Lisette. Je, sollten Sie denn den kleinen Mann nicht kennen? Er bläset immer die Backen auf —

Damis. Sie meynt vielleicht den alten Rathsherrn?

Lisette. Ganz recht, aber seinen Namen —

Damis. Was liegt an dem? — —

Lisette. Ja, Herr Chrysander, sagte also der Rathsherr, an dessen Namen nichts gelegen ist, Ihr Herr Sohn kann einmal der beste Rathsherr von der Welt werden, wenn er sich nur darauf appliciren will. Es gehört ein aufgeweckter Geist dazu; den hat er: eine fixe Zunge; die hat er: eine tiefe Einsicht in die Staatskunst; die hat er: eine Geschicklichkeit, seine Gedanken zierlich auf das Papier zu bringen; die hat er: eine verschlagne Aufmerksamkeit auf die geringsten Bewegungen unruhiger Bürger; die hat er: und wenn er sie nicht hat — o die Uebung — die Uebung! Ich weiß ja, wie mir es Anfangs gieng. Freylich kann man die Geschicklichkeit zu einem so schweren Amte, nicht gleich mit auf die Welt bringen —

Damis. Der Narr! es ist zwar wahr, daß ich alle diese Geschicklichkeiten besitze; allein mit der Helfte derselben könnte ich Geheimter Rath werden, und nicht bloß — —

Siebender Auftritt.

Anton. Lisette. Damis.

Damis. Nun, was willst du schon wieder?

Anton. Mamsell Juliane weiß es nun, daß Lisette ausgegangen ist. Fürchten Sie Sich nur nicht; sie wird uns nicht überraschen. — —

Damis. Wer hieß dich denn wiederkommen?

Anton. Sollte ich wohl meinen Herrn allein lassen? Und dazu, es überfiel mich auf einmal so eine Angst, so eine Bangigkeit; die Ohren fingen mir an zu klingen, und besonders das linke — — Lisette! Lisette!

Lisette. Was willst du denn?

Anton. (sachte zu Lisetten.) Was habt ihr beyde allein gemacht? Was gilts, es gieng auf meine Unkosten!

Lisette. O pack dich — Ich weiß nicht was der Narre will.

Damis. Fort, Anton! es ist die höchste Zeit; du mußt wieder auf die Post sehen. Ich weiß auch gar nicht, wo sie so lange bleibt. — — Wirds bald?

Anton. Lisette, komm mit!

Damis. Was soll denn Lisette mit?

Anton. Und was soll sie denn bey Ihnen?

Damis. Unwissender!

Anton. Ja freylich ist es mein Unglück, daß ich es nicht weiß. (sachte zu Lisetten.) Rede nur wenigstens

ein wenig laut, damit ich höre, was unter euch vorgeht — Ich werde horchen — (Gehet ab.)

Achter Auftritt.

Lisette. Damis.

Lisette. Lassen Sie uns ein wenig sachte reden. Sie wissen wohl, man ist vor dem Horcher nicht sicher.

Damis. Ja wohl; fahr Sie also nur sachte fort.

Lisette. Sie kennen doch wohl des Herrn Chrysanders Beichtvater?

Damis. Beichtvater? soll ich denn alle solche Handwerksgelehrte kennen?

Lisette. Wenigstens schien er Sie sehr wohl zu kennen. Ein guter Prediger, fiel er der dicken Rechtsgelehrsamkeit ins Wort, sollte Herr Damis gewiß auch werden. Eine schöne Statur; eine starke deutliche Stimme; ein gutes Gedächtniß; ein feiner Vortrag; eine anständige Dreustigkeit; ein reifer Verstand, der über seine Meynungen Türkenmäßig zu halten weiß: alle diese Eigenschaften glaube ich, in einem ziemlich hohen Grade, bey ihm bemerkt zu haben. Nur um einen Punkt ist mir bange. Ich fürchte, ich fürchte; er ist auch ein wenig von der Freygeisterey angesteckt. — — Ey, was Freygeisterey? schrie der schon halb trunkene Medikus. Die Freygeister sind brave Leute! Wird er deswegen keinen Kranken kuriren können? Wenn es nach mir

geht, so muß er ein Medikus werden. Griechisch kann er, und Griechisch ist die halbe Medicin. (indem sie allmälich wieder lauter spricht) Freylich das Herz, das dazu gehört, kann sich niemand geben. Doch das kömmt von sich selbst, wenn man erst eine Weile prakticirt hat. — — Nu, fiel ihm ein alter Kaufmann in die Rede, so muß es mit den Herrn Medicinern wohl seyn, wie mit den Scharfrichtern. Wenn die zum erstenmale köpfen, so zittern und beben sie; je öfter sie aber den Versuch wiederhohlen, desto frischer geht es. — — Und auf diesen Einfall ward eine ganze Viertelstunde gelacht; in einem fort, in einem fort; so gar das Trinken ward darüber vergessen.

Neunter Auftritt.

Lisette. Damis. Anton.

Anton. Herr, die Post wird heute vor neun Uhr nicht kommen. Ich habe gefragt; Sie können Sich darauf verlassen.

Damis. Mußt du uns aber denn schon wieder stören, Idiote?

Anton. Es soll mir recht lieb seyn, wann ich Sie nur noch zur rechten Zeiten gestört habe.

Damis. Was willst du mit deiner rechten Zeit?

Anton. Ich will mich gegen Lisetten schon deutlicher erklären. Darf ich ihr etwas ins Ohr sagen?

Lisette. Was wirst du mir ins Ohr zu sagen haben?

Anton. Nur ein Wort. (sachte) Du denkst ich habe nicht gehorcht? Sagtest du nicht: du hättest nicht Herz genug dazu? doch wenn du nur erst das Ding eine Weile würdest prakticiret haben — — O ich habe alles gehört. — — Kurz, wir sind geschiedne Leute! Du Unverschämte, Garstige — —

Lisette. Sage nur, was du willst?

Damis. Gleich, geh mir wieder aus dem Augen! Und komme mir nicht wieder vors Gesicht, bis ich dich ruffen werde, oder bis du mir Briefe von Berlin bringst! — Ich kann sie kaum erwarten. So macht es die übermäßige Freude! Zwar sollte ich Hofnung sagen, weil jene nur auf das Gegenwärtige, und diese auf das Zukünftige geht. Doch hier ist das Zukünftige schon so gewiß, als das Gegenwärtige. Ich brauche die Sprache der Propheten, die ihrer Sachen doch unmöglich so gewiß seyn konnten — — Die ganze Akademie müßte blind seyn. — — Nun, was stehst du noch da? Wirst du gehen?

Zehnter Auftritt.

Lisette. Damis.

Lisette. Da sehen Sie! so lobten Sie die Leute.

Damis. Ah, wann die Leute nicht besser loben können, so möchten sie es nur gar bleiben lassen. Ich will mich nicht rühmen, aber doch so viel kann ich mir ohne Hochmuth zutrauen: ich will meiner Braut die Wahl lassen, ob sie lieber einen Doktor der Got-

tesgelahrheit, oder der Rechte, oder der Arzneykunst, zu ihrem Manne haben will. In allen drey Fakultäten habe ich disputirt; in allen dreyen habe ich — —

Lisette. Sie sprechen von einer Braut? heyrathen Sie denn wirklich?

Damis. Hat Sie auch schon davon gehört, Lisette?

Lisette. Kömmt denn wohl ohn unser einer irgend in einem Hause eine Heyrath zu Stande? Aber eingebildet hätte ich mir es nimmermehr, daß Sie Sich für Julianen entschliessen würden! für Julianen!

Damis. Größten Theils thue ich es dem Vater zu gefallen, der auf die ausserordentlichste Weise deswegen in mich dringt. Ich weiß wohl, daß Juliane meiner nicht werth ist. Allein soll ich einer solchen Kleinigkeit wegen, als eine Heyrath ist, den Vater vor den Kopf stossen? Und dazu habe ich sonst einen Einfall, der mir ganz wohl lassen wird.

Lisette. Freylich ist Juliane Ihrer nicht werth; und wenn nur alle Leute die gute Mamsell so kennten, als ich — —

Eilfter Auftritt.

Anton. Damis. Lisette.

Anton. (vor sich.) Ich kann die Leute unmöglich so alleine lassen. — — Herr Valer fragt, ob Sie in Ihrer Stube sind? Sind Sie noch da, Herr Damis?

Damis. Sage mir nur, Unwissender, hast du dir es denn heute recht vorgesetzt, mir beschwerlich zu fallen?

Lisette. So lassen Sie ihn nur da, Herr Damis. Er bleibt doch nicht weg —

Anton. Ja, ietzt soll ich da bleiben; ietzt, da es schon vielleicht vorbey ist, was ich nicht hören und sehen sollte.

Damis. Was soll denn vorbey seyn.

Anton. Das werden Sie wohl wissen.

Lisette. (sachte.) Jetzt, Anton, hilf mir, Julianen bey deinem Herrn recht schwarz machen. Willst du?

Anton. Ey ja doch! zum Danke vielleicht —

Lisette. So schweig wenigstens. — — Nothwendig, Herr Damis, müssen Sie mit Julianen übel fahren. Ich betaure Sie im voraus. Der ganze Erdboden trägt kein ärgeres Frauenzimmer — —

Anton. Glauben Sie es nicht, Herr Damis; Juliane ist ein recht gut Kind. Sie können mit keiner in der Welt besser fahren. Ich wünsche Ihnen im voraus Glück.

Lisette. Wahrhaftig! du mußt gegen deinen Herrn sehr redlich gesinnt seyn, daß du ihm eine so unerträgliche Plage an den Hals schwatzen willst.

Anton. Noch weit redlicher mußt du gegen deine Mamsell seyn, daß du ihr einen so guten Ehemann, als Herr Damis werden wird, mißgönnest.

Lisette. Einen guten Ehemann? Nun wahrhaftig,

tig, ein guter Ehemann, das ist auch alles, was sie sich wünscht. Ein Mann, der alles gut seyn läßt — —

Anton. Ho! ho! alles? Hören Sie, Herr Damis, für was Sie Lisette ansieht? Aus der Ursache möchtest du wohl selbst gern seine Frau seyn? Alles? ey! unter das alles, gehört wohl auch? — — du verstehst mich doch? —

Damis. Aber im Ernste, Lisette; glaubt Sie wirklich, daß Ihre Jungfer eine recht böse Frau werden wird? Hat sie in der That viel schlimme Eigenschaften?

Lisette Viel? Sie hat sie alle, die man haben kann; auch nicht die ausgenommen, die einander widersprechen.

Damis. Will Sie mir nicht ein Verzeichniß davon geben?

Lisette. Wo soll ich anfangen? — Sie ist albern — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und ich sage: Lügen!

Lisette. Sie ist zänkisch — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und ich sage: Lügen!

Lisette. Sie ist eitel — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen! sag ich.

Lisette. Sie ist keine Wirthin — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton.

Anton. Lügen!

Lisette. Sie wird Sie durch übertriebenen Staat, durch beständige Ergötzlichkeiten und Schmausereyen, um alle das Ihrige bringen —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen!

Lisette. Sie wird Ihnen die Sorge um eine Heerde Kinder auf den Hals laden —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Das thun die besten Weiber am ersten.

Lisette. Aber um Kinder, die aus der rechten Quelle nicht geholt sind.

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und zwar Kleinigkeit nach der Mode!

Lisette. Kleinigkeit? aber was denken Sie denn Herr Damis?

Damis. Ich denke, daß Juliane nicht arg genug seyn kann. Ist sie albern? ich bin desto klüger; ist sie zänkisch? ich bin desto gelassener; ist sie eitel? ich bin desto philosophischer gesinnt; verthut sie? sie wird aufhören wenn sie nichts mehr hat; ist sie fruchtbar? so mag sie sehen, was sie vermag, wann sie es mit mir um die Wette seyn will. Ein jedes mache sich ewig, womit es kann; das Weib durch Kinder, der Mann durch Bücher.

Anton. Aber merken Sie denn nicht, daß Lisette ihre Ursachen haben muß, Julianen so zu verleumden?

Damis. Ach freylich merk ich es. Sie gönnt mich ihr, und beschreibt sie mir also vollkommen nach meinem Geschmacke. Sie hat es ohne Zweifel geschlossen, daß ich ihre Mamsel nur eben deswegen, weil sie das unträglichste Frauenzimmer ist, heyrathen will.

Lisette. Nur deswegen? nur deswegen? und das hätte ich geschlossen? Ich müßte Sie für irre im Kopfe gehalten haben. Ueberlegen Sie doch nur — —

Damis. Das geht zu weit, Lisette! Traut Sie mir keine Ueberlegung zu? Was ich gesagt habe, ist die Frucht einer nur allzu scharfen Ueberlegung. Ja, es ist beschlossen: ich will die Zahl der unglücklich scheinenden Gelehrten, die sich mit bösen Weibern vermählt haben, vermehren. Dieser Vorsatz ist nicht von heute.

Anton. Nein, wahrhaftig! — Was aber der Teufel nicht thun kann! Wer hätte es sich iezt sollen träumen lassen, iezt da es Ernst werden soll? Ich muß lachen; Lisette wollte ihn von der Heyrath abziehen, und hat ihn nur mehr dazu beredt; und ich, ich wollte ihn dazu bereden, und hätte ihn bald davon abgezogen.

Damis. Einmal soll geheyrathet seyn. Auf eine recht gute Frau darf ich mir nicht Rechnung machen; also wähle ich mir eine recht schlimme. Eine Frau von der gemeinen Art, die weder kalt, noch warm, weder recht gut, noch recht schlimm ist, taugt für einen

nen Gelehrten nichts, ganz und gar nichts! Wer wird sich nach seinem Tode um sie bekümmern? Gleichwohl verdient er es doch, daß sein ganzes Haus mit ihm unsterblich bleibe. Kann ich keine Frau haben, die einmal ihren Platz in einer Abhandlung de bonis Eruditorum vxoribus findet, so will ich wenigstens eine haben, mit welcher ein fleißiger Mann seine Sammlung de malis Eruditorum vxoribus vermehren kann. Ja, ja; ich bin es ohnehin meinem Vater, als der einzige Sohn, schuldig, auf die Erhaltung seines Namens mit der äussersten Sorgfalt bedacht zu seyn.

Lisette. Kaum kann ich mich von meinem Erstaunen erhohlen. — — Ich habe Sie, Herr Damis, für einen so großen Geist gehalten — —

Damis. Und das nicht mit Unrecht. Doch eben hierdurch, glaube ich, den stärksten Beweis davon zu geben.

Lisette. Ich möchte platzen! — — Ja, ja, den stärksten Beweis, daß niemand schwerer zu fangen ist, als ein junger Gelehrter; nicht sowohl wegen seiner Einsicht und Verschlagenheit, als wegen seiner Narrheit.

Damis. Wie so naseweis, Lisette? Ein junger Gelehrter? — — ein junger Gelehrter? — —

Lisette. Ich will Ihnen die Verweise ersparen. Valer soll gleich von allem Nachricht bekommen. Ich bin Ihre Dienerinn.

Zwölfter Auftritt.

Anton. Damis.

Anton. Da sehen Sie! nun läuft sie fort, da Sie nach ihrer Pfeiffe nicht tanzen wollen. —

Damis. Mulier non Homo! bald werde ich auch dieses Paradoxon für wahr halten. Wodurch zeigt man, daß man ein Mensch ist? Durch den Verstand. Wodurch zeigt man, daß man Verstand hat? Wann man die Gelehrten und die Gelehrsamkeit gehörig zu schätzen weiß. Dieses kann kein Weibsbild, und also hat es keinen Verstand, und also ist es kein Mensch. Ja, wahrhaftig ja; in diesem Paradoxo liegt mehr Wahrheit, als in zwanzig Lehrbüchern.

Anton. Wie ist mir denn? ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie Herr Valer gesucht hat? Wollen Sie nicht gehen und ihn sprechen?

Damis. Valer? ich will ihn erwarten. Die Zeiten sind vorbey, da ich ihn hochschätzte. Er hat seit einigen Jahren die Bücher bey Seite gelegt; er hat sich das Vorurtheil in den Kopf setzen lassen, daß man sich vollends durch den Umgang, und durch die Kenntniß der Welt, geschickt machen müsse, dem Staate nützliche Dienste zu leisten. Was kann ich mehr thun, als ihn betauern? Doch ja, endlich werde ich mich auch seiner schämen müssen. Ich werde mich schämen müssen, daß ich ihn ehemals meiner Freundschaft werth geschätzt habe. O wie eckel muß man in der Freundschaft seyn! Doch was hat es geholfen, daß

ich es bis auf den höchsten Grad gewesen bin? Umsonst habe ich mich vor der Bekanntschaft aller mittelmäßigen Köpfe gehütet; umsonst habe ich mich bestrebt, nur mit Genies, nur mit originellen Geistern umzugehen: dennoch mußte mich Valer, unter der Larve eines solchen, hintergehen. O Valer! Valer!

Anton. Laut genug, wenn er es hören soll.

Damis. Ich hätte über sein kaltsinniges Kompliment bersten mögen! Von was unterhielt er mich? von nichtswürdigen Kleinigkeiten. Und gleichwohl kam er von Berlin, und gleichwohl hätte er mir die allerangenehmste Neuigkeit zuerst berichten können. O Valer! Valer!

Anton. St! wahrhaftig er kömmt. Sehen Sie, daß er sich nicht dreymal ruffen läßt?

Dreyzehnter Auftritt.

Damis. Valer. Anton.

Valer. Verzeihen Sie, liebster Freund, daß ich Sie in Ihrer gelehrten Ruhe störe — —

Anton. Wenn er doch gleich sagte, Faulheit.

Damis. Stören? ich sollte glauben, daß Sie mich zu stören kämen? Nein, Valer, ich kenne Sie zu wohl; Sie kommen, mir die angenehmsten Neuigkeiten zu hinterbringen, die der Aufmerksamkeit eines Gelehrten, der seine Belohnung erwartet, würdig sind. — — Einen Stuhl, Anton! — — Setzen Sie Sich.

Valer. Sie irren sich, liebster Freund. Ich komme Ihnen die Unbeständigkeit Ihres Vaters zu klagen; ich komme, eine Erklärung von Ihnen zu verlangen, von welcher mein ganzes Glück abhängen wird — —

Damis. O! ich konnte es Ihnen gleich ansehen, daß Sie vorhin die Gegenwart meines Vaters abhielt, sich mit mir vertraulicher zu besprechen, und mir Ihre Freude über die Ehre zu bezeigen, die mir der billige Ausspruch der Akademie — —

Valer. Nein, allzu gelehrter Freund; lassen Sie uns einen Augenblick von etwas minder gleichgültigem reden.

Damis. Von etwas minder gleichgültigem? Also ist Ihnen meine Ehre gleichgültig? Falscher Freund! — —

Valer. Ihnen wird diese Benennung zukommen, wann Sie mich länger von dem, was für ein zärtliches Herz das wichtigste ist, abbringen werden. Ist es wahr, daß Sie Julianen heyrathen wollen? daß Ihr Vater dieses allzu zärtliche Frauenzimmer durch Bande der Dankbarkeit binden will, in seiner Wahl minder frey zu handeln? Habe ich Ihnen jemals aus meiner Neigung gegen Julianen ein Geheimniß gemacht? Haben Sie mir nicht von jeher versprochen, meiner Liebe behülflich zu seyn?

Damis. Sie ereifern Sich, Valer; und vergessen, daß ein Weibsbild die Ursache ist. Schlagen Sie

Sich

Sich diese Kleinigkeit aus dem Sinne. — Sie müssen in Berlin gewesen seyn, da die Akademie den Preis auf dieses Jahr ausgetheilet hat. Die Monaden sind die Aufgabe gewesen. Sollten Sie nicht etwa gehört haben, daß die Devise —

Valer. Wie grausam sind Sie, Damis! So antworten Sie mir doch!

Damis. Und Sie wollen mir nicht antworten? Besinnen Sie Sich: sollte nicht die Devise Vnum est necessarium seyn gekrönt worden? Ich schmeichle mir wenigstens — —

Valer. Bald schmeichle ich mir nun mit nichts mehr, da ich Sie so ausschweifend sehe. Bald werde ich nun auch glauben müssen, daß die Nachricht, die ich für eine Spötterey von Lisetten gehalten habe, gegründet sey. Sie halten Julianen für Ihrer unwerth, Sie halten sie für die Schande ihres Geschlechts, und eben deswegen wollen Sie sie heyrathen? Was für ein ungeheurer Einfall!

Damis. Ha! ha! ha!

Valer. Ja lachen Sie nur, Damis, lachen Sie nur! Ich bin ein Thor, daß ich einen Augenblick solchen Unsinn von Ihnen habe glauben können. Sie haben Lisetten zum besten gehabt, oder Lisette mich. Nein, nur in ein zerrüttetes Gehirn kann ein solcher Entschluß kommen! Ihn zu verabscheuen, braucht man nur vernünftig zu denken, und lange nicht edel,

wie Sie doch zu denken gewohnt sind. Aber lösen Sie mir, ich bitte Sie, dieses marternde Räthsel!

Damis. Bald werden Sie mich, Valer, auf Ihr Geschwätze aufmerksam gemacht haben. So verlangen Sie doch in der That, daß ich meinen Ruhm Ihrer thörichten Neigung nachsetzen soll? Meinen Ruhm! — — Doch wahrhaftig, ich will vielmehr glauben, daß Sie scherzen. Sie wollen versuchen, ob ich in meinen Entschliessungen auch wankelhaft bin.

Valer. Ich scherzen? der Scherz sey verflucht, der mir hier in den Sinn kommt! — —

Damis. Desto lieber ist mir es, wann Sie endlich ernsthaft reden wollen. Was ich Ihnen sage: die Schrift mit der Devise Vnum est necessarium. — —

Vierzehnter Auftritt.

Chrysander. Damis. Valer. Anton.

Chrys. (mit einem Zeitungsblatte in der Hand.) Nun, nicht wahr, Herr Valer? mein Sohn ist nicht von der Heyrath abzubringen? Sehen Sie, daß nicht sowohl ich, als er auf diese Heyrath dringt?

Damis. Ich? ich auf die Heyrath dringen?

Chrys. St! st! st!

Damis. Ey was st, st? Meine Ehre leidet hierunter. Könnte man nicht auf die Gedanken kommen, wer weiß was mir an einer Frau gelegen sey?

Chrys. St! st! st!

Valer. O! brauchen Sie doch keine Umstände. Ich sehe es ja wohl; Sie sind mir beyde entgegen. Was für ein Unglück hat mich in dieses Haus führen müssen! Ich muß eine liebenswürdige Person antreffen; ich muß ihr gefallen, und muß doch endlich, nach vieler Hoffnung, alle Hoffnung verlieren. Damis, wenn ich jemals einiges Recht auf ihre Freundschaft gehabt habe — —

Damis. Aber, nicht wahr, Valer? einer Sache wegen, muß man auf die Berlinische Akademie recht böse seyn? Bedenken Sie doch, sie will künftig die Aufgaben zu dem Preise, zwey Jahr vorher, bekannt machen. Warum denn zwey Jahr? war es nicht an einem genug? Hält sie denn die Deutschen für so langsame Köpfe? Seit ihrer Erneurung habe ich jedes Jahr meine Abhandlung mit eingeschickt; aber, ohne mich zu rühmen, länger als acht Tage habe ich über keine zugebracht.

Chrys. Wißt ihr denn aber auch, ihr lieben Leute, was in den Niederlanden vorgegangen ist? Ich habe hier eben die neuste Zeitung. Sie haben sich die Köpfe wacker gewaschen. Doch die Alliirten, ich bin in der That recht böse auf sie. Haben sie nicht wieder einen wunderbaren Streich gemacht! —

Anton. Nun, da reden alle drey etwas anders! Der spricht von der Liebe; der von seinen Abhandlungen; der vom Kriege. Wenn ich auch etwas be-

sonders reden soll, so werde ich vom Abendessen reden. Vom Mittage an, bis auf den Abend um sechs Uhr, zu fasten, sind keine Narrenspossen.

Valer. Unglückliche Liebe!

Damis. Die unbesonnene Akademie!

Chrys. Die dummen Alliirten!

Anton. Die vierte Stimme fehlt noch: die langsamen Bratenwender!

Funfzehnter Auftritt.

Lisette. Damis. Valer. Chrysander. Anton.

Lisette. Nun Herr Chrysander? ich glaubte, Sie hätten die Herren zu Tische ruffen wollen? Ich sehe aber, Sie wollen selbst geruffen seyn. Es ist schon aufgetragen.

Anton. Das war die höchste Zeit! dem Himmel sey Dank!

Chrys. Es ist wahr; es ist wahr; ich hätte es bald vergessen. Der Zeitungsmann hielt mich auf der Treppe auf. Kommen Sie, Herr Valer; wir wollen die ietzigen Staatsgeschäfte ein wenig mit einander bey einem Gläschen überlegen. Schlagen Sie Sich Julianen aus dem Kopfe. Und du, mein Sohn, du magst mit deiner Braut schwatzen. Du wirst gewiß eine wackre Frau an ihr haben; nicht so eine Xantippe, wie — —

Damis. Xantippe? wie verstehen Sie das? Sind Sie etwa auch noch in dem pöbelhaften Vor-

urtheile, daß Xantippe eine böse Frau gewesen sey?

Chrys. Willst du sie etwa für eine gute halten? Du wirst doch nicht die Xantippe vertheidigen? Pfuy! das heißt einen ABCschnitzer machen. Ich glaube, ihr Gelehrten, je mehr ihr lernt, je mehr vergeßt ihr.

Damis. Ich behaupte aber, daß man kein einzig tüchtiges Zeugniß für Ihre Meynung anführen kann. Das ist das erste, was die ganze Sache verdächtig macht; und zum andern — —

Lisette. Das ewige Geplaudre!

Chrys. Lisette hat Recht! mein Sohn, contra principia negantem, non est disputandum. Kommt! kommt!

(Chrysander, Damis und Anton gehen ab.)

Valer. Nun ist alles für mich verlohren, Lisette. Was soll ich anfangen?

Lisette. Ich weiß keinen Rath; wann nicht der Brief — —

Valer. Dieser Betrug wäre zu arg, und Juliane will ihn nicht zugeben.

Lisette. Ey, was Betrug? Wenn der Betrug nützlich ist, so ist er auch erlaubt. Ich sehe es wohl, ich werde es selbst thun müssen. Kommen Sie nur fort, und fassen Sie wieder Muth.

(Ende des zweyten Aufzugs.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Lisette. Anton.

Lisette. So warte doch, Anton.

Anton. Ey, laß mich zufrieden. Ich mag mit dir nichts zu thun haben.

Lisette. Wollen wir uns also nicht wieder versöhnen? Willst du nicht thun, was ich dich gebeten habe?

Anton. Dir sollte ich etwas zu gefallen thun?

Lisette. Anton, lieber Anton, goldner Anton, thu es immer. Wie leicht kannst du nicht dem Alten den Brief geben, und ihm sagen, der Postträger habe ihn gebracht?

Anton. Geh! du Schlange! Wie sie nun schmeicheln kann! — — Halte mich nicht auf. Ich soll meinem Herrn ein Buch bringen. Laß mich gehen.

Lisette. Deinem Herrn ein Buch? Was will er denn mit dem Buche bey Tische?

Anton. Die Zeit wird ihm lang; und will er nicht müßige Weile haben, so muß er sich doch wohl etwas zu thun machen.

Lisette. Die Zeit wird ihm lang? bey Tische? Wenn es noch in der Kirche wäre. Reden sie denn nichts?

Anton. Nicht ein Wort. Ich bin ein Schelm, wenn es auf einem Todenmahle so stille zugehen kann.

Lisette.

Lisette. Wenigstens wird der Alte reden.

Anton. Der redt, ohne zu reden. Er ißt, und redt zugleich; und ich glaube, er gäbe wer weiß was darum, wenn er noch dazu trinken könnte, und das alles dreyes auf einmal. Das Zeitungsblatt liegt neben dem Teller; das eine Auge sieht auf den, und das andre auf jenes. Mit dem einen Backen kaut er, und mit dem andern redt er. Da kann es freylich nicht anders seyn, die Worte müssen auf dem Gekauten sitzen bleiben, so daß man ihn mit genauer Noth noch murmeln hört.

Lisette. Was machen aber die Uebrigen?

Anton. Die Uebrigen? Valer und Juliane sind wie halb tod. Sie essen nicht, und reden nicht; sie sehen einander an; sie seufzen; sie schlagen die Augen nieder; sie schielen bald nach dem Vater, bald nach dem Sohne; sie werden weiß; sie werden roth. Der Zorn und die Verzweiflung sieht beiden aus den Augen. — Aber juchhe! so recht! Siehst du, daß es nicht nach deinem Kopfe gehen muß? Mein Herr soll Julianen haben, und wenn — —

Lisette. Ja, dein Herr! Was macht aber der?

Anton. Lauter dumme Streiche. Er krützelt mit der Gabel auf dem Teller; hengt den Kopf; bewegt das Maul, als ob er mit sich selbst redte; wackelt mit dem Stuhle; stößt einmal ein Weinglas um; läßt es liegen; thut, als wenn er nichts merkte, bis ihm der Wein auf die Kleider laufen will; nun fährt

er auf, und spricht wohl gar, ich hätte es umgegossen. — Doch genug geplaudert; er wird auf mich fluchen, wo ich ihm das Buch nicht bald bringe. Ich muß es doch suchen. Auf dem Tische, zur rechten Hand, soll es liegen. Ja zur rechten Hand; welche rechte Hand meynt er denn? Trete ich so, so ist das die rechte Hand; trete ich so, so ist sie das; trete ich so, so ist sie das; und das wird sie, wenn ich so trete. (tritt an alle vier Seiten des Tisches.) Sage mir doch, Lisette, welches ist denn die rechte Hand?

Lisette. Das weiß ich so wenig, als du. Schade auf das Buch; er mag es selbst hohlen. Aber, Anton, wir vergessen das Wichtigste; den Brief —

Anton. Kömmst du mir schon wieder mit deinem Briefe? Denkt doch; deinetwegen soll ich meinen Herrn betriegen?

Lisette. Es soll aber dein Schade nicht seyn.

Anton. So? ist es mein Schade nicht, wann ich das, was mir Chrysander versprochen hat, muß sitzen lassen?

Lisette. Dafür aber verspricht dich Valer schadlos zu halten.

Anton. Wo verspricht er mir es denn?

Lisette. Wunderliche Haut! ich verspreche es dir an seiner Statt.

Anton. Und wenn du es auch an seiner Statt halten sollst, so werde ich viel bekommen. Nein, nein;

nein; ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dache.

Lisette. Wann du die Taube gewiß fangen kannst, so wird sie doch besser seyn, als der Sperling?

Anton. Gewiß fangen! als wenn sich alles fangen ließe? Nicht wahr, wann ich die Taube haschen will, so muß ich den Sperling aus der Hand fliegen lassen?

Lisette. So laß ihn fliegen.

Anton. Gut! und wann sich nun die Taube auch davon macht? Nein, nein, Jungfer, so dumm ist Anton nicht.

Lisette. Was du für kindische Umstände machst! Bedenke doch, wie glücklich du seyn kannst.

Anton. Wie denn? laß doch hören.

Lisette. Valer hat versprochen, mich auszustatten. Was sind so einem Kapitalisten tausend Thaler?

Anton. Auf die machst du dir Rechnung?

Lisette. Wenigstens. Dich würde er auch nicht leer ausgehen lassen, wann du mir behülflich wärest. Ich hätte alsdenn Geld; du hättest auch Geld: könnten wir nicht ein allerliebstes Paar werden?

Anton. Wir? ein Paar? Wenn dich mein Herr nicht versteckt hätte.

Lisette. Thust du nicht recht albern! Ich habe dir ja alles erzählt, was unter uns vorgegangen ist. Dein Herr, das Bücherwürmchen!

Anton. Ja, auch das sind verdammte Thiere, die

die Bücherwürmer. Es ist schon wahr, ein Mädel, wie du, mit tausend Thaler, die ist wenigstens tausend Thaler werth; aber nur das Kabinet — — das Kabinet — —

Lisette. Höre doch einmal auf, Anton, und laß dich nicht so lange bitten.

Anton. Warum willst du aber dem Alten den Brief nicht selbst geben?

Lisette. Ich habe dir ja gesagt, was darinn steht. Wie leicht könnte Chrysander nicht argwöhnen — —

Anton. Ja, ja, mein Aeffchen, ich merk es schon; du willst die Kastanien aus der Asche haben, und brauchst Katzenpfoten dazu.

Lisette. Je nun, mein liebes Katerchen, thu es immer!

Anton. Wie Sie es einem ans Herze legen kann! Liebes Katerchen! Gieb nur her, den Brief; gieb nur!

Lisette. Da, mein unvergleichlicher Anton —

Anton. Aber es hat doch mit der Ausstattung seine Richtigkeit? — —

Lisette. Verlaß dich drauf — —

Anton. Und mit meiner Belohnung oben drein? — —

Lisette. Desgleichen.

Anton. Nun wohl, der Brief ist übergeben!

Lisette. Aber so bald, als möglich —

Anton. Wenn du willst, ietzt gleich. Komm! —

Potz

Potz Stern! wer kömmt? — — Zum Henker, es ist Damis.

Zweyter Auftritt.

Damis. Anton. Lisette.

Damis. Wo bleibt denn der Schlingel mit dem Buche?

Anton. Ich wollte gleich, ich wollte — Lisette und — — Kurz, ich kann es nicht finden, Herr Damis.

Damis. Nicht finden? Ich habe dir ja gesagt, auf welcher Hand es liegt.

Anton. Auf der rechten, haben Sie wohl gesagt; aber nicht auf welcher rechten? Und das wollte ich Sie gleich fragen kommen.

Damis. Dummkopf, kannst du nicht so viel errathen, daß ich von der Seite rede, an welcher ich sitze?

Anton. Es ist auch wahr, Lisette; und darüber haben wir uns den Kopf zerbrochen! Herr Damis ist doch immer klüger, als wir! (indem er ihm hinterwärts einen Mönch sticht.) Nun will ich es wohl finden. Weiß eingebunden, rothen Schnitt, nicht? Gehen Sie nur, ich will es gleich bringen.

Damis. Ja, nun ist es Zeit, da wir schon vom Tische aufgestanden sind.

Anton. Schon aufgestanden? Zum Henker, ich bin noch nicht satt. Sind sie schon alle, alle aufgestanden?

Damis. Mein Vater wird noch sitzen, und die Zeitung auswendig lernen, damit er Morgen in seinem Kränzchen, den Staatsmann spielen kann. Geh geschwind, wenn du glaubst, von seinen politischen Procken satt zu werden. Was will aber Lisette hier?

Lisette. Bin ich ietzt nicht eben sowohl zu leiden, als vorhin?

Damis. Nein, wahrhaftig nein. Vorhin glaubte ich, Lisette hätte wenigstens so viel Verstand, daß ihr Plaudern auf eine Viertelstunde erträglich seyn könnte; aber ich habe mich geirrt. Sie ist so dumm, wie alle Uebrige im Hause.

Lisette. Ich habe die Ehre, mich im Namen aller Uebrigen zu bedanken.

Anton. Verzweifelt! das geht ja ietzt aus einem ganz andern Tone! Gott gebe, daß sie sich recht zanken! Aber zuhören mag ich nicht. — — Lisette, ich will immer gehen.

Lisette. (sachte.) Den Brief vergiß nicht; geschwind!

Damis. So! hast du Lisetten um Urlaub zu bitten? Ich befehle dir: bleib da. Ich wüßte nicht, wohin du zu gehen hättest.

Anton. Auf die Post, Herr Damis; auf die Post!

Damis. Doch, es ist wahr; nun so geh! geh!

Dritter Auftritt.

Damis. Lisette.

Damis. Lisette kann sich nur auch gleich mit fortmachen. Will denn meine Stube heute gar nicht leer werden? Bald ist der da, bald jener; bald die, bald jene. Soll ich denn nicht einen Augenblick allein seyn? (setzt sich an seinen Tisch.) Die Musen verlangen Einsamkeit, und nichts verjagt sie eher, als der Tumult. Ich habe so viele und wichtige Verrichtungen, daß ich nicht weiß, wo ich zuerst anfangen soll; und gleichwohl stört man mich. Mit der Heyrath, mit einer so nichtswürdigen Sache, ist der größte Theil des Nachmittags darauf gegangen; soll mir denn auch der Abend durch das ewige Hin- und Wiederlauffen entrissen werden? Ich glaube, daß in keinem Hause der Müßiggang so herrschen kann, als in diesem.

Lisette. Und besonders auf dieser Stube.

Damis. Auf dieser Stube? Ungelehrte! Unwissende!

Lisette. Ist das geschimpft, oder gelobt?

Damis. Was für eine niederträchtige Seele! die Unwissenheit, die Ungelehrsamkeit für keinen Schimpf zu halten! für keinen Schimpf? So möchte ich doch die Begriffe wissen, die eine so unsinnige Schwätzerinn von Ehre und Schande hat. Vielleicht, daß bey ihr die Gelehrsamkeit ein Schimpf ist?

Lisette. Wahrhaftig, wann sie durchgängig von dem Schlage ist, wie bey Ihnen — —

Damis. Nein, das ist sie nicht. Die wenigsten haben es so weit gebracht — —

Lisette. Daß man nicht unterscheiden kann, ob sie närrisch, oder gelehrt sind? — —

Damis. Ich möchte aus der Haut fahren —

Lisette. Thun Sie das, und fahren Sie in eine klügere.

Damis. Wie lange soll ich noch den Beleidigungen der nichtswürdigsten Kreatur ausgesetzt seyn? — — Tausend würden sich glücklich preisen, wenn sie nur den zehnten Theil meiner Verdienste hätten. Ich bin erst zwanzig Jahr alt; und wie viele wollte ich finden, die dieses Alter beynahe dreymal auf sich haben, und gleichwohl mit mir — — Doch ich rede umsonst. Was kann es mir für Ehre bringen, eine Unsinnige von meiner Geschicklichkeit zu überführen? Ich verstehe sieben Sprachen vollkommen, und bin erst zwanzig Jahr alt. In dem ganzen Umfange der Geschichte, und in allen mit ihr verwandten Wissenschaften, bin ich ohne gleichem — —

Lisette. Und Sie sind erst zwanzig Jahr alt!

Damis. Wie stark ich in der Weltweisheit bin, bezeugt die höchste Würde, die ich schon vor drey Jahren darinn erhalten habe. Noch unwidersprechlicher wird es die Welt ietzt aus meiner Abhandlung von den Monaden erkennen. — — Ach, die verwünschte Post! — —

Lisette. Und Sie sind erst zwanzig Jahr alt!

Damis. Von meiner mehr als demosthenischen Beredsamkeit, kann meine satyrische Lobrede auf den Nix der Nachwelt eine ewige Probe geben.

Lisette. Und Sie sind erst zwanzig Jahr alt!

Damis. Freylich! Auch in der Poesie darf ich meine Hand nach dem unvergänglichsten Lorbeer ausstrecken. Gegen mich kriecht Milton, und Haller ist gegen mich ein Schwätzer. Meine Freunde, welchen ich sonst zum öftern meine Versuche, wie ich sie zu nennen beliebe, vorgelesen habe, wollen jetzt gar nichts mehr davon hören, und versichern mich allezeit auf das aufrichtigste, daß sie schon genugsam von meiner mehr als göttlichen Ader überzeugt wären.

Lisette. Und Sie sind erst zwanzig Jahr alt!

Damis. Kurz, ich bin ein Philolog, ein Geschichtskundiger, ein Weltweiser, ein Redner, ein Dichter — —

Lisette. Und Sie sind erst zwanzig Jahr alt! Ein Weltweiser ohne Bart, und ein Redner, der noch nicht mündig ist! schöne Raritäten!

Damis. Fort! den Augenblick aus meiner Stube!

Lisette. Den Augenblick? Ich möchte gar zu gern die schöne Ausrufung: und Sie sind erst zwanzig Jahr alt! noch einmal anbringen. Haben Sie nichts mehr an Sich zu rühmen? O noch etwas! Wollen Sie nicht? Nun so will ich es selbst thun. Hören Sie recht zu, Herr Damis: Sie sind noch nicht klug, und sind schon zwanzig Jahr alt!

Damis. Was? wie? (steht zornig auf.)

Lisette. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!

Damis. Himmel! was muß man von den ungelehrten Bestien erdulden! Ist es möglich von einem unwissenden Weibsbilde — —

Vierter Auftritt.

Chrysander. Anton. Damis.

Chrys. Das ist ein verfluchter Brief, Anton! Ey! Ey! mein Sohn, mein Sohn, post coenam stabis, vel passus mille meabis. Du wirst doch nicht schon wieder sitzen?

Damis. Ein andrer, der nichts zu thun hat, mag sich um dergleichen barbarische Gesundheitsregeln bekümmern. Wichtige Beschäftigungen —

Chrys. Was willst du von wichtigen Beschäftigungen reden?

Damis. Ich nicht, Herr Vater? Die meisten von den Büchern, die Sie hier auf dem Tische sehen, warten Theils auf meine Noten, Theils auf meine Uebersetzung, Theils auf meine Widerlegung, Theils auf meine Vertheidigung, Theils auch auf mein bloßes Urtheil.

Chrys. Laß sie warten! Jetzt — —

Damis. Jetzt kann ich freylich nicht alles auf einmal verrichten. Wann ich nur erst mit dem Wichtigsten werde zu Stande seyn. Sie glauben nicht, was mir hier eine gewisse Untersuchung für Nach-

schlagen und Kopfbrechen kostet. Noch eine einzige Kleinigkeit fehlt mir, so habe ich es bewiesen, daß sich Kleopatra die Schlangen an den Arm, und nicht an die Brust, gesetzt hat — —

Chrys. Die Schlangen taugen nirgends viel. Mir wäre beynahe ietzt auch eine in Busen gekrochen; aber noch ist es Zeit. Höre einmal, mein Sohn; hier habe ich einen Brief bekommen, der mich — —

Damis. Wie? einen Brief? einen Brief? Ach lieber Anton! einen Brief? Liebster Herr Vater, einen Brief? von Berlin? Lassen Sie mich nicht länger warten; wo ist er? Nicht wahr, nunmehr werden Sie aufhören an meiner Geschicklichkeit zu zweifeln? Wie glücklich bin ich! Anton, weißt du es auch schon, was darinn steht?

Chrys. Was schwärmst du wieder? Der Brief ist nicht von Berlin; er ist von meinem Advokaten aus Dresden, und nach dem, was er schreibt, kann aus deiner Heyrath mit Julianen nichts werden.

Damis. Nichtswürdiger Kerl! so bist du noch nicht wieder auf der Post gewesen?

Anton. Ich habe es Ihnen ja gesagt, daß vor neun Uhr für mich auf der Post nichts zu thun ist.

Damis. Ah, verberabilissime, non fur, sed trifur! Himmel! daß ich vor Zorn so gar des Plautus Schimpfwörter brauchen muß! Wird dir denn ein vergebner Gang gleich den Hals kosten?

Anton. Schimpften Sie mich? Weil ich es nicht verstanden habe, so mag es hingehen.

Chryſ. Aber ſage mir nur, Damis; nicht wahr, du haſt doch einen kleinen Widerwillen gegen Julianen? Wenn das iſt, ſo will ich dich nicht zwingen. Du mußt wiſſen, daß ich keiner von den Vätern bin — —

Damis. Iſt die Heyrath ſchon wieder auf dem Tapete? Wann Sie doch, wegen meines Widerwillens unbeſorgt ſeyn wollten. Genug, ich heyrathe ſie — —

Chryſ. Das heißt ſo viel, du wollteſt dich meinetwegen zwingen? Das will ich durchaus nicht. Wenn du gleich mein Sohn biſt, ſo biſt du doch ein Menſch; und jeder Menſch wird frey gebohren; er muß machen können, was er will; und — Kurz, — ich gebe dir dein Wort wieder zurück.

Damis. Wieder zurück? und vor einigen Stunden konnte ich mich nicht hurtig genug entſchlieſſen? Wie ſoll ich das verſtehen?

Chryſ. Das ſollſt du ſo verſtehen, daß ich es überlegt habe, und daß, weil dir Juliane nicht gefällt, ſie mir auch nicht anſteht; daß ich ihre wahren Umſtände in dieſem Briefe wieder gefunden habe, und daß — — Du ſiehſt es ja, daß ich den Brief nur ietzt gleich bekommen habe. Ich weiß zwar wahrhaftig nicht, was ich davon denken ſoll? Die Hand meines Advokaten iſt es nicht —

(Damis ſetzt ſich wieder an den Tiſch.)

Anton.

Anton. Nicht? o! die Leutchen müssen mehr als eine Hand zu schreiben wissen.

Chrys. Zu geschwind ist es beynahe auch. Kaum sind es acht Tage, daß ich ihm geschrieben habe. Sollte er das Ding in der kurzen Zeit schon haben untersuchen können? Von wem hast du denn den Brief bekommen, Anton?

Anton. Von Lisetten.

Chrys. Und Lisette?

Anton. Von dem Postträger, ohne Zweifel.

Chrys. Aber warum bringt denn der Kerl die Briefe nicht mir selbst?

Anton. Sie werden sich doch in den Händen, wodurch sie gehen, nicht verändern können?

Chrys. Man weiß nicht — — Gleichwohl aber lassen sich die Gründe, die er anführt, hören. Ich muß also wohl den sichersten Weg nehmen, und dir, mein Sohn — — Aber, ich glaube gar, du hast dich wieder an den Tisch gesetzt, und studirst?

Damis. Mein Gott! ich habe zu thun, ich habe so gar viel zu thun.

Chrys. Drum mit einem Worte, damit ich dich nicht um die Zeit bringe; die Heyrath mit Julianen war nichts, als ein Gedanke, den du wieder vergessen kannst. Wann ich es recht überlege, so hat doch Valer das größte Recht auf sie.

Damis. Sie betriegen Sich, wann Sie glauben, daß ich nunmehr davon abgehen werde. Ich habe al-

les wohl überleget, und ich muß es Ihnen nur mit ganz trocknen Worten sagen, daß eine böse Frau mir helfen soll, meinen Ruhm unsterblich zu machen; oder vielmehr, daß ich eine böse Frau, an die man nicht denken würde, wann sie keinen Gelehrten gehabt hätte, mit mir zugleich unsterblich machen will. Der Charakter eines solchen Eheteufels, wird auf den Meinigen ein gewisses Licht werfen — —

Chrys. Nun wohl, wohl; so nimm dir eine böse Frau; nur aber eine mit Gelde, weil an einer solchen die Bosheit noch erträglich ist. Von der Gattung war meine erste selige Frau. Um die zwanzig tausend Thaler, die ich mit ihr bekam, hätte ich des bösen Feindes Schwester heyrathen wollen — — Du mußt mich nur recht verstehen: ich meyne es nicht nach den Worten. — Wann sie aber böse seyn soll, deine Frau, was willst du mit Julianen? — — Höre, ich kenne eine alte Wittwe, die schon vier Männer ins Grab gezankt hat; sie hat ihr feines Auskommen: ich dächte, das wäre deine Sache; nimm die! Ich habe dir das Maul einmal wäßrig gemacht, ich muß dir also doch etwas darein geben. Wann es einmal eine Xantippe seyn soll, so kannst du keine beßre finden.

Damis. Mit Ihrer Xantippe! ich habe es Ihnen ja schon mehr als einmal gesagt, daß Xantippe keine böse Frau gewesen ist. Haben Sie meine Beweißgründe schon wieder vergessen?

Chryſ. Ey was? mein Beweiß iſt das ABCbuch. Wer ſo ein Buch hat ſchreiben können, das ſo allgemein geworden iſt, der muß es gewiß beſſer verſtanden haben, als du. Und kurz, mir liegt daran, daß Xantippe eine böſe Frau geweſen iſt. Ich könnte mich nicht zufrieden geben, wenn ich meine erſte Frau ſo oft ſollte gelobt haben. Schweig alſo mit deinen Narrenspoſſen; ich mag von dir nicht beſſer unterrichtet ſeyn.

Damis. So wird uns gedankt, wenn wir die Leute aus ihren Irrthümern helfen wollen.

Chryſ. Seit wenn iſt denn das Ey klüger, als die Henne? he? Herr Doktor, vergeß Er nicht, daß ich Vater bin, und daß es auf den Vater ankömmt, wen der Sohn heyrathen ſoll. Ich will an Julianen nicht mehr gedacht wiſſen — —

Damis. Und warum nicht?

Chryſ. Soll ich meinem einzigen Sohne ein armes Mädchen aufhängen? Du biſt nicht werth, daß ich für dich ſo beſorgt bin. Du weißt ja, daß ſie nichts im Vermögen hat.

Damis. Hatte ſie vorhin, da ich ſie heyrathen ſollte mehr als ietzt?

Chryſ. Das verſtehſt du nicht. Ich wußte wohl, was ich vorhin that: aber ich weiß auch, was ich ietzt thue.

Damis. Gut, deſto beſſer iſt es, wann ſie kein Geld hat. Man wird mir alſo nicht nachreden kön-

nen, die böse Frau des Geldes wegen genommen zu haben; man wird es zugestehen müssen, daß ich keine andre Absicht gehabt, als die, mich in den Tugenden zu üben, die bey Erduldung eines solchen Weibes nöthig sind.

Chrys. Eines solchen Weibes! wer hat dir denn gesagt, daß Juliane eine böse Frau werden wird?

Damis. Wann ich nicht, wie wir Gelehrten zu reden pflegen, a priori davon überführt wäre, so würde ich es schon daraus schliessen können, weil Sie daran zweifeln.

Chrys. Fein naseweiß, mein Sohn! fein naseweiß! Ich habe Julianen auferzogen; sie hat viel Wohlthat bey mir genossen; ich habe ihr alles Gute beygebracht: wer von ihr übels spricht, der spricht es zugleich von mir. Was? ich sollte nicht ein Frauenzimmer zu ziehen wissen? Ich sollte ein Mädchen, das unter meiner Aufsicht groß geworden ist, nicht so weit gebracht haben, daß es einmal eine rechtschafne wakre Frau würde? Reich habe ich sie freylich nicht machen können; ich bin der Wohlthat selbst noch benöthigt. Aber daß ich sie nicht tugendhaft, nicht verständig gemacht hätte, das kann mir nur einer nachreden, der so dumm ist, als du, mein Sohn. Nimm mir es übel, daß ich mit der Sprache herausrücke. Du bist so ein eingemachter Narre, so ein Stockfisch — — nimm mirs nicht übel, mein Sohn — — so ein

über=

überstudirter Pickelhering — — aber nimm mirs nicht übel — —

Damis. (bey Seite.) Bald sollte ich glauben, daß sein erster Handel mit eingesalznen Fischen gewesen sey. — — Schon gut, Herr Vater; von Julianens Tugend will ich nichts sagen; die Tugend ist oft eine Art von Dummheit. Aber was ihren Verstand anbelangt, von dem werden Sie mir erlauben, daß ich ihn noch immer in Zweifel ziehe. Ich bin nun schon eine ziemliche Zeit wieder hier; ich habe mir auch manchmal die Mühe genommen, ein Paar Worte mit ihr zu sprechen: hat sie aber wohl jemals an meine Gelehrsamkeit gedacht? Ich mag nicht gelobt seyn; so eitel bin ich nicht: nur muß man den Leuten ihr Recht wiederfahren lassen — —

Fünfter Auftritt.

Chrysander. Damis. Valer.

Chrys. Gut, gut, Herr Valer, Sie kommen gleich zur rechten Stunde.

Damis. Was will der unerträgliche Mensch wieder?

Valer. Ich komme Abschied von ihnen beiden zu nehmen — —

Chrys. Abschied? so zeitig? warum denn?

Valer. Ich glaube nicht, daß Sie im Ernste fragen.

Chrys. Gott weiß es, Herr Valer; in dem aller ernstlichstem Ernste. Ich lasse Sie wahrhaftig nicht.

Valer. Um mich noch empfindlicher zu martern? Sie wissen, wie lieb mir die Person allezeit gewesen ist, die Sie mir heute entreissen. Doch das Unglück wäre klein, wenn es mich nur allein träfe. Sie wollen noch dazu diese geliebte Person mit einem verbinden, der sie eben so sehr haßt, als ich sie verehre? Meine ganze Seele ist voller Verzweiflung, und von nun an werde ich, weder hier, noch irgendswo in der Welt wieder ruhig werden. Ich gehe, um mich — —

Chrys. Nicht gehen, Herr Valer, nicht gehen! Dem Uebel ist vielleicht noch abzuhelfen.

Valer. Abzuhelfen? Sie beschimpfen mich, wenn Sie glauben, daß ich jemals diesen Streich überwinden werde. Er würde für ein minder zärtliches Herz, als das meinige ist, tödlich seyn.

Damis. Was für ein Gewäsche! (setzt sich an seinen Tisch.)

Valer. Wie glücklich sind Sie, Damis! Lernen Sie wenigstens Ihr Glück erkennen; es ist der geringste Dank, den Sie dem Himmel schuldig sind. Juliane wird die Ihrige — —

Chrys. Ey, wer sagt denn das? Sie soll noch zeitig genug die Ihrige werden. Herr Valer, nur Geduld!

Valer. Halten Sie inne mit Ihren kalten Verspottungen — —

Chrys. Verspottungen? Sie müssen mich schlecht kennen. Was ich sage, das sag ich. Ich habe die

Sache nun besser überlegt; ich sehe, Juliane schickt sich für meinen Sohn nicht, und er sich noch vielweniger für Julianen. Sie lieben sie; Sie haben längst bey mir um sie angehalten; wer am ersten kömmt, der muß am ersten mahlen. Ich habe eben mit meinem Sohne davon geredt — — Sie kennen ihn ja. — —

Valer. Himmel, was hör ich? Ist es möglich? welche glückliche Veränderung? Erlauben Sie, daß ich Sie tausendmal umfange. Soll ich also doch noch glücklich seyn? O Chrysander! o Damis!

Chrys. Reden Sie mit ihm, und setzen Sie ihm den Kopf ein wenig zurechte. Ich will zu Julianen gehen, und ihr meinen veränderten Entschluß hinterbringen. Sie wird mir es doch nicht übel nehmen?

Valer. Uebel? Sie werden ihr das Leben wieder geben, so wie Sie es mir wieder gegeben haben.

Chrys. Ey! kann ich das? (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Damis. Valer. Anton.

Valer. Und in welchem Tone soll ich nun mit Ihnen reden, liebster Freund? Das erneuerte Versprechen Ihres Vaters berechtigte mich, Sie ganz und gar zu übergehen. Ich habe gewonnen, so bald Chrysander Julianen zu zwingen aufhört. Doch wie angenehm soll es mir seyn, wann ich Ihren Besitz zum Theil auch Ihnen werde verdanken können.

Damis. Anton!

Anton. (kömmt.) Was soll der? ist Ihnen die Post wieder eingefallen?

Damis. Gleich geh! sie muß nothwendig da seyn.

Anton. Aber ich sage Ihnen, daß sie bey so übeln Wetter vor zehn Uhr nicht kommen kann.

Damis. Giebst du abermals eine Stunde zu? Kurz, geh! und kömmst du leer wieder, so sieh dich vor!

Anton. Wenn ich diese Nacht nicht sanft schlafe, so glaube ich Zeitlebens nicht mehr, daß die Müdigkeit etwas dazu helfen kann. (geht ab.)

Siebender Auftritt.

Damis. Valer.

Valer. So? anstatt zu antworten, reden Sie mit dem Bedienten?

Damis. Verzeihen Sie, Valer; Sie haben also mit mir gesprochen? Ich habe den Kopf so voll; es ist mir unmöglich, auf alles zu hören.

Valer. Und Sie wollen Sich auch bey mir verstellen? Ich weiß die Zeit noch sehr wohl, da ich in eben dem wunderbaren Wahne stand, es ließe gelehrt, so zerstreut, als möglich, und auf nichts, als auf sein Buch aufmerksam zu thun. Doch glauben Sie nur, der muß sehr einfältig seyn, den Sie mit diesen Gauckeleyen hintergehen wollen.

Damis. Und Sie müssen noch einfältiger seyn,

daß

daß Sie glauben können, ein jeder Kopf sey so gedankenleer, als der Ihrige. Und verdient denn Ihr Geschwätz, daß ich darauf höre? Sie haben ja gewonnen, sobald Chrysander Julianen zu zwingen aufhört; Sie sind ja berechtiget, mich zu übergehen — —

Valer. Das muß doch eine besondere Art der Zerstreuung seyn, in welcher man des andern Reden gleichwohl so genau höret, daß man sie von Wort zu Wort wiederhohlen kann.

Damis. Ihre Spötterey ist sehr trocken. (sieht wieder auf sein Buch.)

Valer. Doch aber zu empfinden? — — Was für eine Marter ist es, mit einem Menschen von Ihrer Art zu thun zu haben? Es giebt deren wenige — —

Damis. Das sollte ich selbst glauben.

Valer. Es würden sich aber mehrere finden, wenn selbst — —

Damis. Ganz recht; wenn die wahre Gelehrsamkeit nicht so schwer zu erlangen, die natürliche Fähigkeit dazu gemeiner, und ein unermüdeter Fleiß nicht so etwas beschwerliches wären — —

Valer. Ha! ha! ha!

Damis. Das Lachen eines wahren Idioten!

Valer. Sie reden von Ihrer Gelehrsamkeit, und ich, mit Vergebung, wollte von Ihrer Thorheit reden. Hierinn, meynte ich, würden Sie mehrere Ihres gleichen finden, wenn selbst diese Thorheit ihren Sklaven zur Last werden müßte.

Damis. Verdienen Sie also, daß ich Ihnen antworte? (sieht wieder in sein Buch)

Valer. Und verdienen Sie wohl, daß ich noch Freundes genug bin, mit Ihnen ohne Verstellung zu reden? Glauben Sie mir, Sie werden Ihre Thorheiten bey mehrerm Verstande bereuen — —

Damis. Bey mehrerm Verstande? (spöttisch.)

Valer. Werden Sie darüber ungehalten? Das ist wunderbar! Ihr Körper kann, Ihren Jahren nach, noch nicht ausgewachsen haben, und Sie glauben, daß Ihre Seele gleichwohl schon zu ihrer möglichen Vollkommenheit gelanget sey? Ich würde den für meinen Feind halten, welcher mir den Vorzug, täglich zu mehrerm Verstande zu kommen, streitig machen wollte.

Damis. Sie!

Valer. Sie werden so spöttisch, mein Herr Nebenbuhler — Doch da ist sie selbst! (läuft ihr entgegen.) Ah, Juliane — —

Achter Auftritt.

Juliane. Damis. Valer.

Juliane. Ach, Valer, welche glückliche Veränderung! — —

Damis. (indem er sich auf dem Stuhle umwendet.) Die Ehre, Sie hier zu sehen, Mademoisell, habe ich ohne Zweifel einem Irrthume zu danken? Sie glauben vielleicht, in Ihr Schlafzimmer zu kommen — —

Julia-

Juliane. Dieser Irrthum wäre unvergeblich! Nein! mein Herr, es geschieht auf Befehl Ihres Herrn Vaters, daß ich diesen heiligen Ort betrete. Ich komme, Ihnen einen Kauf aufzusagen, und mich bey Ihrer Muse zu entschuldigen, daß ich beynahe in die Gefahr gekommen wäre, ihr einen so liebenswürdigen Geist abspenstig zu machen.

Valer. O wie entzückt bin ich, schönste Juliane, Sie auf einmal wieder in Ihrer Heiterkeit zu sehen.

Damis. Wenn ich das Gewäsche eines Frauenzimmers recht verstehe, so kommen Sie, ein Paktum aufzuheben, welches doch alle Requisita hat, die zu einem unumstößlichen Pakto erfordert werden.

Juliane. Und wann ich das Galimathias eines jungen Gelehrten verstehen darf, so haben Sie es getroffen.

Damis. Mein Vater ist ein Idiote. Kömmt es denn nur auf ihn, oder auf Sie, Mademoisell, an, einen Vertrag, der an meinem Theil fest bestehet, ungültig zu machen? — — Es wird sich alles zeigen; nur wollte ich bitten, mich ietzt ungestört zu lassen — — (wendet sich wieder an den Tisch.)

Valer. Was für ein Bezeigen! hat man jemals einem Frauenzimmer, auf dessen Besitz man Anspruch macht, so begegnet?

Damis. Und ist man jemals einem beschäftigten Gelehrten so überlästig gewesen? Diese verdrüßliche

Gesellschaft loß zu werden, muß ich nur selbst meine vier Wände verlassen. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Valer. Juliane.

Juliane. Und wir lachen ihm nicht nach?

Valer. Nein, Juliane; eine bessere Freude mag uns iezt erfüllen; und beynahe gehört eine Art von Grausamkeit dazu, sich über einen so kläglichen Thoren lustig zu machen. Wie soll ich Ihnen die Regungen meines Herzens beschreiben, iezt, da man ihm alle seine Glückseligkeit wieder gegeben hat? Ich beschwöre Sie, Juliane, wann Sie mich lieben, so verlassen Sie noch heute mit mir dieses gefährliche Haus. Setzen Sie Sich nicht länger der Ungestümigkeit eines veränderlichen Alten, der Raserey eines jungen Pedanten, und der Schwäche Ihrer eignen allzuzärtlichen Denkungsart aus. Sie sind mir in einem Tage genommen, und wieder gegeben worden; lassen Sie ihn den ersten und den letzten seyn, der so grausam mit uns spielen darf!

Juliane. Fassen Sie Sich, Valer. Wir wollen lieber nichts thun, was uns einige Vorwürfe von Chrysandern zuziehen könnte. Sie sehen, er ist auf dem besten Wege, und ich liebe ihn eben so sehr, als ich den Damis verachte. Durch das Mißtrauen, wodurch ich mich auf einmal seiner Vorsorge entzöge, würde ich ihm für seine Wohlthaten schlecht danken — —

Valer. Noch immer reden Sie von Wohlthaten? Ich werde nicht eher ruhig, als bis ich Sie von diesen gefährlichen Banden befreyet habe. Erlauben Sie mir, daß ich sie sogleich gänzlich vernichte, und dem alten Eigennützigen — —

Juliane. Nennen Sie ihn anders, Valer; er ist das nicht; und schon seine Veränderung zeigt es, daß Lisette falsch gehört, oder uns hintergangen hat. Zwar weiß ich nicht, wem ich diese Veränderung zuschreiben soll — — (nachsinnend.)

Valer. Warum auf einmal so in Gedanken? Die Ursache, die ihn bewogen hat, mag seyn, welche es will; ich weiß doch gewiß, daß es eine Fügung des Himmels ist.

Juliane. Des Himmels, oder Lisettens. Auf einmal fällt mir ein, was Sie mir von einem Briefe gesagt haben. Sollte wohl Lisettens allzugroße Dienstfertigkeit — —

Valer. Welche Einbildung, liebste Juliane! Sie weiß es ja, daß Ihre Tugend in diesen kleinen Betrug nicht willigen wollen.

Juliane. Gleichwohl, je mehr ich nachdenke —

Valer. Wann es nun auch wäre, wollten Sie denn deswegen — —

Juliane. Wann es nun auch wäre? wie?

Zehnter Auftritt.

Lisette. Valer. Juliane.

Juliane. Du kömmst als geruffen, Lisette.

Lisette. Nun? gehen meine Sachen nicht vortreflich? Wollen Sie es nicht unten mit anhören, wie sich Damis und Chrysander zanken? „ Du sollst sie nicht bekommen; ich muß sie bekommen; ich bin Vater; Sie haben mir sie versprochen: ich habe mich anders besonnen; ich aber nicht: so muß es noch geschehen; das ist unmöglich: unmöglich oder nicht: kurz ich geh nicht ab: ich will es ihnen aus Büchern beweisen, daß Sie mir Wort halten müssen; du kannst mit deinen Büchern an den Galgen gehen." — — Was wiederhohle ich viel ihre närrische Reden? Der Vater hat Recht; er handelt klug: er würde aber gewiß nicht so klug handeln, wenn Ich nicht vorher so klug gewesen wäre.

Juliane. Wie verstehst du das, Lisette?

Lisette. Ich lobe mich nicht gerne selbst. Kurz, meine liebe Mamsell, Ihr Schutzengel, der bin ich!

Juliane. Der bist du? und wie denn?

Lisette. Dadurch, daß ich einen Betrieger mit seiner Münze bezahlt habe. Der alte häßliche —

Juliane. Und also hast du Chrysandern betrogen?

Lisette. Ey, sagen Sie doch das nicht; einen Betrieger, betriegt man nicht, sondern den hintergeht man nur. Hintergangen hab ich ihn.

Valer. Und wie?

Lisette. Schlecht genug, daß Sie es schon wieder vergessen haben. Ich sollte meynen, erkenntlich zu seyn, brauche man ein besser Gedächtniß.

Ju-

Juliane. Du hast ihm also wohl gar den falschen Brief untergeschoben?

Lisette. Behüte Gott! ich habe ihn bloß durch einen erdichteten Brief auf andere Gedanken zu bringen gesucht; und das ist mir gelungen.

Juliane. Das hast du gethan? und ich sollte mein Glück einer Betriegerin zu danken haben? Es mag mir gehen, wie es will; Chrysander soll es den Augenblick erfahren — —

Lisette. Was soll denn das heissen? ist das mein Dank?

Valer. Besinnen Sie Sich, Juliane; verziehen Sie!

Juliane. Unmöglich, Valer; lassen Sie mich.

(Juliane geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Valer. Lisette.

Valer. Himmel, nun ist alles wieder aus!

Lisette. So mag sie es haben! Gift und Galle möchte ich speyen, so toll bin ich! Für meinen guten Willen mich eine Betriegerin zu heissen? Ich hofte, sie würde mir vor Freuden um den Hals fallen — — Wie wird der Alte auf mich losziehen! Er jagt mich und Sie zum Hause heraus. Was wollen Sie nun anfangen?

Valer. Ja was soll ich nun anfangen, Lisette?

Lisette. Ich glaube, Sie antworten mir mit meiner eignen Frage? Das ist bequem. Mein guter

 Rath

Rath hat ein Ende. Ich will mich bald wieder in so etwas mengen.

Valer. Zu was für einer ungelegnen Zeit kamst du aber auch, Lisette? Ich hatte dir es gesagt, daß Juliane in diesen Streich nicht willigen wollte. Hättest du nicht noch einige Zeit schweigen können?

Lisette. Konnte ich denn vermuthen, daß sie so übertrieben eigensinnig seyn würde? Sie können Sich leicht einbilden, wie es mit unser einer ist: ich hätte nicht wie viel nehmen, und es gegen sie länger verbergen wollen, wem sie ihr Glück zu danken habe. Die Freude ist schwatzhaft, und — Ach, ich möchte gleich — —

Zwölfter Auftritt.

Anton. Valer. Lisette.

Anton. (mit Briefen in der Hand.) Ha! ha! haltet ihr wieder Konferenz! Wenn es mein Herr wüßte, daß in seiner eignen Stube die schlimmsten Anschläge wider ihn geschmiedet werden, er würde dich, Lisette — — Aber, wie steht ihr denn da beysammen? Herr Valer scheint betrübt; du bist erhitzt, erhitzt, wie ein Zinshahn. Habt ihr euch geschlagen, oder habt ihr euch sonst eine Motion gemacht? Ey, ey, Lisette! höre — — (sachte zu Lisetten.) du hast dich doch der Ausstattung wegen mit ihm nicht überworfen? Hat er sein Wort etwa zurück gezogen? Das wäre ein verfluchter Streich. (laut.) Nein, nein, Herr Valer,

ler, was man verspricht, das muß man halten. Sie hat Ihnen redlich gedienet, und ich auch. Zum Henker! glauben Sie denn, daß es einmal einer ehrlichen Seele keine Gewissensbisse verursachen muß, wenn sie ihre Herrschaft für Null und Nichts betrogen hat? Ich lasse mich nicht vexiren; und meine Forderung wenigstens — — Hohl mich dieser und jener! ich nehm einen Advokaten an, einen rechten Bullenbeisser von einem Advokaten, der Ihnen gewiß so viel soll zu schaffen machen —

Lisette. Ach Narre, schweig!

Valer. Was will er denn? mit wem sprichst du denn?

Anton. Potz Stern! mit unserm Schuldmanne sprech ich. Das können Sie ja wohl am Tone hören.

Valer. Wer ist denn dein Schuldmann?

Anton. Kommt es nun da heraus, daß Sie die Schuld leugnen wollen? Hören Sie; mein Advokat bringt Sie zum Schwur — —

Valer. Lisette, weißt denn du, was er will?

Lisette. Der Schwärmer! ich brauchte ihn vorhin zu Ueberbringung des Briefes, und versprach ihm, wenn die Sache gut ausfallen sollte, eine Belohnung von Ihnen.

Valer. Weiter ist es nichts?

Anton. Ich dächte noch, das wäre genug. Und wie hält es denn mit Lisettens Ausstattung? Ich

muß mich um ihr Vermögen so gut als um das meinige bekümmern, weil es doch meine werden soll.

Valer. Seyd unbesorgt; wenn ich mein Glück mache, so will ich das eurige gewiß nicht vergessen.

Anton. Gesetzt aber, Sie machten es nicht? Und was versprochen ist, ist doch versprochen.

Valer. Auch alsdenn will ich euern Eifer nicht unbelohnt lassen.

Anton. Ach, das sind Komplimente, Komplimente!

Lisette. So hör einmal auf!

Anton. Bist du nicht eine Närrin; ich rede ja für dich mit.

Lisette. Es ist aber ganz unnöthig.

Anton. Unnöthig? habt ihr euch denn nicht gezankt.

Lisette. Warum nicht gar?

Anton. Hat er sein Versprechen nicht zurückgezogen?

Lisette. Nein doch.

Anton. O so verzeihen Sie mir, Herr Valer. Die Galle kann einem ehrlichen Manne leicht überlauffen. Ich bin ein wenig hitzig, zumal in Geldsachen. Fürchten Sie Sich für den Advokaten nur nicht. — —

Valer. Und ich kann in einer so marternden Ungewißheit hier noch verziehen? Ich muß sie sprechen; vielleicht hat sie es noch nicht gethan — —

Lisette. Hat sie es aber gethan, so kommen Sie dem Alten ja nicht zu nahe!

Valer.

Valer. Ich habe von dem ganzen Handel nichts gewußt.

Lisette. Desto schlimmer alsdenn für mich. Gehen Sie nur.

Dreyzehnter Auftritt.

Anton. Lisette.

Anton. Desto schlimmer für dich? Was ist denn desto schlimmer für dich? Warum soll er denn dem Alten nicht zu nahe kommen? Was habt ihr denn wieder?

Lisette. Je, der verfluchte Brief!

Anton. Was für einen Brief?

Lisette. Den ich dir vorhin gab.

Anton. Was ist denn mit dem?

Lisette. Es ist alles umsonst; meine Mühe ist vergebens.

Anton. Wie denn so? so war ich lebe, ich habe ihn richtig bestellt. Mache keine Possen, und schiebe die Schuld etwa auf mich;

Lisette. Richtig übergeben ist er wohl; er that auch schon seine Wirkung. Aber Juliane hat uns selbst einen Strich durch die Rechnung gemacht. Sie will es durchaus entdecken, daß es ein falscher Brief gewesen sey, und hat es vielleicht auch schon gethan.

Anton. Was zum Henker, Sie selbst? Da werden wir ankommen! Siehst du; nun ist der Sperling und die Taube weg. Und was das schlimmste ist;

da ich die Taube habe fangen wollen, so bin ich darüber mit der Nase ins Weiche gefallen. Oder deutlicher, und ohne Gleichniß mit dir zu reden: die versprochene Belohnung bey dem Alten hab ich verlohren, die eingebildete bey Valeren entgeht mir auch, und aller Profit, den ich dabey machen werde, ist, nebst einem gnädigen Rübbenstosse, ein Pak dich zum Teufel! — — Will Sie mich alsdenn noch, Jungfer Lisette? — — O, Sie muß mich. Ich will Sie die Leute lehren unglücklich machen — —

Lisette. Es wird mir gewiß besser gehen? Wir wandern mit einander, und wenn wir nur einmal ein Paar sind, so magst du sehen, wie du mich ernehrest.

Anton. Ich dich ernehren? bey der theuren Zeit? Wenn ich noch könnte mit dir herum ziehen, wie der mit dem großen Thiere, daß sein Horn auf der Nase hat.

Lisette. Sorge nicht, in ein Thier mit einem Horne will ich dich bald verwandeln. Es wird alsdenn doch wohl einerley seyn, ob du mit mir, oder ich mit dir herum ziehe.

Anton. Nu wahrhaftig, mit dir weiß man doch noch, woran man ist. — — Aber, damit wir nicht eins ins andre reden, wo ist denn nun mein Herr? Da sind endlich seine verdammten Briefe!

Lisette. Siehst du ihn?

Anton. Nein; aber wo mir recht ist; ietzt hör ich ihn.

Lisette. Laß ihn nur kommen; toll will ihn noch machen, zu guter letzt.

Vierzehnter Auftritt.

Anton. Lisette. Damis.

(kömmt ganz tiefsinnig; Lisette schleicht hinter ihm her, und macht seine Grimassen nach.)

Anton. Halt! ich will ihn noch ein wenig zappeln lassen, und ihm die Briefe nicht gleich geben. (steckt sie ein.) Wie so tiefsinnig, Herr Damis? was steckt Ihnen wieder im Kopfe?

Damis. Halt dein Maul!

Anton. Kurz geantwortet! Aber soll sich denn ein Bedienter nicht um seinen Herrn bekümmern? Es wäre doch ganz billig, wann ich auch wüßte, worauf Sie dächten. Eine blinde Henne findet auch manchmal ein Körnchen, und vielleicht könnte ich Ihnen — —

Damis. Schweig!

Anton. Die Antwort war noch kürzer. Wann sie Stuffenweise so abnimmt, so will ich einmal sehen, was übrig bleiben wird. — Was zählen Sie denn an den Fingern? Was hat Ihnen denn der arme Nagel gethan, daß Sie ihn so zerbeissen (er wird Lisetten gewahr.) -- — Und, zum Henker, was ist denn das für ein Affe? Kömmst du von Sinnen?

Lisette. Halt dein Maul!

Anton. Um des Himmels willen geh! Wann

mein Herr aus seinem Schlafe erwacht, und dich sieht — —

Lisette. Schweig!

Anton. Willst du mich oder meinen Herrn zum besten haben? So sehen Sie doch einmal hinter Sich, Herr Damis!

Damis. (geht einigemal tiefsinnig auf und nieder; Lisette in gleichen Stellungen hinter ihm her; und wann er sich umwendet, schleicht sie sich hurtig herum, daß er sie nicht gewahr wird.)

Meiner Hochzeitfackel Brand
Sey von mir iezt selbst gesungen?

Anton. Ho! ho! Sie machen Verse? Komm, Lisette, nun müssen wir ihn allein lassen. Bey solcher Gelegenheit hat er mich selbst schon, mehr als einmal, aus der Stube gestoßen. Komm nur; er rufft uns gewiß selbst wieder, sobald er fertig ist, und vielleicht das ganze Haus dazu.

Lisette. (indem sich Damis umwendet, bleibt sie starr vor ihm stehen, und nimmt seinen Ton an.)

Meiner Hochzeitfackel Brand
Sey von mir iezt selbst gesungen?

(Damis thut als ob er sie nicht gewahr würde, und stößt auf sie.)

Damis. Was ist das?

Lisette. Was ist das? (beyde als ob sie zu sich selbst kämen.)

Damis. Unwissender, niederträchtiger Kerl! habe ich dir oft nicht genug gesagt, keine Seele in mei-

ne Stube zu lassen, als aufs höchste meinen Vater? Was will denn die hier?

Lisette. Unwissender, niederträchtiger Kerl! hast du mir es nicht oft genug gesagt, daß ich mich aus der Stube fortmachen soll? Kannst du dir denn aber nicht einbilden, daß die, welche im Kabinette hat seyn dürfen, auch Erlaubniß haben werde, in der Stube zu seyn? Unwissender, niederträchtiger Kerl!

Anton. Wem soll ich nun antworten?

Damis. Gleich stoße sie zur Stube hinaus!

Anton. Stoßen? mit Gewalt?

Damis. Wenn sie nicht in gutem gehen will —

Anton. Lisette, geh immer in gutem — —

Lisette. Sobald es mir gelegen seyn wird.

Damis. Stoß sie heraus, sag ich!

Anton. Komm Lisette, gieb mir die Hand; ich will dich ganz ehrbar heraus führen.

Lisette. Grobian, wer wird denn ein Frauenzimmer mit der bloßen Hand führen wollen?

Anton. O ich weiß auch zu leben! — In Ermangelung eines Handschuhs also — (er nimmt den Zipfel von der Weste.) — werde ich die Ehre haben — —

Damis. Ich seh wohl, ich soll mich selbst über sie machen — — (geht auf sie los.)

Lisette. Ha! ha! ha! so weit wollte ich Sie nur gern bringen. Adjeu!

Funf-

Funfzehnter Auftritt.

Anton. Damis.

Damis. Nun sind alle Gedanken wieder fort! Das Feuer ist verraucht; die Einbildungskraft ist zerstreut. Der Gott, der uns begeistern muß, hat mich verlassen — Verdammte Kreatur! was für Verdruß hat sie mir heute nicht schon gemacht! wie spöttisch ist sie mit mir umgegangen! Himmel! in meiner Tiefsinnigkeit mir alles so lächerlich nachzuäffen.

Anton. Sie sahen es ja aber nicht.

Damis. Ich sah es nicht?

Anton. Ja? ists möglich? und Sie stellten Sich nur so?

Damis. Schweig, Idiote! — — Ich will sehen, ob ich mich wieder in die Entzückung setzen kann — —

Anton. Thun Sie das lieber nicht; die Verse können unmöglich gerathen, wobey man so finster aussieht. — Darf man aber nicht wissen, was es werden wird? ein Abendlied, oder ein Morgenlied?

Damis. Dummkopf!

Anton. Ein Bußlied?

Damis. Einfaltspinsel!

Anton. Ein Tischlied? auch nicht? — — Ein Sterbelied werden Sie doch nicht machen? So wahr ich ehrlich bin, wenn ich auch noch so ein großer Poet wäre, das bliebe von mir ungemacht. Sterben ist

der abgeschmackteste Streich, den man sich selbst spielt. Er verdient nicht einen Vers, geschweige ein Lied.

Damis. Ich muß Mitleiden mit deiner Unwissenheit haben. Du kennst keine andre Arten von Gedichten, als die du im Gesangbuche gefunden hast.

Anton. Es wird gewiß noch andre geben? So lassen Sie doch hören, was Sie machen.

Damis. Ich mache — — ein Epithalamium — —

Anton. Ein Epithalamium? Potz Stern, das ist ein schwer Ding! Damit können Sie wirklich zu rechte kommen? Da gehört Kunst dazu — — Aber, Herr Damis, im Vertrauen, was ist denn das ein Epith — pitha — thlamium?

Damis. Wie kannst du es denn schwer nennen, wenn du noch nicht weißt, was es ist?

Anton. Ey nun, das Wort ist ja schon schwer genug. Sagen Sie mir nur ein wenig mit einem andern Namen, was es ist.

Damis. Ein Epithalamium ist ein Thalassio.

Anton. So, so! nun versteh ichs: ein Epithalamium ist ein — — wie hieß es? —

Damis. Thalassio.

Anton. Ein Thalassio; und das können Sie machen? Wenigstens werden Sie viel Zeit dazu brauchen. — — Aber, hören Sie doch, wenn mich nun jemand fragt, was ein Thalassio ist, was muß ich ihm wohl antworten?

Damis. Auch das weißt du nicht, was ein Thalaſſio iſt?

Anton. Ich für mein Theil weiß es wohl. Ein Thalaſſio iſt ein — — wie hieß das vorige Wort?

Damis Epithalamium.

Anton. Iſt ein Epithalamium. Und ein Epithalamium iſt ein Thalaſſio. Nicht wahr, ich habe es gut behalten? Aber das möchte nur andern Leuten nicht deutlich ſeyn, welche beide Worte nicht verſtehen.

Damis. Je nun, ſo ſage ihnen, Thalaſſio ſey ein Hymenaeus.

Anton. Zum Henker! das heißt Leute vexiren. Ein Epithalamium iſt ein Thalaſſio, und ein Thalaſſio iſt ein Hymenaeus. Und ſo umgekehrt, ein Hym — — Hym — — Die Namen mag ſonſt einer merken!

Damis. Recht! recht! ich ſehe doch, daß du anfängſt einen Begriff von Sachen zu bekommen.

Anton. Ich einen Begriff hiervon? ſo wahr ich ehrlich bin! Sie irren ſich. Der Kobold müßte mirs eingeblaſen haben, wenn ich wüßte, was die kauderwelſchen Worte heißen ſollen. Sagen Sie mir doch ihren deutſchen Namen; oder haben ſie keinen?

Damis. Sie haben zwar einen, allein er iſt lange nicht von der Annehmlichkeit und dem Nachdrucke der griechiſchen oder lateiniſchen. Sage einmal ſelbſt, ob ein **Hochzeitgedichte** nicht viel kahler klingt,

als ein Epithalamium, ein Hymenaeus, ein Thalassio.

Anton. Mir nicht; wahrhaftig mir nicht! denn jenes versteh ich, und dieses nicht. Ein Hochzeitgedichte haben Sie also machen wollen? Warum sagten Sie das nicht gleich? —— O! in Hochzeitgedichten habe ich eine Belesenheit, die erstaunend ist. Ich muß Ihnen nur sagen, wie ich dazu gekommen bin. Mein weyland seliger Vater hatte einen Vetter — und gewisser Maassen war es also auch mein Vetter ——

Damis. Was wird das für ein Gewäsche werden?

Anton. Sie wollen es nicht abwarten? Gut! der Schade ist Ihre. —— Weiter also: Verse auf eine Hochzeit wollten Sie machen? aber auf was denn für eine?

Damis Welche Frage! auf meine eigne.

Anton. Sie heyrathen also Julianen noch? Der Alte will es ja nicht? ——

Damis. Ah der!

Anton. Es ist schon wahr; was hat sich ein Sohn um den Vater zu bekümmern? Aber sagen Sie mir doch: schickt es sich denn, daß man auf seine eigne Hochzeit Verse macht?

Damis. Gewöhnlich ist es freylich nicht; aber desto besser! Geister, wie ich, lieben das Besondre.

Anton. (bey Seite) St! iezt will ich ihm einen Streich spielen! — (laut.) Hören Sie nur, Herr Damis,

Damis, ich werde es selbst gern sehen, wenn Sie Julianen heyrathen.

Damis. Wie so?

Anton. Ich weiß nicht, ob ich mich unterstehen darf, es Ihnen zu sagen. Ich habe — — ich habe selbst — —

Damis. Nur heraus mit der Sprache!

Anton. Ich habe selbst versucht, Verse auf Ihre Hochzeit zu machen, und deswegen wollte ich nun nicht gern, daß meine Mühe verlohren wäre.

Damis. Das wird etwas schönes seyn!

Anton. Freylich! denn das ist mein Fehler; ich mache entweder etwas rechtes, oder gar nichts.

Damis. Gieb doch her! vielleicht kann ich deine Reime verbessern, daß sie alsdenn mir und dir Ehre machen.

Anton. Hören Sie nur, ich will sie Ihnen vorlesen. (er sucht einen Zettel aus der Tasche.) Ganz bin ich noch nicht fertig, muß ich Ihnen sagen. Der Anfang aber, aus dem auch allenfalls das Ende werden kann, klingt so —— Rücken Sie mir doch das Licht ein wenig näher! — —

Du, o edle Fertigkeit,
Zu den vorgesetzten Zwecken
Tüchtge Mittel — —

Damis. Halt! du bist ein elender Stümper! Ha! ha! ha! Das du o steht ganz vergebens. Edle Fertigkeit sagt nichts weniger, und Du, o edle

Fer=

Fertigkeit nichts mehr. Deleatur ergo du o! Damit aber nicht zwey Sylben fehlen, so verstärke das Beywort edel, nach der Art der Griechen, und sage überedel. Ich weiß zwar wohl, überedel ist ein neues Wort; aber ich weiß auch, daß neue Wörter dasjenige sind, was Poesie am meisten von der Prose unterscheiden muß. Solche Vorteilchen merke dir! Du mußt dich durchaus bestreben, etwas unerhörtes, etwas ungesagtes zu sagen. Verstehst du mich, dummer Teufel?

Anton. Ich will es hoffen.

Damis. Also heißt dein erster Vers

Ueberedle Fertigkeit ꝛc.

Nun lies weiter!

Anton. Zu den vorgesetzten Zwecken
Tüchtge Mittel zu entdecken,
Und sich dann zur rechten Zeit,
Ihrer Kräfte zu bedienen,
Wirst, so lange bis die Welt
In ihr erstes Cha-Cha-Chaos fällt,
Wie die Pappelbäume grünen.

Aber, Herr Damis, können Sie mir nicht sagen, was ich hier muß gedacht haben? Verflucht! das ist schön; ich verstehe mich selbst nicht mehr. Das erste Cha — Chaos; — ich dächte ich hätte das Wort noch nie in meinen Mund genommen, so fürchterlich klingt es mir.

Damis. Zeige doch — —

Anton. Warten Sie, warten Sie! ich will es Ihnen noch einmal vorlesen.

Damis. Nein, nein; weise mir nur den Zettel her.

Anton. Sie können es unmöglich lesen. Ich habe gar zu schlecht geschrieben; kein Buchstabe steht gerade; sie hocken einer auf den andern, als ob sie Junge hecken wollten.

Damis. O so gieb her!

Anton. (giebt ihm den Zettel mit Zittern.) Zum Henker, es ist seine eigne Hand!

Damis. (betrachtet ihn einige Zeit) Was soll das heissen? (steht zornig auf.) Verfluchter Verräther, wo hast du dieses Blatt her?

Anton. Nicht so zornig; nicht so zornig!

Damis. Wo hast du es her?

Anton. Wollen Sie mich denn erwürgen?

Damis. Wo hast du das Blatt her, frag ich?

Anton. Lassen Sie nur erst nach.

Damis. Gesteh!

Anton. Aus — — aus Ihrer — Westentasche.

Damis. Ungelehrte Bestie! ist das deine Treue? Das ist ein Diebstahl; ein Plagium.

Anton. Zum Henker! des Quarks wegen mich zu einem Diebe zu machen?

Damis. Des Quarks wegen? was? den Anfang eines philosophischen Lehrgedichts einen Quark zu nennen?

Anton. Sie sagten ja selbst, es tauge nichts.

Damis. Ja, in so fern es ein Hochzeitkarmen vorstellen sollte, und du der Verfasser davon wärest. Gleich schaffe die andern Manuscripte, die du mir sonst entwandt hast, auch herbey! Soll ich meine Arbeit in fremden Händen sehen? Soll ich zugeben, daß sich eine häßliche Dohle mit meinen prächtigen Pfauenpfedern ausschmücke? Mach bald! oder ich werde andre Maaßregeln ergreifen.

Anton. Was wollen Sie denn? Ich habe nicht einen Buchstaben mehr von Ihnen.

Damis. Gleich wende alle Taschen um!

Anton. Warum auch nicht? Wenn ich sie umwende, so fällt ja alles heraus, was ich darinn habe.

Damis Mach, und erzürne mich nicht!

Anton. Ich will ein Schelm seyn, wenn Sie nur ein Stäubchen Papier bey mir finden. Damit Sie aber doch ihren Willen haben; — hier ist die eine; da ist die andre — — Was sehen Sie? — Da ist die dritte; die ist auch leer. — Nun kömmt die vierdte — (indem er sie umwendet, fallen die Briefe heraus.) — — Zum Henker, die verfluchten Briefe! die hatte ich ganz vergessen — (er will sie geschwind wieder aufheben.)

Damis. Gieb her, gieb her! was fiel da heraus? Ganz gewiß wird es wieder etwas von mir seyn.

Anton. So wahr ich lebe, es ist nichts von Ihnen. An Sie könnte es eher noch etwas seyn.

Damis. Halte mich nicht auf; ich habe mehr zu thun.

Anton. Halten Sie mich nur nicht auf. Sie wissen ja, daß ich nun bald wieder auf die Post gehen muß. Ich weiß, es sind Briefe da.

Damis. Nun so geh, so geh! Aber durchaus zeige mir erst, was du so eilfertig aufhobst. Ich muß es sehen.

Anton. Zum Henker! wenn das ist, so brauche ich nicht auf die Post zu gehen.

Damis. Wie so?

Anton. Nu, nu! da haben Sie es. Ich will hurtig gehen. (er giebt ihm den Brief, und will fortlauffen.)

Damis. (indem er ihn besieht.) Je, Anton, Anton! das ist ja eben der Brief aus Berlin, welchen ich erwarte. Ich kenn ihn an der Aufschrift.

Anton. Es kann wohl seyn, daß er es ist. Aber, Herr Damis, werden Sie nur — — nur nicht ungehalten. Ich hatte es, bey meiner armen Seele! ganz vergessen —

Damis. Was hast du denn vergessen?

Anton. Daß ich den Brief, beynahe schon eine halbe Stunde! in der Tasche trage. Mit dem verdammten Plaudern! —

Damis. Weil er nun da ist, so will ich dir den dummen Streich verzeihen. — Aber, allerliebster Anton, was müssen hierinn für unvergleichliche, für unschätzbare Nachrichten stehen! Wie wird sich mein

Vater

Vater freuen! Was für Ehre, was für Lobsprüche! — — O Anton! — — ich will dir ihn gleich vorlesen — — (bricht ihn hastig auf.)

Anton. Nur sachte, sonst zerreissen Sie ihn gar. Nun da! sagte ichs nicht?

Damis. Es schadet nichts; er wird doch noch zu lesen seyn. — — Vor allen Dingen muß ich dir sagen, was er betrift. Du weißt, oder vielmehr du weißt nicht, daß die Preußische Akademie auf die beste Untersuchung der Lehre von den Monaden, einen Preis gesetzt hat. Es kam mir noch ganz spät ein, unsern Philosophen diesen Preis vor dem Maule wegzufangen. Ich machte mich also geschwind darüber, und schrieb eine Abhandlung, die noch gleich zur rechten Zeit muß gekommen seyn. — Eine Abhandlung, Anton, — — ich weiß selbst nicht, wo ich sie hergenommen habe, so gelehrt ist sie. Nun hat die Akademie, vor acht Tagen, ihr Urtheil über die eingeschickten Schriften bekannt gemacht, welches nothwendig zu meiner Ehre muß ausgefallen seyn. Ich, ich muß den Preis haben, und kein andrer. Ich habe es einem von meinen Freunden daselbst heilig eingebunden, mir sogleich Nachricht davon zu geben. Hier ist sie; nun höre zu.

„ Mein Herr,

„ Wie nahe können Sie einem Freunde das
„ Antworten legen! Sie drohen mir mit dem

„ Verluste Ihrer Liebe, wenn Sie nicht von
„ mir die erste Nachricht erhielten, ob Sie,
„ oder ein andrer den akademischen Preis da-
„ von getragen hätten. Ich muß Ihnen also
„ in aller Eil melden, daß Sie ihn nicht —
„ — (stotternd.) bekommen haben, und auch —
„ — (immer furchtsamer) nicht haben — — be-
„ kommen können. — —

Was? ich nicht? und wer denn? und warum denn nicht? —

„ Erlauben Sie mir aber, daß, ich als ein
„ Freund, mit Ihnen reden darf.

So rede, Verräther!

„ Ich habe Ihnen unmöglich den schlimmen
„ Dienst erweisen können, Ihre Abhandlung zu
„ übergeben. — —

Du hast sie also nicht übergeben, Treuloser? Himmel, was für ein Donnerschlag! — So soll mich deine Nachläßigkeit, unwürdiger Freund, um die verdienteste Belohnung bringen? Wie wird er sich entschuldigen, der Nichtswürdige?

„ Wenn ich es frey gestehen soll, so scheinen
„ Sie etwas ganz anders gethan zu haben, als
„ die Akademie verlangt hat. Sie wollte nicht
„ untersucht wissen, was das Wort Monas
„ grammatikalisch bedeute? wer es zuerst ge-
„ braucht habe? was es bey dem Xenokrates
„ anzeige? ob die Monaden des Pythagoras

„ die

„ die Atomi des Moschus gewesen? rc. Was ist „ ihr an diesen kritischen Kleinigkeiten gelegen, „ und besonders alsdann, wann die Hauptsache „ dabey aus den Augen gesetzt wird? Wie leicht „ hätte man Ihren Namen muthmaßen kön- „ nen, und Sie würden vielleicht Spöttereyen „ seyn ausgesetzt worden, dergleichen ich nur „ vor wenig Tagen in einer gelehrten Zeitung „ über Sie gefunden habe. —

Was lese ich?. kann ich meinen Augen trauen? Ah verfluchtes Papier! verfluchte Hand, die dich schrieb! (wirft den Brief auf die Erde, und tritt mit den Füssen darauf.)

Anton. Der arme Brief! man muß ihn doch vollends auslesen! (hebt ihn auf.) Das beste kömmt vielleicht noch, Herr Damis. Wo blieben Sie? Da, da! hören Sie nur!

„ gelehrten Zeitung gefunden habe. — — „ Man nennt Sie ein junges Gelehrtchen, „ welches überall gern glänzen möchte, und „ dessen Schreibesucht —

Damis. (reißt ihm den Brief aus der Hand.) Verdammter Korrespondent! — Das ist der Lohn, den dein Brief verdient! (er zerreißt ihn.) Du zerreissest mein Herz, und ich zerreisse deine unverschämte Neuigkeiten. Wollte Gott, daß ich ein gleiches mit deinem Eingeweide thun könnte! Aber — (zu Anton.) du nichtswürdige, unwissende Bestie! An alle dem bist du Schuld!

Anton. Ich, Herr Damis?

Damis. Ja du! wie lange hast du nicht den Brief in der Tasche behalten?

Anton. Herr, meine Tasche kann weder schreiben noch lesen; wenn Sie etwa denken, daß ihn die anders gemacht hat —

Damis. Schweig! und solche Beschimpfungen kann ich überleben? — — O ihr dummen Deutschen! ja freylich, solche Werke, als die meinigen sind, gehörig zu schätzen, dazu werden andre Genies erfordert! Ihr werdet ewig in eurer barbarischen Finsterniß bleiben, und ein Spott eurer witzigen Nachbarn seyn! — Ich aber will mich an euch rächen, und von nun an aufhören, ein Deutscher zu heißen. Ich will mein undankbares Vaterland verlassen. Vater, Anverwandte und Freunde, alle alle verdienen es nicht, daß ich sie länger kenne, weil sie Deutsche sind; weil sie aus dem Volke sind, das ihre größten Geister mit Gewalt von sich ausstößt. Ich weiß gewiß, Frankreich und Engeland werden meine Verdienste erkennen —

Anton. Herr Damis, Herr Damis, Sie fangen an zu rasen. Ich bin nicht sicher bey Ihnen; ich werde jemand ruffen müssen.

Damis. Sie werden es schon empfinden, die dummen Deutschen, was sie an mir verlohren haben! Morgen will ich Anstalt machen, dieses unselige Land zu verlassen — —

Sechzehn=

Sechzehnter Auftritt.

Chrysander. Damis. Anton.

Anton. Gott sey Dank, daß jemand kömmt!

Chrys. Das verzweifelte Mädel, die Lisette! Und (zu Anton.) du, du Spitzbube! du sollst dein Briefträgerlohn auch bekommen. Mich so zu hintergehen? schon gut! — — Mein Sohn, ich habe mich besonnen; du hast Recht; ich kann dir Julianen nun nicht wiedernehmen. Du sollst sie behalten.

Damis. Schon wieder Juliane? Jetzt da ich ganz andre Dinge zu beschliessen habe — — Hören Sie nur auf damit; ich mag sie nicht.

Chrys. Es würde unrecht seyn, wenn ich dir länger widerstehen wollte. Ich lasse jedem seine Freyheit; und ich sehe wohl, Juliane gefällt dir —

Damis. Mir? eine dumme Deutsche?

Chrys. Sie ist ein hübsches, tugendhaftes, aufrichtiges Mädchen; sie wird dir tausend Vergnügen machen.

Damis. Sie mögen sie loben oder schelten; mir gilt alles gleich. Ich weiß mich nach Ihren Willen zu richten, und dieser ist, nicht an sie zu gedenken.

Chrys. Nein, nein; du sollst dich über meine Härte nicht beklagen dürfen.

Damis. Und Sie Sich noch weniger über meinen Ungehorsam.

Chrys. Ich will dir zeigen, daß du einen gütigen

Vater hast, der sich mehr nach deinem, als nach seinem eignen Willen richtet.

Damis. Und ich will Ihnen zeigen, daß Sie einen Sohn haben, der Ihnen in allen die schuldige Unterthänigkeit leistet.

Chrys. Ja, ja; nimm Julianen! Ich gebe dir meinen Seegen.

Damis. Nein, nein; ich werde Sie nicht so erzürnen. — —

Chrys. Aber was soll denn das Widersprechen? Dadurch erzürnst du mich!

Damis. Ich will doch nicht glauben, daß Sie Sich im Ernste schon zum drittenmal anders besonnen haben?

Chrys. Und warum das nicht?

Damis. O, dem sey nun, wie ihm wolle! Ich habe mich gleichfalls geändert, und fest entschlossen, ganz und gar nicht zu heyrathen. Ich muß auf Reisen gehen, und ich werde mich, je eher je lieber, davon machen.

Chrys. Was? du willst ohne meine Erlaubniß in die Welt lauffen?

Anton. Das geht lustig! Der dritte Mann fehlt noch, und den will ich gleich hohlen. Damis will Julianen nicht, vielleicht fischt sie Valer. (geht ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Chrysander. Damis.

Damis. Ja, ja; in zweymal vier und zwanzig Stunden, muß ich schon unter Wegens seyn.

Chrys. Aber was ist dir denn in den Kopf gekommen?

Damis. Ich bin es längst überdrüßig gewesen, länger in Deutschland zu bleiben; in diesem nordischen Sitze der Grobheit und Dummheit; wo es alle Elemente verwehren, klug zu seyn; wo kaum alle hundert Jahr ein Geist meines gleichen gebohren wird — —

Chrys. Hast du vergessen, daß Deutschland dein Vaterland ist?

Damis. Was Vaterland?

Chrys. Du Bösewicht, sprich doch lieber gar: was Vater! Aber ich will dir es zeigen: du mußt Julianen nehmen; du hast ihr dein Wort gegeben, und sie dir das ihrige.

Damis. Sie hat das ihrige zurückgenommen, wie ich ietzt das meinige; also —

Chrys. Also! — also! — Kurz von der Sache zu reden, glaubst du, daß ich vermögend bin, dich zu enterben, wann du mir nicht folgest?

Damis. Thun Sie, was Sie wollen. Nur, wann ich bitten darf, lassen Sie mich ietzt allein. Ich muß vor meiner Abreise noch zwey Schriften zu Stande bringen, die ich meinen Landsleuten, aus Barmherzigkeit, noch zurücklassen will. Ich bitte nochmals, lassen Sie mich — —

Chrys. Willst du mich nicht lieber gar zur Thür hinausstoßen?

Achtzehnter Auftritt.

Valer. Anton. Chrysander. Damis.

Valer. Wie, Damis? ist es wahr, daß Sie wieder zu Sich selbst gekommen sind? — daß Sie von Julianen abstehen?

Chrys. Ach, Herr Valer, Sie könnten mir nicht ungelegener kommen. Bestärken Sie ihn fein in seinem Trotze. So? Sie verdienten es wohl, daß ich

mich nach Ihrem Wunsche bequemte? Mich auf eine so gottlose Art hintergehen zu wollen? — Mein Sohn, widersprich mir nicht länger, oder — —

Damis. Ihre Drohungen sind umsonst. Ich muß mich fremden Ländern zeigen, die sowohl ein Recht auf mich haben, als das Vaterland. Und Sie verlangen doch nicht, daß ich eine Frau mit herumführen soll?

Valer. Damis hat Recht, daß er auf das Reisen dringt. Nichts kann ihm, in seinen Umständen, nützlicher seyn. Lassen Sie ihm seinen Willen, und mir lassen Sie Julianen, die Sie mir so heilig versprochen haben.

Chrys. Was versprochen? Betriegern braucht man sein Wort nicht zu halten.

Valer. Ich habe es Ihnen schon beschworen, daß einzig und allein Lisette diesen Betrug hat spielen wollen, ohne die wir von dem Dokumente gar nichts wissen würden — — Wie glücklich, wann es nie zum Vorschein gekommen wäre! Es ist das grausamste Glück, das Julianen hat treffen können. Wie gern würde sie es aufopfern, wenn sie dadurch die Freyheit über ihr Herz erhalten könnte.

Chrys. Aufopfern? Herr Valer, bedenken Sie, was das sagen will. Wir Handelsleute fassen einander gern bey dem Worte.

Valer. O, thun Sie es auch hier! Mit Freuden tritt Ihnen Juliane das Dokument ab. Fangen Sie den Proceß an, wenn Sie wollen; der Vortheil davon soll ganz Ihnen gehören. Juliane hält dieses für das kleinste Zeichen ihrer Dankbarkeit. Sie glaubt Ihnen noch weit mehr schuldig zu seyn. —

Chrys. Nu, nu, sie ist mir immer ganz erkenntlich vorgekommen. — — Aber was würden Sie denn, Valer, als ihr künftiger Mann, zu dieser Dankbarkeit sagen?

Valer. Denken Sie besser von mir. Ich habe

Julianen geliebt, da Sie zu nichts Hoffnung hatte. Ich liebe Sie auch noch, ohne die geringste eigennützige Absicht. Und ich bitte Sie: was schenkt man denn einem ehrlichen Manne, wenn man ihm einen schweren Proceß schenkt?

Chrys. Valer, ist das Ihr Ernst?

Valer. Fordern Sie noch mehr, als das Dokument; mein halbes Vermögen ist Ihre.

Chrys. Da sey Gott vor, daß ich von Ihrem Vermögen einen Heller haben wollte! Sie müssen mich nicht für so eigennützig ansehen. — Wir sind gute Freunde, und es bleibt bey dem alten: Juliane ist Ihre! Und wenn das Dokument meine soll; so ist sie um so vielmehr Ihre.

Valer. Kommen Sie, Herr Chrysander, bekräftigen Sie ihr dieses selbst! Wie angenenehm wird es ihr seyn, uns beide vergnügt machen zu können.

Chrys. Wenn das ist, Damis; so kannst du meinetwegen noch heute die Nacht fortreisen. Ich will Gott danken, wenn ich dich Narren wieder aus dem Hause los bin.

Damis. Gehen Sie doch nur, und lassen Sie mich allein.

Valer. Damis, und endlich muß ich Ihnen doch noch mein Glück verdanken? Ich thue es mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit, ob ich schon weiß, daß ich die Ursache Ihrer Veränderung nicht bin.

Damis. Aber die wahre Ursache? — (zu Anton.) Verfluchter Kerl, hast du dein Maul nicht halten können? — Gehen Sie nur, Valer —

(indem Chrysander und Valer abgehen wollen, hält Anton Valern zurück.)

Anton. (sachte.) Nicht so geschwind! Wie steht es mit Lisettens Ausstattung, Herr Valer? und mit — —

Valer. Seyd ohne Sorgen; ich werde mehr halten, als ich versprochen habe.

Anton. Juchhe! nun war die Taube gefangen.

Letzter Auftritt.

Damis. (an seinem Tische.) Anton.

Anton. Noch ein Wort, Herr Damis, habe ich mit Ihnen zu reden.

Damis. Und? — —

Anton. Sie wollen auf Reisen gehen? —

Damis. Zur Sache! es ist schon mehr, als ein Wort.

Anton. Je nun! meinen Abschied.

Damis. Deinen Abschied? Du denkst vielleicht, daß ich dich, ungelehrten Esel, mit nehmen würde?

Anton. Nicht? und ich habe also meinen Abschied? Gott sey Dank! empfangen Sie nun auch den Ihrigen, welcher in einer kleinen Lehre bestehen soll. Ich habe Ihre Thorheiten nun, länger als drey Jahr, angesehen, und selber alber genug dabey gethan, weil ich weiß, daß ein Bedienter, wenn sein Herr auch noch so närrisch ist — —

Damis. Unverschämter Idiote, wirst du mir aus den Augen gehen?

Anton. Je nun! wem nicht zu rathen steht, dem steht auch nicht zu helfen. Bleiben Sie Zeitlebens der gelehrte Herr Damis! (Gehet ab.)

Damis. Geh, sag ich, oder! — —

(Er wirft ihm sein Buch nach, und das Theater fällt zu.)

Ende des jungen Gelehrten.

Die

Die Juden.

Ein Lustspiel in einem Aufzuge,

Verfertiget im Jahr 1749.

Personen.

Michel Stich.

Martin Krumm.

Ein Reisender.

Christoph, dessen Bedienter.

Der Baron.

Ein junges Fräulein, dessen Tochter.

Lisette.

Erster Auftritt.

Michel Stich. Martin Krumm.

Mart. Krumm.

Du dummer Michel Stich!

Mich. St. Du dummer Martin Krumm!

Mart. Kr. Wir wollens nur gestehen, wir sind beide erzdumm gewesen. Es wäre ja auf einen nicht angekommen, den wir mehr todt geschlagen hätten!

Mich. St. Wie hätten wir es aber klüger können anfangen? Waren wir nicht gut vermummt? war nicht der Kutscher auf unsrer Seite? konnten wir was dafür, daß uns das Glück so einen Querstrich machte? Hab ichs doch viel hundertmal gesagt: das verdammte Glücke! ohne das kann man nicht einmal ein guter Spitzbube seyn.

Mart. Kr. Je nu, wenn ichs beym Lichte besehe, so sind wir kaum dadurch auf ein Paar Tage länger dem Stricke entgangen.

Mich. St. Ah, es hat sich was mit dem Stricke! Wenn alle Diebe gehangen würden, die Galgen müßten dichter stehn. Man sieht ja kaum aller zwey Meilen einen; und wo auch einer steht, steht er meist

leer. Ich glaube, die Herren Richter werden, aus Höflichkeit, die Dinger gar eingehen lassen. Zu was sind sie auch nütze? Zu nichts, als aufs höchste, daß unser einer, wenn er vorbey geht, die Augen zublinzt.

Mart. Kr. O! das thu ich nicht einmal. Mein Vater und mein Großvater sind daran gestorben, was will ichs besser verlangen? Ich schäme mich meiner Eltern nicht.

Mich. St. Aber die ehrlichen Leute werden sich deiner schämen. Du hast noch lange nicht so viel gethan, daß man dich für ihren rechten und ächten Sohn halten kann.

Mart. Kr. O! denkst du denn, daß es deswegen unserm Herrn soll geschenkt seyn? Und an dem verzweifelten Fremden, der uns so einen fetten Bissen aus dem Munde gerissen hat, will ich mich gewiß auch rächen. Seine Uhr soll er so richtig müssen da lassen — — Hah! sieh, da kömmt er gleich. Hurtig geh fort! ich will mein Meisterstück machen.

Mich. St. Aber halbpart! halbpart!

Zweyter Auftritt.

Martin Krumm. Der Reisende.

Mart. Kr. Ich will mich dumm stellen. — Ganz dienstwilliger Diener, mein Herr, — — ich werde Martin Krumm heissen, und werde, auf diesem Gute hier, wohlbestalter Vogt seyn.

Der Reis. Das glaube ich Euch, mein Freund. Aber habt Ihr nicht meinen Bedienten gesehen?

Mart. Kr. Ihnen zu dienen, nein; aber ich habe wohl von Dero preißwürdigen Person sehr viel gutes zu hören, die Ehre gehabt. Und es erfreut mich also, daß ich die Ehre habe, die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu geniessen. Man sagt, daß Sie unsern Herrn gestern Abends, auf der Reise, aus einer sehr gefährlichen Gefahr sollen gerissen haben. Wie ich nun nichts anders kann, als mich des Glücks meines Herrn zu erfreuen, so erfreu ich mich — —

Der Reis. Ich errathe, was Ihr wollt; Ihr wollt euch bey mir bedanken, daß ich eurem Herrn beygestanden habe — —

Mart. Kr. Ja, ganz recht; eben das!

Der Reis. Ihr seyd ein ehrlicher Mann —

Mart. Kr. Das bin ich! und mit der Ehrlichkeit kömmt man immer auch am weitesten.

Der Reis. Es ist mir kein geringes Vergnügen, daß ich mir, durch eine so kleine Gefälligkeit, so viel rechtschaffne Leute verbindlich gemacht habe. Ihre Erkenntlichkeit ist eine überflüßige Belohnung dessen, was ich gethan habe. Die allgemeine Menschenliebe verband mich dazu. Es war meine Schuldigkeit; und ich müßte zufrieden seyn, wenn man es auch für nichts anders, als dafür, angesehen hätte. Ihr seyd allzugütig, ihr lieben Leute, daß Ihr Euch dafür bey mir bedanket, was Ihr mir, ohne Zweifel, mit eben so

vielem Eifer würdet erwiesen haben, wenn ich mich in ähnlicher Gefahr befunden hätte. Kann ich Euch sonst worinn dienen, mein Freund?

Mart. Kr. O! mit dem Dienen, mein Herr, will ich Sie nicht beschweren. Ich habe meinen Knecht, der mich bedienen muß, wanns nöthig ist. Aber — — wissen möcht ich wohl gern, wie es dabey zugegangen wäre? Wo wars denn? Warens viel Spitzbuben? Wollten sie unsern guten Herrn gar ums Leben bringen, oder wollten sie ihm nur sein Geld abnehmen? Es wäre doch wohl eins besser gewesen, als das andre.

Der Reis. Ich will Euch mit Wenigem den ganzen Verlauf erzählen. Es mag ohngefähr eine Stunde von hier seyn, wo die Räuber Euren Herrn, in einem hohlen Wege, angefallen hatten. Ich reisete eben diesen Weg, und sein ängstliches Schreyen um Hülfe bewog mich, daß ich nebst meinem Bedienten eilends herzu ritt.

Mart. Kr. Ey! ey!

Der Reis. Ich fand ihn in einem offnen Wagen — —

Mart. Kr. Ey! ey!

Der Reis. Zwey vermummte Kerle — —

Mart. Kr. Vermummte? ey! ey!

Der Reis. Ja! machten sich schon über ihn her.

Mart. Kr. Ey! ey!

Der Reis. Ob sie ihn umbringen, oder ob sie ihn

nur

nur binden wollten, ihn alsdann desto sichrer zu plündern, weiß ich nicht.

Mart. Kr. Ey! ey! Ach freylich werden sie ihn wohl haben umbringen wollen; die gottlosen Leute!

Der Reis. Das will ich eben nicht behaupten, aus Furcht ihnen zuviel zu thun.

Mart. Kr. Ja, ja, glauben Sie mir nur, sie haben ihn umbringen wollen. Ich weiß, ich weiß ganz gewiß — —

Der Reis. Woher könnt Ihr das wissen? Doch es sey. So bald mich die Räuber ansichtig wurden, verließen sie ihre Beute, und liefen über Macht dem nahen Gebüsche zu. Ich lösete das Pistol auf einen. Doch es war schon zu dunkel, und er schon zu weit entfernt, daß ich also zweifeln muß, ob ich ihn getroffen habe.

Mart. Kr. Nein, getroffen haben Sie ihn nicht; — —

Der Reis. Wißt Ihr es?

Mart. Kr. Ich meyne nur so, weils doch schon finster gewesen ist: und im Finstern soll man, hör ich, nicht gut zielen können.

Der Reis. Ich kann Euch nicht beschreiben, wie erkenntlich sich Euer Herr gegen mich bezeugte. Er nannte mich hundertmal seinen Erretter, und nöthigte mich, mit auf sein Gut zurück zu kehren. Ich wollte wünschen, daß es meine Umstände zuließen, länger um diesen Mann zu seyn; so aber muß ich

mich noch heute wieder auf den Weg machen — Und eben deswegen suche ich meinen Bedienten.

Mart. Kr. O! lassen Sie Sich doch die Zeit bey mir nicht so lang werden. Verziehen Sie noch ein wenig — Ja! was wollte ich denn noch fragen? Die Räuber, — sagen Sie mir doch — wie sahen sie denn aus? wie giengen sie denn? Sie hatten sich verkleidet; aber wie?

Der Reis. Euer Herr will durchaus behaupten, es wären Juden gewesen. Bärte hatten sie, das ist wahr; aber ihre Sprache war die ordentliche hiesige Bauernsprache. Wenn sie vermummt waren, wie ich gewiß glaube, so ist ihnen die Demmerung sehr wohl zu statten gekommen. Denn ich begreiffe nicht, wie Juden die Straßen sollten können unsicher machen, da doch in diesem Lande so wenige geduldet werden.

Mart. Kr. Ja, ja, das glaub ich ganz gewiß auch, daß es Juden gewesen sind. Sie mögen das gottlose Gesindel noch nicht so kennen. So viel als ihrer sind, keinen ausgenommen, sind Betrieger, Diebe und Straßenräuber. Darum ist es auch ein Volk, das der liebe Gott verflucht hat. Ich dürfte nicht König seyn: ich ließ keinen, keinen einzigen am Leben. Ach! Gott behüte alle rechtschaffne Christen vor diesen Leuten! Wenn sie der liebe Gott nicht selber haßte, weswegen wären denn nur vor Kurzem, bey dem Unglücke in Breßlau, ihrer bald noch einmal so viel als Christen geblieben? Unser Herr Pfarr erinner-

te das sehr weißlich, in der letzten Predigt. Es ist, als wenn sie zugehört hätten, daß sie sich gleich deswegen an unserm guten Herrn haben rächen wollen. Ach! mein lieber Herr, wenn Sie wollen Glück und Segen in der Welt haben, so hüten Sie Sich vor den Juden, ärger, als vor der Pest.

Der Reis. Wollte Gott, daß es nur die Sprache des Pöbels wäre!

Mart. Kr. Mein Herr, zum Exempel; ich bin einmal auf der Messe gewesen — ja! wenn ich an die Messe gedenke, so möchte ich gleich die verdammten Juden alle auf einmal mit Gift vergeben, wenn ich nur könnte. Dem einen hatten sie im Gedrenge das Schnupftuch, dem andern die Tobacksdose, dem dritten die Uhr, und ich weiß nicht was sonst mehr, wegstipitzt. Geschwind sind sie, ochsenmäßig geschwind, wenn es aufs Stehlen ankömmt. So behende, als unser Schulmeister nimmermehr auf der Orgel ist. Zum Exempel, mein Herr: erstlich drengen sie sich an einen heran, so wie ich mich ohngefähr ietzt an Sie — —

Der Reis. Nur ein wenig höflicher, mein Freund! — —

Mart. Kr. O! lassen Sie Sichs doch nur weisen. Wenn sie nun so stehen, — — sehen Sie, — — wie der Blitz sind sie mit der Hand nach der Uhrtasche. (er fährt mit der Hand, anstatt nach der Uhr, in die Rocktasche, und nimmt ihm seine Tobacksdose heraus.) Das können

sie nun aber alles so geschickt machen, daß man schwören sollte, sie führen mit der Hand dahin, wenn sie dorthin fahren. Wenn sie von der Tobacksdose reden, so zielen sie gewiß nach der Uhr, und wenn sie von der Uhr reden, so haben sie gewiß die Tobacksdose zu stehlen im Sinne. (er will ganz sauber nach der Uhr greifen, wird aber ertappt.)

Der Reis. Sachte! sachte! was hat Eure Hand hier zu suchen?

Mart. Kr. Da können Sie sehn, mein Herr, was ich für ein ungeschickter Spitzbube seyn würde. Wenn ein Jude schon so einen Griff gethan hätte, so wäre es gewiß um die gute Uhr geschehn gewesen. — Doch weil ich sehe, daß ich Ihnen beschwerlich falle, so nehme ich mir die Freyheit mich Ihnen bestens zu empfehlen, und verbleibe Zeitlebens für Dero erwiesene Wohlthaten, meines hochzuehrenden Herrn gehorsamster Diener, Martin Krumm, wohlbestallter Vogt auf diesem Hochadelichen Rittergute.

Der Reis. Geht nur, geht!

Mart. Kr. Erinnern Sie Sich ja, was ich Ihnen von den Juden gesaget habe. Es ist lauter gottloses diebisches Volk.

Dritter Auftritt.

Der Reisende.

Vielleicht ist dieser Kerl, so dumm er ist, oder sich stellt, ein boshafterer Schelm, als je einer unter

den Juden gewesen ist. Wenn ein Jude betriegt, so hat ihn, unter neun malen, der Christ vielleicht sieben mal dazu genöthiget. Ich zweifle, ob viel Christen sich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu seyn: und sie wundern sich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten sucht? Sollen Treu und Redlichkeit unter zwey Völkerschaften herrschen, so müssen beide gleich viel dazu beytragen. Wie aber, wenn es bey der einen ein Religionspunkt, und beynahe ein verdienstliches Werk wäre, die andre zu verfolgen? Doch —

Vierter Auftritt.

Der Reisende. Christoph.

Der Reis. Daß man Euch doch allezeit eine Stunde suchen muß, wenn man Euch haben will.

Christ. Sie scherzen, mein Herr. Nicht wahr, ich kann nicht mehr, als an einem Orte zugleich seyn? Ist es also meine Schuld, daß Sie Sich nicht an diesen Ort begeben? Gewiß Sie finden mich allezeit da, wo ich bin.

Der Reis. So? und Ihr taumelt gar? Nun begreif ich, warum Ihr so sinnreich seyd. Müßt Ihr Euch denn schon frühmorgens besaufen?

Christ. Sie reden von Besaufen, und ich habe kaum zu trinken angefangen. Ein Paar Flaschen guten Landwein, ein Paar Gläser Brandwein, und eine Mundsemmel ausgenommen, habe ich, so wahr ich

ein ehrlicher Mann bin, nicht das geringste zu mir genommen. Ich bin noch ganz nüchtern.

Der Reis. O! das sieht man Euch an. Und ich rathe Euch, als ein Freund, die Portion zu verdoppeln.

Christ. Vortrefflicher Rath! Ich werde nicht unterlassen, ihn, nach meiner Schuldigkeit, als einen Befehl anzusehen. Ich gehe, und Sie sollen sehen, wie gehorsam ich zu seyn weiß.

Der Reis. Seyd klug! Ihr könnt dafür gehn, und die Pferde satteln, und aufpacken. Ich will noch diesen Vormittag fort.

Christ. Wenn Sie mir im Scherze gerathen haben, ein doppeltes Frühstück zu nehmen, wie kann ich mir einbilden, daß Sie ietzt im Ernste reden? Sie scheinen Sich heute mit mir erlustigen zu wollen. Macht Sie etwa das junge Fräulein so aufgeräumt? O! es ist ein allerliebstes Kind. — Nur noch ein wenig älter, ein klein wenig älter sollte sie seyn. Nicht wahr, mein Herr? wenn das Frauenzimmer nicht zu einer gewissen Reife gelangt ist. — —

Der Reis. Geht, und thut, was ich Euch befohlen habe.

Christ. Sie werden ernsthaft. Nichts destoweniger werde ich warten, bis Sie mir es das drittemal befehlen. Der Punkt ist zu wichtig! Sie können Sich übereilt haben. Und ich bin allezeit gewohnt gewesen, meinen Herren Bedenkzeit zu gönnen. Ueberlegen Sie es wohl, einen Ort, wo wir fast auf den Hän-

den gefragen werden, so zeitig wieder zu verlassen? Gestern sind wir erst gekommen. Wir haben uns um den Herrn unendlich verdient gemacht, und gleichwohl bey ihm kaum eine Abendmahlzeit und ein Frühstück genossen.

Der Reis. Eure Grobheit ist unerträglich. Wenn man sich zu dienen entschließt, sollte man sich gewöhnen, weniger Umstände zu machen.

Christ. Gut, mein Herr! Sie fangen an zu moralisiren, das ist: Sie werden zornig. Mäßigen Sie sich; ich gehe schon — —

Der Reis. Ihr müßt wenig Ueberlegungen zu machen gewohnt seyn. Das, was wir diesem Herrn erwiesen haben, verliert den Namen einer Wohlthat, so bald wir die geringste Erkenntlichkeit dafür zu erwarten scheinen. Ich hätte mich nicht einmal sollen mit hieher nöthigen lassen. Das Vergnügen einem Unbekannten ohne Absicht beygestanden zu haben, ist schon vor sich so groß! Und er selbst würde uns mehr Segen nachgewünscht haben, als er uns iezt übertriebene Danksagung hält. Wen man in die Verbindlichkeit setzt, sich weitläuftig, und mit dabey verknüpften Kosten zu bedanken, der erweiset uns einen Gegendienst, der ihm vielleicht saurer wird, als uns unsere Wohlthat geworden. Die meisten Menschen sind zu verderbt, als daß ihnen die Anwesenheit eines Wohlthäters nicht höchst beschwerlich seyn sollte. Sie scheint ihren Stolz zu erniedrigen; — —

Christ. Ihre Philosophie, mein Herr, bringt Sie um den Athem. Gut! Sie sollen sehen, daß ich eben so großmüthig bin, als Sie. Ich gehe; in einer Viertelstunde sollen Sie Sich aufsetzen können.

Fünfter Auftritt.

Der Reisende. Das Fräulein.

Der Reis. So wenig ich mich mit diesem Menschen gemein gemacht habe, so gemein macht er sich mit mir.

Das Fräulein. Warum verlassen Sie uns, mein Herr? Warum sind Sie hier so allein? Ist Ihnen unser Umgang schon die wenigen Stunden, die Sie bey uns sind, zuwider geworden? Es sollte mir leid thun. Ich suche aller Welt zu gefallen; und Ihnen möchte ich, vor allen andern, nicht gern mißfallen.

Der Reis. Verzeihen Sie mir, Fräulein. Ich habe nur meinem Bedienten befehlen wollen, alles zur Abreise fertig zu halten.

Das Fräul. Wovon reden Sie? von Ihrer Abreise? Wenn war denn Ihre Ankunft? Es sey noch, wenn Sie über Jahr und Tag eine melancholische Stunde auf diesen Einfall brächte. Aber wie? nicht einmal einen völligen Tag aushalten wollen? das ist zu arg. Ich sage es Ihnen, ich werde böse, wenn Sie noch einmal daran gedenken.

Der Reis. Sie könnten mir nichts empfindlichers drohen.

Das Fräul. Nein? im Ernst? ist es wahr, würden Sie empfindlich seyn, wenn ich böse auf Sie würde?

Der Reis. Wem sollte der Zorn eines liebenswürdigen Frauenzimmers gleichgültig seyn können?

Das Fräul. Was Sie sagen, klingt zwar beynahe, als wenn Sie spotten wollten: doch ich will es für Ernst aufnehmen; gesetzt, ich irrte mich auch. Also, mein Herr, — — ich bin ein wenig liebenswürdig, wie man mir gesagt hat, — und ich sage Ihnen noch einmal, ich werde entsetzlich, entsetzlich zornig werden, wenn Sie binnen hier und dem neuen Jahr, wieder an Ihre Abreise gedenken.

Der Reis. Der Termin ist sehr liebreich bestimmt. Alsdann wollten Sie mir, mitten im Winter, die Thüre weisen; und bey dem unbequemsten Wetter — —

Das Fräul. Ey! wer sagt das? Ich sage nur, daß Sie alsdann, des Wohlstandes halber, etwa einmal an die Abreise denken können. Wir werden Sie deswegen nicht fort lassen; wir wollen Sie schon bitten — —

Der Reis. Vielleicht auch des Wohlstands halber?

Das Fräul. Ey! seht, man sollte nicht glauben, daß ein so ehrliches Gesicht auch spotten könnte. — — Ah! da kömmt der Papa. Ich muß fort! Sagen Sie ja nicht, daß ich bey Ihnen gewesen bin. Er wirft mir so oft genug vor, daß ich gern um Mannspersonen wäre.

Sechster Auftritt.

Der Baron. Der Reisende.

Der Baron. War nicht meine Tochter bey Ihnen? Warum läuft denn das wilde Ding?

Der Reis. Das Glück ist unschätzbar, eine so angenehme und muntre Tochter zu haben. Sie bezaubert durch ihre Reden, in welchen die liebenswürdigste Unschuld, der ungekünsteltste Witz herrschet.

Der Baron. Sie urtheilen zu gütig von ihr. Sie ist wenig unter ihres gleichen gewesen, und besitzt die Kunst zu gefallen, die man schwerlich auf dem Lande erlernen kann, und die doch oft mehr, als die Schönheit selbst vermag, in einem sehr geringen Grade. Es ist alles bey ihr noch die sich selbst gelaßne Natur.

Der Reis. Und diese ist desto einnehmender, je weniger man sie in den Städten antrifft. Alles ist da verstellt, gezwungen und erlernt. Ja man ist schon so weit darinn gekommen, daß man Dummheit, Grobheit und Natur für gleichviel bedeutende Wörter hält.

Der Baron. Was könnte mir angenehmer seyn, als daß ich sehe, wie unsre Gedanken, und Urtheile so sehr übereinstimmen? O! daß ich nicht längst einen Freund Ihres gleichen gehabt habe!

Der Reis. Sie werden ungerecht gegen Ihre übrigen Freunde.

Der Baron. Gegen meine übrigen Freunde, sa-

gen

gen Sie? Ich bin funfzig Jahr alt: —— Bekannte hab ich gehabt, aber noch keinen Freund. Und niemals ist mir die Freundschaft so reizend vorgekommen, als seit wenigen Stunden, da ich nach der Ihrigen strebe. Wodurch kann ich sie verdienen?

Der Reis. Meine Freundschaft bedeutet so wenig, daß das bloße Verlangen darnach ein genugsames Verdienst ist, sie zu erhalten. Ihre Bitte ist weit mehr werth, als das, was Sie bitten.

Der Baron. O, mein Herr, die Freundschaft eines Wohlthäters ——

Der Reis. Erlauben Sie, —— ist keine Freundschaft. Wenn Sie mich unter dieser falschen Gestalt betrachten, so kann ich Ihr Freund nicht seyn. Gesetzt einen Augenblick, ich wäre Ihr Wohlthäter: würde ich nicht zu befürchten haben, daß Ihre Freundschaft nichts, als eine wirksame Dankbarkeit wäre?

Der Baron. Sollte sich beides nicht verbinden lassen?

Der Reis. Sehr schwer! Diese hält ein edles Gemüth für seine Pflicht; jene erfodert lauter willkührliche Bewegungen der Seele.

Der Baron. Aber wie sollte ich —— Ihr allzuzärtlicher Geschmack macht mich ganz verwirrt. ——

Der Reis. Schätzen Sie mich nur nicht höher, als ich verdiene. Aufs höchste bin ich ein Mensch, der seine Schuldigkeit mit Vergnügen gethan hat. Die Schuldigkeit an sich selbst ist keiner Dankbarkeit

werth.

werth. Daß ich sie aber mit Vergnügen gethan habe, dafür bin ich genugsam durch Ihre Freundschaft belohnt.

Der Baron. Diese Großmuth verwirrt mich nur noch mehr. — — Aber ich bin vielleicht zu verwegen. — — Ich habe mich noch nicht unterstehen wollen, nach Ihrem Namen, nach Ihrem Stande zu fragen. — Vielleicht biete ich meine Freundschaft einem an, der — — der sie zu verachten — —

Der Reis. Verzeihen Sie, mein Herr! — Sie — Sie machen Sich — — Sie haben allzugroße Gedanken von mir.

Der Baron. (bey Seite.) Soll ich ihn wohl fragen? Er kann meine Neugierde übel nehmen.

Der Reis. (bey Seite) Wenn er mich fragt, was werde ich ihm antworten?

Der Baron. (bey Seite.) Frage ich ihn nicht; so kann er es als eine Grobheit auslegen.

Der Reis. (bey Seite.) Soll ich ihm die Wahrheit sagen?

Der Baron. (bey Seite.) Doch ich will den sichersten Weg gehen. Ich will erst seinen Bedienten ausfragen lassen.

Der Reis. (bey Seite.) Könnte ich doch dieser Verwirrung überhoben seyn! — —

Der Baron. Warum so nachdenkend?

Der Reis. Ich war gleich bereit, diese Frage an Sie zu thun, mein Herr. — —

Der Baron. Ich weiß es, man vergißt sich dann

und

und wann. Lassen Sie uns von etwas anderm reden. — — Sehen Sie, daß es wirkliche Juden gewesen sind, die mich angefallen haben? Nur ietzt hat mir mein Schulze gesagt, daß er vor einigen Tagen ihrer drey auf der Landstraße angetroffen. Wie er sie mir beschreibt, haben Sie Spitzbuben ähnlicher, als ehrlichen Leuten, gesehen. Und warum sollte ich auch daran zweifeln? Ein Volk, das auf den Gewinnst so erpicht ist, fragt wenig darnach, ob es ihn mit Recht oder Unrecht, mit List oder Gewaltsamkeit erhält. — — Es scheinet auch zur Handelschaft, oder deutsch zu reden, zur Betrügerey gemacht zu seyn. Höflich, frey, unternehmend, verschwiegen, sind Eigenschaften die es schätzbar machen würden, wenn es sie nicht allzusehr zu unserm Unglück anwendete. — (er hält etwas inne.) — — Die Juden haben mir sonst schon nicht wenig Schaden und Verdruß gemacht. Als ich noch in Kriegsdiensten war, ließ ich mich bereden, einen Wechsel für einen meiner Bekannten mit zu unterschreiben; und der Jude, an den er ausgestellet war, brachte mich nicht allein dahin, daß ich ihn bezahlen, sondern, daß ich ihn so gar zweymal bezahlen mußte. — — O! es sind die allerboshaftesten, niederträchtigsten Leute. — Was sagen Sie dazu? Sie scheinen ganz niedergeschlagen.

Der Reis. Was soll ich sagen? Ich muß sagen, daß ich diese Klage sehr oft gehört habe. — —

Der Baron. Und ist es nicht wahr, ihre Gesichtsbildung

bildung hat gleich etwas, das uns wider sie einnimmt? Das Tückische, das Ungewissenhafte, das Eigennützige, Betrug und Meineid, sollte man sehr deutlich aus ihren Augen zu lesen glauben. — Aber, warum kehren Sie sich von mir?

Der Reis. Wie ich höre, mein Herr, so sind sie ein großer Kenner der Physiognomie; und ich besorge, daß die meinige — —

Der Baron. O! Sie kränken mich. Wie können Sie auf dergleichen Verdacht kommen? Ohne ein Kenner der Physiognomie zu seyn, muß ich Ihnen sagen, daß ich nie eine so aufrichtige, großmüthige und gefällige Miene gefunden habe, als die Ihrige.

Der Reis. Ihnen die Wahrheit zu gestehn: ich bin kein Freund allgemeiner Urtheile über ganze Völker. — — Sie werden meine Freyheit nicht übel nehmen. — Ich sollte glauben, daß es unter allen Nationen gute und böse Seelen geben könne. Und unter den Juden — —

Siebender Auftritt.

Das Fräulein. Der Reisende. Der Baron.

Das Fräul. Ach! Papa! — —

Der Baron. Nu, nu! fein wild, fein wild! Vorhin liefst du vor mir: was sollte das bedeuten? — —

Das Fräul. Vor Ihnen bin ich nicht gelaufen, Papa; sondern nur vor Ihrem Verweise.

Der

Der Baron. Der Unterscheid ist sehr subtil. Aber was war es denn, das meinen Verweis verdiente?

Das Fräul. O! Sie werden es schon wissen. Sie sahen es ja! Ich war bey dem Herrn —

Der Baron. Nun? und —

Das Fräul. Und der Herr ist eine Mannsperson, und mit den Mannspersonen, haben Sie befohlen, mir nicht allzuviel zu thun zu machen. —

Der Baron. Daß dieser Herr eine Ausnahme sey, hättest du wohl merken sollen. Ich wollte wünschen, daß er dich leiden könnte. — — Ich werde es mit Vergnügen sehen, wenn du auch beständig um ihn bist.

Das Fräul. Ach! — es wird wohl das erste und letzte mal gewesen seyn. Sein Diener packt schon auf. — — Und das wollte ich Ihnen eben sagen.

Der Baron. Was? wer? sein Diener?

Der Reis. Ja, mein Herr, ich hab es ihm befohlen. Meine Verrichtungen und die Besorgniß, Ihnen beschwerlich zu fallen —

Der Baron. Was soll ich ewig davon denken? Soll ich das Glück nicht haben, Ihnen näher zu zeigen, daß Sie Sich ein erkenntliches Herz verbindlich gemacht haben? O! ich bitte Sie, fügen Sie zu Ihrer Wohlthat noch die andre hinzu, die mir eben so schätzbar, als die Erhaltung meines Lebens, seyn wird; bleiben Sie einige Zeit — wenigstens einige Tage bey mir; ich würde mir es ewig vorzuwerfen haben,

 daß

daß ich einen Mann, wie Sie, ungekannt, ungeehrt, unbelohnt, wenn es anders in meinem Vermögen stehet, von mir gelassen hätte. Ich habe einige meiner Anverwandten auf heute einladen lassen, mein Vergnügen mit ihnen zu theilen, und ihnen das Glück zu verschaffen, meinen Schutzengel kennen zu lernen.

Der Reis. Mein Herr, ich muß nothwendig —

Das Fräul. Da bleiben, mein Herr, da bleiben! Ich laufe, Ihrem Bedienten zu sagen, daß er wieder abpacken soll. Doch da ist er schon.

Achter Auftritt.

Christoph, (in Stiefeln und Sporen, und zwey Mantelsäcke unter den Armen.) Die Vorigen.

Christ. Nun! mein Herr, es ist alles fertig. Fort! kürzen Sie Ihre Abschiedsformeln ein wenig ab. Was soll das viele Reden, wenn wir nicht da bleiben können?

Der Baron. Was hindert euch denn, hier zu bleiben?

Christ. Gewisse Betrachtungen, mein Herr Baron, die den Eigensinn meines Herrn zum Grunde, und seine Großmuth zum Vorwande haben.

Der Reis. Mein Diener ist öfters nicht klug: verzeihen Sie ihm. Ich sehe, daß Ihre Bitten in der That mehr als Komplimente sind. Ich ergebe mich; damit ich nicht aus Furcht grob zu seyn, eine Grobheit begehen möge.

Der

Der Baron. O! was für Dank bin ich Ihnen schuldig!

Der Reis. Ihr könnt nur gehen, und wieder abpacken! Wir wollen erst morgen fort.

Das Fräul. Nu! hört Er nicht? Was steht Er denn da? Er soll gehn, und wieder abpacken.

Christ. Von Rechts wegen sollte ich böse werden. Es ist mir auch beynahe, als ob mein Zorn erwachen wollte; doch weil nichts schlimmers daraus erfolgt, als daß wir hier bleiben, und zu essen und zu trinken bekommen, und wohl gepflegt werden, so mag es seyn! Sonst laß ich mir nicht gern unnöthige Mühe machen: wissen Sie das?

Der Reis. Schweigt! Ihr seyd zu unverschämt.

Christ. Denn ich sage die Wahrheit.

Das Fräul. O! das ist vortrefflich, daß Sie bey uns bleiben. Nun bin ich Ihnen noch einmal so gut. Kommen Sie, ich will Ihnen unsern Garten zeigen; er wird Ihnen gefallen.

Der Reis. Wenn er Ihnen gefällt, Fräulein, so ist es schon so gut, als gewiß.

Das Fräul. Kommen Sie nur; — — unterdessen wird es Essenszeit. Papa, Sie erlauben es doch?

Der Baron. Ich werde euch so gar begleiten.

Das Fräul. Nein, nein, das wollen wir Ihnen nicht zumuthen. Sie werden zu thun haben.

Der Baron. Ich habe iezt nichts wichtigers zu thun, als meinen Gast zu vergnügen.

Das Fräul. Er wird es Ihnen nicht übel nehmen: nicht wahr mein Herr? (sachte zu ihm.) Sprechen Sie doch Nein. Ich möchte gern mit Ihnen allein gehen.

Der Reis. Es wird mich gereuen, daß ich mich so leicht habe bewegen lassen, hier zu bleiben, so bald ich sehe, daß ich Ihnen im geringsten verhinderlich bin. Ich bitte also — —

Der Baron. O! warum kehren Sie Sich an des Kindes Rede?

Das Fräul. Kind? — — Papa! — — beschämen Sie doch mich nicht so! — Der Herr wird denken, wie jung ich bin! — — Lassen Sie es gut seyn; ich bin alt genug, mit Ihnen spatzieren zu gehen. — Kommen Sie! — — Aber sehen Sie einmal: Ihr Diener steht noch da, und hat die Mantelsäcke unter den Armen.

Christ. Ich dächte, das gienge nur den an, dem es sauer wird?

Der Reis. Schweigt! Man erzeigt euch zu viel Ehre. — —

Neunter Auftritt.

Lisette. Die Vorigen.

Der Baron. (indem er Lisetten kommen sieht.) Mein Herr, ich werde Ihnen gleich nachfolgen, wann es Ihnen gefällig ist, meine Tochter in den Garten zu begleiten.

Das Fräul. O! bleiben Sie so lange, als es Ihnen gefällt. Wir wollen uns schon die Zeit vertreiben. Kommen Sie! (das Fräulein und der Reisende gehen ab.)

Der Baron. Lisette, dir habe ich etwas zu sagen! — —

Lisette. Nu?

Der Baron. (sachte zu ihr.) Ich weiß noch nicht, wer unser Gast ist. Gewisser Ursachen wegen, mag ich ihn auch nicht fragen. Könntest du nicht von seinem Diener — —

Lisette. Ich weiß, was Sie wollen. Dazu trieb mich meine Neugierigkeit von selbst, und deswegen kam ich hieher. —

Der Baron. Bemühe dich also, — — und gieb mir Nachricht davon. Du wirst Dank bey mir verdienen.

Lisette. Gehen Sie nur.

Christ. Sie werden es also nicht übel nehmen, mein Herr, daß wir es uns bey Ihnen gefallen lassen. Aber ich bitte, machen Sie Sich meinetwegen keine Ungelegenheit; ich bin mit allem zufrieden, was da ist.

Der Baron. Lisette, ich übergebe ihn deiner Aufsicht. Laß ihn an nichts Mangel leiden. (geht ab.)

Christ. Ich empfehle mich also, Mademoisell, Dero gütigen Aufsicht, die mich an nichts wird Mangel leiden lassen. (will abgehen.)

Zehnter Auftritt.

Lisette Christoph.

Lisette. (hält ihn auf.) Nein, mein Herr, ich kann es unmöglich über mein Herz bringen, Sie so unhöflich seyn zu lassen. — Bin ich denn nicht Frauenzimmers genug, um einer kurzen Unterhaltung werth zu seyn?

Christ. Der Geyer! Sie nehmen die Sache genau, Mamsell. Ob Sie Frauenzimmers genug oder zu viel sind, kann ich nicht sagen. Wenn ich zwar aus Ihrem gesprächigen Munde schließen sollte, so dürfte ich beynahe das letzte behaupten. — Doch dem sey, wie ihm wolle; ietzt werden Sie mich beurlauben; — — Sie sehen, ich habe Hände und Arme voll. — — Sobald mich hungert oder durstet, werde ich bey Ihnen seyn.

Lisette. So machts unser Schirrmeister auch.

Christ. Der Henker! das muß ein gescheuter Mann seyn: er machts wie ich!

Lisette. Wenn Sie ihn wollen kennen lernen: er liegt vor dem Hinterhause an der Kette.

Christ. Verdammt! ich glaube gar, Sie meynen den Hund. Ich merke also wohl, Sie werden den leiblichen Hunger und Durst verstanden haben. Den aber habe ich nicht verstanden; sondern den Hunger und Durst der Liebe. Den, Mamsell, den! Sind Sie nun mit meiner Erklärung zufrieden?

Lisette. Besser als mit dem Erklärten.

Christ. Ey! im Vertrauen: —— Sagen Sie etwa zugleich auch damit so viel, daß Ihnen ein Liebesantrag von mir nicht zuwider seyn würde?

Lisette. Vielleicht! Wollen Sie mir einen thun? im Ernst?

Christ. Vielleicht!

Lisette. Pfuy! was das für eine Antwort ist! vielleicht!

Christ. Und sie war doch nicht ein Haar anders, als die Ihrige.

Lisette. In meinem Munde will sie aber ganz etwas anders sagen. Vielleicht, ist eines Frauenzimmers größte Versicherung. Denn so schlecht unser Spiel auch ist, so müssen wir uns doch niemals in die Karte sehen lassen.

Christ. Ja, wenn das ist! — Ich dächte, wir kämen also zur Sache. —— (er schmeißt beide Mantelsäcke auf die Erde.) Ich weiß nicht, warum ich mirs so sauer mache? Da liegt! —— Ich liebe Sie, Mamsell.

Lisette. Das heiß ich, mit Wenigem viel sagen. Wir wollens zergliedern. ——

Christ. Nein, wir wollens lieber ganz lassen. Doch, — damit wir in Ruhe einander unsre Gedanken eröffnen können; —— belieben Sie sich nieder zu lassen! —— Das Stehn ermüdet mich. —— Ohne Umstände! — er nöthiget sie auf den Mantelsack zu sitzen. —— Ich liebe Sie, Mamsell. ——

Lisette. Aber, — — ich sitze verzweifelt hart — — Ich glaube gar, es sind Bücher darinn — —

Christ. Darzu recht zärtliche und witzige; — und gleichwohl sitzen Sie hart darauf? Es ist meines Herrn Reisebibliothek. Sie bestehet aus Lustspielen, die zum Weinen, und aus Trauerspielen, die zum Lachen bewegen; aus zärtlichen Heldengedichten, aus tiefsinnigen Trinkliedern, und was dergleichen neue Siebensachen mehr sind. — — Doch wir wollen umwechseln. Setzen Sie Sich auf meinen; — ohne Umstände! — — meiner ist der weichste.

Lisette. Verzeihen Sie! — — So grob werde ich nicht seyn. — —

Christ. Ohne Umstände, — ohne Komplimente! — Wollen Sie nicht? — So werde ich Sie hintragen. — —

Lisette. Weil Sie es denn befehlen — (Sie steht auf und will sich auf den andern setzen.)

Christ. Befehlen? behüte Gott! — Nein! befehlen, will viel sagen. — — Wenn Sie es so nehmen wollen, so bleiben Sie lieber sitzen. — (Er setzt sich wieder auf seinen Mantelsack.)

Lisette. (bey Seite.) Der Grobian! Doch ich muß es gut seyn lassen. — —

Christ. Wo blieben wir denn? — Ja, — bey der Liebe. — — Ich liebe Sie also, Mamsell. Je vour aime, würde ich sagen, wenn Sie eine französische Marquisinn wären.

Lisette. Der Geyer! Sie sind wohl gar ein Franzose?

Christ. Nein, ich muß meine Schande gestehn: ich bin nur ein Deutscher. — Aber ich habe das Glück gehabt, mit verschiedenen Franzosen umgehen zu können, und da habe ich denn so ziemlich gelernt, was zu einem rechtschaffnen Kerl gehört. Ich glaube, man sieht mir es auch gleich an.

Lisette. Sie kommen also vielleicht mit Ihrem Herrn aus Frankreich?

Christ. Ach nein! — —

Lisette. Wo sonst her? freylich wohl! —

Christ. Es liegt noch einige Meilen hinter Frankreich, wo wir herkommen.

Lisette. Aus Italien doch wohl nicht?

Christ. Nicht weit davon.

Lisette. Aus Engeland also?

Christ. Beynahe; Engeland ist eine Provinz davon. Wir sind über funfzig Meilen von hier zu Hause. — — Aber, daß Gott! — meine Pferde, — die armen Thiere stehen noch gesattelt. Verzeihen Sie, Mamsell! — — Hurtig! stehen Sie auf! — — (er nimmt die Mantelsäcke wieder untern Arm.) — — Trotz meiner inbrünstigen Liebe, muß ich doch gehn, und erst das Nöthige verrichten. — — Wir haben noch den ganzen Tag, und, was das meiste ist, noch die ganze Nacht vor uns. Wir wollen schon noch eins werden. — Ich werde Sie wohl wieder zu finden wissen.

Eilfter Auftritt.

Martin Krumm. Lisette.

Lisette. Von dem werde ich wenig erfahren können. Entweder, er ist zu dumm, oder zu fein. Und beides macht unergründlich.

Mart. Kr. So, Jungfer Lisette? Das ist auch der Kerl darnach, daß er mich ausstechen sollte!

Lisette. Das hat er nicht nöthig gehabt.

Mart. Kr. Nicht nöthig gehabt? Und ich denke, wer weiß wie fest ich in Ihrem Herzen sitze.

Lisette. Das macht, Herr Vogt, Er denkts. Leute von Seiner Art haben das Recht abgeschmackt zu denken. Drum ärgre ich mich auch nicht darüber, daß Ers gedacht hat; sondern, daß Er mirs gesagt hat. Ich möchte wissen, was Ihn mein Herz angeht? Mit was für Gefälligkeiten, mit was für Geschenken, hat Er sich denn ein Recht darauf erworben? — Man giebt die Herzen iezt nicht mehr, so in den Tag hinein, weg. Und glaubt Er etwa, daß ich so verlegen mit dem meinigen bin? Ich werde schon noch einen ehrlichen Mann dazu finden, ehe ichs vor die Säue werfe.

Mart. Kr. Der Teufel, das verschnupft! Ich muß eine Priese Taback darauf nehmen. — — Vielleicht geht es wieder mit dem Niesen fort. — (er zieht die entwandte Dose hervor, spielt einige Zeit in den Händen damit, und nimmt endlich, auf eine lächerlich hochmüthige Art, eine Priese.)

Liset=

Lisette. (schielt ihn von der Seite an.) Verzweifelt! wo bekömmt der Kerl die Dose her?

Mart. Kr. Belieben Sie ein Prieschen?

Lisette. O, Ihre unterthänige Magd, mein Herr Vogt! (sie nimmt.)

Mart. Kr. Was eine silberne Dose nicht kann! — — Könnte ein Ohrwürmchen geschmeidiger seyn?

Lisette. Ist es eine silberne Dose?

Mart. Kr. Wanns keine silberne wäre, so würde sie Martin Krumm nicht haben.

Lisette. Ist es nicht erlaubt, sie zu besehn?

Mart. Kr. Ja, aber nur in meinen Händen.

Lisette. Die Fason ist vortrefflich.

Mart. Kr. Ja, sie wiegt ganzer fünf Loth. —

Lisette. Nur der Fason wegen, möchte ich so ein Döschen haben.

Mart. Kr. Wenn ich sie zusammen schmelzen lasse, steht Ihnen die Fason davon zu Dienste.

Lisette. Sie sind allzugütig! — Es ist ohne Zweifel ein Geschenk?

Mart. Kr. Ja, — — sie kostet mir nicht einen Heller.

Lisette. Wahrhaftig, so ein Geschenk könnte ein Frauenzimmer recht verblenden! Sie können Ihr Glück damit machen, Herr Vogt. Ich wenigstens würde mich, wenn man mich mit silbernen Dosen anfiele, sehr schlecht vertheidigen können. Mit so einer Dose hätte ein Liebhaber, gegen mich gewonnenes Spiel.

Mart.

Mart. Kr. Ich verstehs, ich verstehs! —

Lisette. Da sie Ihnen so nichts kostet, wollte ich Ihnen rathen, Herr Vogt, sich eine gute Freundinn damit zu machen — —

Mart. Kr. Ich verstehs, ich verstehs! —

Lisette. (schmeichelnd.) Wollten Sie mir sie wohl schenken? — —

Mart. Kr. O um Verzeihung! — — Man giebt die silbernen Dosen iezt nicht mehr, so in den Tag hinein, weg. Und glaubt Sie denn, Jungfer Lisette, daß ich so verlegen mit der meinigen bin? Ich werde schon noch einen ehrlichen Mann dazu finden, ehe ich sie vor die Säue werfe.

Lisette. Hat man jemals eine dümmre Grobheit gefunden! — — Ein Herz einer Schnupftabacksdose gleich zu schätzen?

Mart. Kr. Ja, ein steinern Herz einer silbern Schnupftabacksdose — —

Lisette. Vielleicht würde es aufhören, steinern zu seyn, wenn — — Doch alle meine Reden sind vergebens. — — Er ist meiner Liebe nicht werth. — — Was ich für eine gutherzige Närrin bin! — (will weinen.) beynahe hätte ich geglaubt, der Vogt wäre noch einer von den ehrlichen Leuten, die es meynen, wie sie es reden —

Mart. Kr. Und was ich für ein gutherziger Narre bin, daß ich glaube, ein Frauenzimmer meyne es, wie sie es redt! — Da, mein Lisettchen, weine Sie nicht!

nicht! — (er giebt ihr die Dose) — Aber nun bin ich doch wohl Ihrer Liebe werth? — Zum Anfange verlange ich nichts, als nur ein Küßchen auf Ihre schöne Hand! — — (er küßt sie.) Ah, wie schmeckt das! —

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Lisette. Martin Krumm.

Das Fräul. (sie kömmt darzu geschlichen, und stößt ihn mit dem Kopfe auf die Hand) Ey! Herr Vogt, — küß Er mir doch meine Hand auch!

Lisette. Daß doch! — —

Mart. Kr. Ganz gern, gnädiges Fräulein — (er will ihr die Hand küssen.)

Das Fräul. (giebt ihm eine Ohrfeige.) Ihr Flegel, versteht Ihr denn keinen Spaß?

Mart. Kr. Den Teufel mag das Spaß seyn!

Lisette. Ha! ha! ha! (lacht ihn aus.) O ich betaure Ihn, mein lieber Vogt — Ha! ha! ha!

Mart. Kr. So? und Sie lacht noch dazu? Ist das mein Dank? Schon gut, schon gut! (geht ab.)

Lisette. Ha! ha! ha!

Dreyzehnter Auftritt.

Lisette. Das Fräulein.

Das Fräul. Hätte ichs doch nie geglaubt, wenn ichs nicht selbst gesehen hätte. Du läßt dich küssen? und noch dazu vom Vogt?

Lisette. Ich weiß auch gar nicht, was Sie für Recht haben, mich zu belauschen? Ich denke, Sie gehen im Garten mit dem Fremden spatziren.

Das

Das Fräul. Ja, und ich wäre noch bey ihm, wenn der Papa nicht nachgekommen wäre. Aber so kann ich ja kein kluges Wort mit ihm sprechen. Der Papa ist gar zu ernsthaft — —

Lisette. Ey, was nennen Sie denn ein kluges Wort? Was haben Sie denn wohl mit ihm zu sprechen, das der Papa nicht hören dürfte?

Das Fräul. Tausenderley! — Aber du machst mich böse, wo du mich noch mehr fragst. Genug, ich bin dem fremden Herrn gut. Das darf ich doch wohl gestehn?

Lisette. Sie würden wohl greulich mit dem Papa zanken, wenn er Ihnen einmal so einen Bräutigam verschaffte? Und im Ernst, wer weiß, was er thut. Schade nur, daß Sie nicht einige Jahr älter sind; es könnte vielleicht bald zu Stande kommen.

Das Fräul. O, wenn es nur am Alter liegt, so kann mich ja der Papa einige Jahr älter machen. Ich werde ihm gewiß nicht widersprechen.

Lisette. Nein, ich weiß noch einen bessern Rath. Ich will Ihnen einige Jahre von den meinigen geben, so ist uns allen beiden geholffen. Ich bin alsdann nicht zu alt, und Sie nicht zu jung.

Das Fräul. Das ist auch wahr; das geht ja an!

Lisette. Da kömmt des Fremden Bedienter; ich muß mit ihm sprechen. Es ist alles zu Ihrem Besten. — Lassen Sie mich mit ihm allein. — Gehen Sie.

Das Fräul. Vergiß es aber nicht, wegen der Jahre. — — Hörst du, Lisette?

Vierzehnter Auftritt.

Lisette. Christoph.

Lisette. Mein Herr, Sie hungert oder durstet gewiß, daß Sie schon wiederkommen? nicht?

Christ. Ja freylich! — — Aber wohl gemerkt, wie ich den Hunger und Durst erklärt habe. Ihr die Wahrheit zu gestehn, meine liebe Jungfer, so hatte ich schon, so bald ich gestern vom Pferde stieg, ein Auge auf Sie geworfen. Doch weil ich nur einige Stunden hier zu bleiben vermeynte, so glaubte ich, es verlohne sich nicht der Mühe, mich mit Ihr bekannt zu machen. Was hätten wir in so kurzer Zeit können ausrichten? Wir hätten unsern Roman von hinten müssen anfangen. Allein es ist auch nicht allzu sicher, die Katze bey dem Schwanze aus dem Ofen zu ziehen.

Lisette. Das ist wahr! nun aber können wir schon ordentlicher verfahren. Sie können mir Ihren Antrag thun; ich kann darauf antworten. Ich kann Ihnen meine Zweifel machen; Sie können mir sie auflösen. Wir können uns bey jedem Schritte, den wir thun, bedenken, und dürfen einander nicht den Affen im Sacke verkauffen. Hätten Sie mir gestern gleich Ihren Liebesantrag gethan; es ist wahr, ich würde ihn angenommen haben. Aber überlegen Sie

einmal, wie viel ich gewagt hätte, wenn ich mich nicht einmal nach Ihrem Stande, Vermögen, Vaterlande, Bedienungen, und dergleichen mehr, zu erkundigen, Zeit gehabt hätte?

Christ. Der Geyer! wäre das aber auch so nöthig gewesen? So viel Umstände? Sie könnten ja bey dem Heyrathen nicht mehrere machen? —

Lisette. O! wenn es nur auf eine kahle Heyrath angesehen wäre, so wär es lächerlich, wenn ich so gewissenhaft seyn wollte. Allein mit einem Liebesverständnisse ist es ganz etwas anders! Hier wird die schlechteste Kleinigkeit zu einem wichtigen Punkte. Also glauben Sie nur nicht, daß Sie die geringste Gefälligkeit von mir erhalten werden, wenn Sie meiner Neugierde nicht in allen Stücken ein Gnüge thun.

Christ. Nu? wie weit erstreckt sich denn die?

Lisette. Weil man doch einen Diener am besten nach seinem Herrn beurtheilen kann, so verlange ich vor allen Dingen zu wissen — —

Christ. Wer mein Herr ist? Ha! ha! das ist lustig. Sie fragen mich etwas, das ich Sie gern selbst fragen möchte, wenn ich glaubte, daß Sie mehr wüßten, als ich.

Lisette. Und mit dieser abgedroschnen Ausflucht denken Sie durchzukommen? Kurz, ich muß wissen, wer Ihr Herr ist, oder unsre ganze Freundschaft hat ein Ende.

Christ. Ich kenne meinen Herrn nicht länger,

als seit vier Wochen. So lange ist es, daß er mich in Hamburg in seine Dienste genommen hat. Von da aus habe ich ihn begleitet, niemals mir aber die Mühe genommen, nach seinem Stande oder Namen zu fragen. So viel ist gewiß, reich muß er seyn; denn er hat weder mich, noch sich, auf der Reise Noth leiden lassen. Um was brauch ich mich mehr zu bekümmern?

Lisette. Was soll ich mir von Ihrer Liebe versprechen, da Sie meiner Verschwiegenheit nicht einmal eine solche Kleinigkeit anvertrauen wollen? Ich würde nimmermehr gegen Sie so seyn. Zum Exempel, hier habe ich eine schöne silberne Schnupftabacksdose — —

Christ. Ja? nu? — —

Lisette. Sie dürften mich ein klein wenig bitten, so sagte ich Ihnen, von wem ich Sie bekommen habe — —

Christ. O! daran ist mir nun eben so viel nicht gelegen. Lieber möchte ich wissen, wer sie von Ihnen bekommen sollte?

Lisette. Ueber den Punkt habe ich eigentlich noch nichts beschlossen. Doch wenn Sie sie nicht sollten bekommen, so haben Sie es niemanden anders, als Sich selbst zuzuschreiben. Ich würde Ihre Aufrichtigkeit gewiß nicht unbelohnt lassen.

Christ. Oder vielmehr meine Schwatzhaftigkeit! Doch, so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, wann ich

das mal verschwiegen bin, so bin ichs aus Noth. Denn ich weiß nichts, was ich ausplaudern könnte. Verdammt! wie gern wollte ich meine Geheimnisse ausschütten, wann ich nur welche hätte.

Lisette. Adieu! ich will Ihre Tugend nicht länger bestürmen. Nur wünsch ich, daß sie Ihnen bald zu einer silbernen Dose und einer Liebsten verhelffen möge, so wie sie Sie iezt um beides gebracht hat. (will gehn.)

Christ. Wohin? wohin? Geduld! (bey Seite.) Ich sehe mich genöthigt, zu lügen. Denn so ein Geschenk werde ich mir doch nicht sollen entgehn lassen? Was wirds auch viel schaden?

Lisette. Nun, wollen Sie es näher geben? Aber, — — ich sehe schon, es wird Ihnen sauer. Nein, nein; ich mag nichts wissen —

Christ. Ja, ja, Sie soll alles wissen! — — (bey Seite.) Wer doch recht viel lügen könnte! — Hören Sie nur! — Mein Herr ist — — ist einer von Adel. Er kömmt, — — wir kommen miteinander aus — — aus — — Holland. Er hat müssen — — gewisser Verdrüßlichkeiten wegen, — — einer Kleinigkeit — — eines Mords wegen — — entfliehen —

Lisette. Was? eines Mords wegen?

Christ. Ja, — — aber eines honetten Mords — — eines Duels wegen entfliehen, — Und iezt eben — — ist er auf der Flucht — —

Lisette. Und Sie, mein Freund? — —

Christ. Ich, bin auch mit ihm auf der Flucht. Der Entleibte hat uns — — will ich sagen, die Freunde des Entleibten haben uns sehr verfolgen lassen; und dieser Verfolgung wegen — — Nun können Sie leicht das Uebrige errathen. — — Was Geyer, soll man auch thun? Ueberlegen Sie es selbst; ein junger naseweiser Laffe schimpft uns. Mein Herr stößt ihn übern Hauffen. Das kann nicht anders seyn! — Schimpft mich jemand, so thu ichs auch, — oder — oder schlage ihn hinter die Ohren. Ein ehrlicher Kerl muß nichts auf sich sitzen lassen.

Lisette. Das ist brav! solchen Leuten bin ich gut; denn ich bin auch ein wenig unleidlich. Aber sehen Sie einmal, da kömmt Ihr Herr! sollte man es ihm wohl ansehn, daß er so zornig, so grausam wäre?

Christ. O kommen Sie! wir wollen ihm aus dem Wege gehn. Er möchte mir es ansehn, daß ich ihn verrathen habe.

Lisette. Ich bins zufrieden — —.

Christ. Aber die silberne Dose —

Lisette. Kommen Sie nur. (bey Seite.) Ich will erst sehen, was mir von meinem Herrn für mein entdecktes Geheimniß werden wird: lohnt sich das der Mühe, so soll er sie haben.

Funfzehnter Auftritt.

Der Reisende.

Ich vermisse meine Dose. Es ist eine Kleinigkeit;

keit; gleichwohl ist mir der Verlust empfindlich. Sollte mir sie wohl der Vogt? — — Doch ich kann sie verlohren haben, — ich kann sie aus Unvorsichtigkeit herausgerissen haben. — — Auch mit seinem Verdachte muß man niemanden beleidigen. — Gleichwohl, — er drengte sich an mich heran; — er griff nach der Uhr: — ich ertappte ihn; könnte er auch nicht nach der Dose gegriffen haben, ohne daß ich ihn ertappt hätte?

Sechzehnter Auftritt.

Martin Krumm. Der Reisende.

Mart. Kr. (als er den Reisenden gewahr wird, will er wieder umkehren.) Huy!

Der Reis. Nu, nu, immer näher, mein Freund! — — (bey Seite.) Ist er doch so schüchtern, als ob er meine Gedanken wüßte! — — Nu? nur näher!

Mart. Kr. (trotzig.) Ach! ich habe nicht Zeit! Ich weiß schon, Sie wollen mit mir plaudern. Ich habe wichtigere Sachen zu thun. Ich mag Ihre Heldenthaten nicht zehnmal hören. Erzählen Sie sie jemanden, der sie noch nicht weiß.

Der Reis. Was höre ich? vorhin war der Vogt einfältig und höflich, ietzt ist er unverschämt und grob. Welches ist denn Eure rechte Larve.

Mart. Kr. Ey! das hat Sie der Geyer gelernt, mein Gesicht eine Larve zu schimpfen. Ich mag mit Ihnen nicht zanken, — sonst — — (er will fort gehn.)

Der Reis. Sein unverschämtes Verfahren bestärkt mich in meinem Argwohne. — Nein, nein, Geduld! Ich habe Euch etwas nothwendiges zu sagen — —

Mart. Kr. Und ich werde nichts darauf zu antworten haben, es mag so nothwendig seyn, als es will. Drum sparen Sie nur die Frage.

Der Reis. Ich will es wagen. — Allein, wie leid würde mir es seyn, wann ich ihm Unrecht thäte. — — Mein Freund habt ihr nicht meine Dose gesehn? — Ich vermisse sie. — —

Mart. Kr. Was ist das für eine Frage? Kann ich etwas dafür, daß man sie Ihnen gestohlen hat? — — Für was sehen Sie mich an? Für den Hehler? Oder für den Dieb?

Der Reis. Wer redt denn vom Stehlen? Ihr verrathet Euch fast selbst — —

Mart. Kr. Ich verrathe mich selbst? Also meynen Sie, daß ich sie habe? Wissen Sie auch, was das zu bedeuten hat, wenn man einen ehrlichen Kerl dergleichen beschuldigt? Wissen Sies?

Der Reis. Warum müßt Ihr so schreyen? Ich habe Euch noch nichts beschuldigt. Ihr seyd Euer eigner Ankläger. Dazu weiß ich eben nicht, ob ich groses Unrecht haben würde? Wen ertappte ich denn vorhin, als er nach meiner Uhr greiffen wollte?

Mart. Kr. O! Sie sind ein Mann, der gar keinen Spas versteht. Hören Sies! — — (bey Seite.)

 Wo

Wo er sie nur nicht bey Lisetten gesehen hat. — Das Mädel wird doch nicht närrisch seyn, und sich damit breit machen — —

Der Reis. O! ich verstehe den Spaß so wohl, daß ich glaube, Ihr wollt mit meiner Dose auch spaßen. Allein wenn man den Spaß zu weit treibt, verwandelt er sich endlich in Ernst. Es ist mir um Euren guten Namen leid. Gesetzt, Ich wäre überzeugt, daß Ihr es nicht böse gemeynt hättet, würden auch andre — —

Mart. Kr. Ach, — andre! — andre! — andre wären es längst überdrüßig, sich so etwas vorwerfen zu lassen. Doch, wenn Sie denken, daß ich sie habe: befühlen Sie mich, — — visitiren Sie mich — —

Der Reis. Das ist meines Amts nicht. Dazu trägt man auch nicht alles bey sich in der Tasche.

Mart. Kr. Nun gut! damit Sie sehen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin, so will ich meine Schubsäcke selber umwenden. — Geben Sie Acht! — (bey Seite.) Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn sie herausfiele.

Der Reis. O macht Euch keine Mühe!

Mart. Kr. Nein, nein; Sie sollens sehn. Sie sollens sehn. (er wendet die Taschen um.) Ist da eine Dose? Brodgrümel sind drinne; das liebe Gut! (er wendet die andre um.) Da ist auch nichts! Ja, — doch! ein Stückchen Kalender. — Ich hebe es der Verse wegen

gen auf, die über den Monaten stehen. Sie sind recht schnurrig! — Nu, aber daß wir weiter kommen. Geben Sie Acht: da will ich den dritten umwenden. (bey dem Umwenden fallen zwey große Bärte heraus.) Der Henker! was laß ich da fallen? (er will sie hurtig aufheben, der Reisende aber ist hurtiger, und erwischt einen davon.)

Der Reis. Was soll das vorstellen?

Mart. Kr. (beySeite.) O verdammt! ich denke, ich habe den Quark lange von mir gelegt.

Der Reis. Das ist ja gar ein Bart. (er macht ihn vors Kinn.) Sehe ich bald einem Juden so ähnlich? — —

Mart. Kr. Ach geben Sie her! geben Sie her! Wer weiß, was Sie wieder denken? Ich schrecke meinen kleinen Jungen manchmal damit. Dazu ist er.

Der Reis. Ihr werdet so gut seyn, und mir ihn lassen. Ich will auch damit schrecken.

Mart. Kr. Ach! vexiren Sie Sich nicht mit mir. Ich muß ihn wieder haben. (er will ihn aus der Hand reissen.)

Der Reis. Geht, oder — —

Mart. Kr. (beySeite.) Der Geyer! nun mag ich sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. — — Es ist schon gut; es ist schon gut! Ich sehs, Sie sind zu meinem Unglücke hieher gekommen. Aber, hohl mich alle Teufel, ich bin ein ehrlicher Kerl! Und den will ich sehn, der mir etwas Schlimmes nachre-

 den,

den kann. Merken Sie Sich das! Es mag kommen zu was es will, so kann ich es beschwören, daß ich den Bart zu nichts Bösem gebraucht habe. —

(geht ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Der Reisende.

Der Mensch bringt mich selbst auf einen Argwohn, der ihm höchst nachtheilig ist. —— Könnte er nicht einer von den verkappten Räubern gewesen seyn? — Doch ich will in meiner Vermuthung behutsam gehen.

Achtzehnter Auftritt.

Der Baron. Der Reisende.

Der Reis. Sollten Sie nicht glauben, ich wäre gestern mit den jüdischen Straßenräubern ins Handgemenge gekommen, daß ich einem davon den Bart ausgerissen hätte? (er zeigt ihm den Bart.)

Der Baron. Wie verstehn Sie das, mein Herr? —— Allein warum haben Sie mich so geschwind im Garten verlassen?

Der Reis. Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit. Ich wollte gleich wieder bey Ihnen seyn. Ich gieng mir meine Dose zu suchen, die ich hier herum muß verlohren haben.

Der Baron. Das ist mir höchst empfindlich. Sie sollten noch bey mir zu Schaden kommeu?

Der

Der Reis. Der Schade würde so groß nicht seyn. — — Allein betrachten Sie doch einmal diesen ansehnlichen Bart!

Der Baron. Sie haben mir ihn schon einmal gezeigt? Warum?

Der Reis. Ich will mich Ihnen deutlicher erklären. Ich glaube — — Doch nein, ich will meine Vermuthungen zurückhalten. — —

Der Baron. Ihre Vermuthungen? Erklären Sie Sich!

Der Reis. Nein; ich habe mich übereilt. Ich könnte mich irren — —

Der Baron. Sie machen mich unruhig.

Der Reis. Was halten Sie von Ihrem Vogt?

Der Baron. Nein, nein; wir wollen das Gespräch auf nichts anders lenken. — — Ich beschwöre Sie bey der Wohlthat, die Sie mir erzeigt haben, entdecken Sie mir, was Sie glauben, was Sie vermuthen, worinne Sie Sich könnten geirrt haben.

Der Reis. Nur die Beantwortung meiner Frage kann mich antreiben, es Ihnen zu entdecken.

Der Baron. Was ich von meinem Vogte halte? — — Ich halte ihn für einen ganz ehrlichen und rechtschafnen Mann.

Der Reis. Vergessen Sie also, daß ich etwas habe sagen wollen.

Der Baron. Ein Bart, — Vermuthungen, — der Vogt, — wie soll ich diese Dinge verbinden? —

Vermö-

Vermögen meine Bitten nichts bey Ihnen? — Sie könnten Sich geirrt haben? Gesetzt, Sie haben Sich geirrt; was können Sie bey einem Freunde für Gefahr lauffen?

Der Reis. Sie dringen zu stark in mich. Ich sage Ihnen also, daß der Vogt diesen Bart aus Unvorsichtigkeit hat fallen lassen; daß er noch einen hatte, den er aber in der Geschwindigkeit wieder zu sich steckte; daß seine Reden einen Menschen verriethen, welcher glaubt, man denke von ihm eben so viel Uebels, als er thut; daß ich ihn auch sonst über einem nicht allzugewissenhaften — — wenigstens nicht allzu klugen Griffe, ertappt habe.

Der Baron. Es ist als ob mir die Augen auf einmal aufgiengen. Ich besorge, — Sie werden Sich nicht geirrt haben. Und Sie trugen Bedenken, mir so etwas zu entdecken? — Den Augenblick will ich gehn, und alles anwenden, hinter die Wahrheit zu kommen. Sollte ich meinen Mörder in meinem eignen Hause haben?

Der Reis. Doch zürnen Sie nicht auf mich, wenn Sie, zum Glücke, meine Vermuthungen falsch befinden sollten. Sie haben mir sie ausgepreßt, sonst würde ich sie gewiß verschwiegen haben.

Der Baron. Ich mag sie wahr oder falsch befinden, ich werde Ihnen allzeit dafür danken.

Neun=

Neunzehnter Auftritt.

Der Reisende. (und hernach) Christoph.

Der Reis. Wo er nur nicht zu hastig mit ihm verfährt! Denn so groß auch der Verdacht ist, so könnte der Mann doch wohl noch unschuldig seyn. — Ich bin ganz verlegen. — — In der That ist es nichts geringes, einem Herrn seine Untergebnen so verdächtig zu machen. Wenn er sie auch unschuldig befindet, so verliert er doch auf immer das Vertrauen zu ihnen. — Gewiß, wenn ich es recht bedenke, ich hätte schweigen sollen — Wird man nicht Eigennutz und Rache für die Ursachen meines Argwohns halten, wenn man erfährt, daß ich ihm meinen Verlust zugeschrieben habe? — Ich wollte ein Vieles darum schuldig seyn, wenn ich die Untersuchung noch hintertreiben könnte —

Christ. (kömmt gelacht) Ha! ha! ha! wissen Sie, wer Sie sind, mein Herr?

Der Reis. Wißt Ihr, daß Ihr ein Narr seyd? Was fragt Ihr?

Christ. Gut! wenn Sie es denn nicht wissen, so will ich es Ihnen sagen. Sie sind einer von Adel. Sie kommen aus Holland. Allda haben Sie Verdrüßlichkeiten, und ein Duell gehabt. Sie sind so glücklich gewesen, einen jungen Naseweis zu erstechen. Die Freunde des Entleibten haben Sie heftig verfolgt. Sie haben Sich auf die Flucht begeben.

Und ich habe die Ehre, Sie auf der Flucht zu begleiten.

Der Reis. Träumt Ihr, oder raset Ihr?

Christ. Keines von beiden. Denn für einen Rasenden wäre meine Rede zu klug, und für einen Träumenden zu toll.

Der Reis. Wer hat Euch solch unsinniges Zeug weiß gemacht?

Christ. O dafür ist gebeten, daß man mirs weiß macht. Allein finden Sie es nicht recht wohl ausgesonnen? In der kurzen Zeit, die man mir zum Lügen ließ, hätte ich gewiß auf nichts Bessers fallen können. So sind Sie doch wenigstens vor weitrer Neugierigkeit sicher!

Der Reis. Was soll ich mir aber aus alle dem nehmen?

Christ. Nichts mehr, als was Ihnen gefällt; das Uebrige lassen Sie mir. Hören Sie nur, wie es zugieng. Man fragte mich nach Ihrem Namen, Stande, Vaterlande, Verrichtungen; ich ließ mich nicht lange bitten, ich sagte alles, was ich davon wußte; das ist: ich sagte, ich wüßte nichts. Sie können leicht glauben, daß diese Nachricht sehr unzulänglich war, und daß man wenig Ursache hatte, damit zufrieden zu seyn. Man drang also weiter in mich; allein umsonst! Ich blieb verschwiegen, weil ich nichts zu verschweigen hatte. Doch endlich brachte mich ein Geschenk, wel-

welches man mir anbot, dahin, daß ich mehr sagte, als ich wußte; das ist: ich log.

Der Reis. Schurke! ich befinde mich, wie ich sehe, bey Euch in feinen Händen.

Christ. Ich will doch nimmermehr glauben, daß ich von ohngefähr die Wahrheit sollte gelogen haben?

Der Reis. Unverschämter Lügner, Ihr habt mich in eine Verwirrung gesetzt, aus der — —

Christ. Aus der Sie Sich gleich helfen können, sobald Sie das schöne Beywort, daß Sie mir ietzt zu geben beliebten, bekannter machen.

Der Reis. Werde ich aber alsdann nicht genöthiget seyn, mich zu entdecken?

Christ. Desto besser! so lerne ich Sie bey Gelegenheit auch kennen. — Allein, urtheilen Sie einmal selbst, ob ich mir wohl, mit gutem Gewissen dieser Lügen wegen ein Gewissen machen konnte? (er zieht die Dose heraus.) Betrachten Sie diese Dose! Hätte ich sie leichter verdienen können?

Der Reis. Zeigt mir sie doch? (er nimmt sie in die Hand.) Was seh ich?

Christ. Ha! ha! ha! Das dachte ich, daß Sie erstaunen würden. Nicht wahr, Sie lögen selber ein Gesetzchen, wenn Sie so eine Dose verdienen könnten?

Der Reis. Und also habt Ihr mir sie entwendet?

Christ. Wie? was?

Der Reis. Eure Treulosigkeit ärgert mich nicht so sehr, als der übereilte Verdacht, den ich deswegen

einem

einem ehrlichen Mann zugezogen habe. Und Ihr könnt noch so rasend frech seyn, mich überreden zu wollen, sie wäre ein, —— obgleich beynahe eben so schimpflich erlangtes, — Geschenk? Geht! kommt mir nicht wieder vor die Augen!

Christ. Träumen Sie, oder —— aus Respekt will ich das andre noch verschweigen. Der Neid bringt Sie doch nicht auf solche Ausschweiffungen? Die Dose soll Ihre seyn? Ich soll sie Ihnen, salua venia, gestohlen haben? Wenn das wäre; ich müßte ein dummer Teufel seyn, daß ich gegen Sie selbst damit prahlen sollte. — Gut, da kömmt Lisette! — Hurtig komm Sie! Helf Sie mir doch meinen Herrn wieder zu Rechte bringen.

Zwanzigster Auftritt.

Lisette. Der Reisende. Christoph.

Lisette. O mein Herr, was stiften Sie bey uns für Unruhe! Was hat Ihnen denn unser Vogt gethan? Sie haben den Herrn ganz rasend auf ihn gemacht. Man redt von Bärten, von Dosen, von Plündern; der Vogt weint und flucht, daß er unschuldig wäre, daß Sie die Unwahrheit redten. Der Herr ist nicht zu besänftigen, und iezt hat er so gar nach den Schulzen und den Gerichten geschickt, ihn schliessen zu lassen. Was soll denn das alles heissen?

Christ. O! das ist alles noch nichts, hör Sie nur, hör Sie, was er iezt gar mit mir vor hat ——

Der

Der Reis. Ja freylich, meine liebe Lisette, ich habe mich übereilt. Der Vogt ist unschuldig. Nur mein gottloser Bedienter hat mich in diese Verdrüßlichkeiten gestürzt. Er ists, der mir meine Dose entwandt hat, derenwegen ich den Vogt im Verdacht hatte; und der Bart kann allerdings ein Kinderspiel gewesen seyn, wie er sagte. Ich geh, ich will ihm Genugthuung geben, ich will meinen Irrthum gestehn, ich will ihm, was er nur verlangen kann — —

Christ. Nein, nein, bleiben Sie! Sie müssen mir erst Genugthuung geben. Zum Henker, so rede Sie doch, Lisette, und sage Sie, wie die Sache ist. Ich wollte, daß Sie mit Ihrer Dose am Galgen wäre! Soll ich mich deswegen zum Diebe machen lassen? Hat Sie mir sie nicht geschenkt?

Lisette. Ja freylich! und sie soll Ihm auch geschenkt bleiben.

Der Reis. So ist es doch wahr? Die Dose gehört aber mir.

Lisette. Ihnen? das habe ich nicht gewußt.

Der Reis. Und also hat sie wohl Lisette gefunden? und meine Unachtsamkeit ist an allen den Verwirrungen Schuld? (zu Christophen.) Ich habe Euch auch zu viel gethan! Verzeiht mir! Ich muß mich schämen, daß ich mich so übereilen können.

Lisette. (bey Seite.) Der Geyer! nun werde ich bald klug. O! er wird sich nicht übereilt haben.

Der Reis. Kommt, wir wollen — —

Ein und zwanzigster Auftritt.

Der Baron. Der Reisende. Lisette. Christoph.

Der Baron. (kömmt hastig herzu.) Den Augenblick, Lisette, stelle dem Herrn seine Dose wieder zu! Es ist alles offenbar; er hat alles gestanden. Und du hast dich nicht geschämt, von so einem Menschen Geschenke anzunehmen? Nun? wo ist die Dose?

Der Reis. Es ist also doch wahr? — —

Lisette. Der Herr hat sie lange wieder. Ich habe geglaubt, von wem Sie Dienste annehmen können, von dem könne ich auch Geschenke annehmen. Ich habe ihn so wenig gekannt, wie Sie.

Christ. Also ist mein Geschenk zum Teufel? Wie gewonnen, so zerronnen!

Der Baron. Wie aber soll ich, theuerster Freund, mich gegen Sie erkenntlich erzeigen? Sie reissen mich zum zweytenmal aus einer gleich großen Gefahr. Ich bin Ihnen mein Leben schuldig. Nimmermehr würde ich, ohne Sie, mein so nahes Unglück entdeckt haben. Der Schulze, ein Mann, den ich für den ehrlichsten auf allen meinen Gütern hielt, ist sein gottloser Gehülfe gewesen. Bedenken Sie also, ob ich jemals dieß hätte vermuthen können? Wären Sie heute von mir gereiset — —

Der Reis. Es ist wahr — — so wäre die Hülfe, die ich Ihnen gestern zu erweisen glaubte, sehr unvoll-

kommen geblieben. Ich schätze mich also höchst glücklich, daß mich der Himmel zu dieser unvermutheten Entdeckung ausersehen hat; und ich freue mich iezt so sehr, als ich vorher aus Furcht zu irren, zitterte.

Der Reis. Ich bewundre Ihre Menschenliebe, wie ihre Großmuth. O möchte es wahr seyn, was mir Lisette berichtet hat!

Zwey und zwanzigster Auftritt.

Das Fräulein, und die Vorigen.

Lisette. Nun, warum sollte es nicht wahr seyn?

Der Baron. Komm, meine Tochter, komm! Verbinde deine Bitte mit der meinigen: ersuche meinen Erretter, deine Hand, und mit deiner Hand mein Vermögen anzunehmen. Was kann ihm meine Dankbarkeit kostbarers schenken, als dich, die ich eben so sehr liebe, als ihn? Wundern Sie Sich nur nicht, wie ich Ihnen so einen Antrag thun könne. Ihr Bedienter hat uns entdeckt, wer Sie sind. Gönnen Sie mir das unschätzbare Vergnügen, erkenntlich zu seyn! Mein Vermögen ist meinem Stande, und dieser dem Ihrigen gleich. Hier sind Sie vor Ihren Feinden sicher, und kommen unter Freunde, die Sie anbeten werden. Allein Sie werden niedergeschlagen? Was soll ich denken?

Das Fräul. Sind Sie etwa meinetwegen in Sorgen? Ich versichre Sie, ich werde dem Papa mit Vergnügen gehorchen.

Der Reis. Ihre Großmuth setzt mich in Erstaunen. Aus der Grösse der Vergeltung, die Sie mir anbieten, erkenne ich erst, wie klein meine Wohlthat ist. Allein, was soll ich Ihnen antworten? Mein Bedienter hat die Unwahrheit geredt, und ich —

Der Baron. Wollte der Himmel, daß Sie das nicht einmal wären, wofür er Sie ausgiebt! Wollte der Himmel, Ihr Stand wäre geringer, als der meinige! So würde doch meine Vergeltung etwas kostbarer, und Sie würden vielleicht weniger ungeneigt seyn, meine Bitte Statt finden zu lassen.

Der Reis. (bey Seite.) Warum entdecke ich mich auch nicht? — Mein Herr, Ihre Edelmüthigkeit durchdringet meine ganze Seele. Allein schreiben Sie es dem Schicksale, nicht mir zu, daß Ihr Anerbieten vergebens ist. Ich bin — —

Der Baron. Vielleicht schon verheyrathet?

Der Reis. Nein — —

Der Baron. Nun? was?

Der Reis. Ich bin ein Jude.

Der Baron. Ein Jude? grausamer Zufall!

Christ. Ein Jude?

Lisette. Ein Jude?

Das Fräul. Ey, was thut das?

Lisette. St! Fräulein, st! ich will es Ihnen hernach sagen, was das thut.

Der Baron. So giebt es denn Fälle, wo uns der Himmel selbst verhindert, dankbar zu seyn?

Das

Der Reis. Sie sind es überflüßig dadurch, daß Sie es seyn wollen.

Der Baron. So will ich wenigstens so viel thun, als mir das Schicksal zu thun erlaubt. Nehmen Sie mein ganzes Vermögen. Ich will lieber arm und dankbar, als reich und undankbar seyn.

Der Reis. Auch dieses Anerbieten ist bey mir umsonst, da mir der Gott meiner Väter mehr gegeben hat, als ich brauche. Zu aller Vergeltung bitte ich nichts, als daß Sie künftig von meinem Volke etwas gelinder und weniger allgemein urtheilen. Ich habe mich nicht vor Ihnen verborgen, weil ich mich meiner Religion schäme. Nein! Ich sahe aber, daß Sie Neigung zu mir, und Abneigung gegen meine Nation hatten. Und die Freundschaft eines Menschen, er sey wer er wolle, ist mir allezeit unschätzbar gewesen.

Der Baron. Ich schäme mich meines Verfahrens.

Christ. Nun komm ich erst von meinem Erstaunen wieder zu mir selber. Was? Sie sind ein Jude, und haben das Herz gehabt, einen ehrlichen Christen in Ihre Dienste zu nehmen? Sie hätten mir dienen sollen. So wär es nach der Bibel recht gewesen. Potz Stern! Sie haben in mir die ganze Christenheit beleidigt. — Drum habe ich nicht gewußt, warum der Herr, auf der Reise, kein Schweinfleisch essen wollte, und sonst hundert Alfanzereyen machte. — Glauben Sie nur nicht, daß ich Sie länger begleiten werde! Verklagen will ich Sie noch dazu.

Der Reis. Ich kann es Euch nicht zumuthen, daß Ihr besser, als der andre christliche Pöbel, denken sollt. Ich will Euch nicht zu Gemüthe führen, aus was für erbärmlichen Umständen ich Euch in Hamburg riß. Ich will Euch auch nicht zwingen, länger bey mir zu bleiben. Doch weil ich mit Euren Diensten so ziemlich zufrieden bin, und ich Euch vorhin ausserdem in einem ungegründeten Verdachte hatte, so behaltet zur Vergeltung, was diesen Verdacht verursachte. (giebt ihm die Dose.) Euren Lohn könnt Ihr auch haben. Sodann geht, wohin Ihr wollt!

Christ. Nein, der Henker! es gibt doch wohl auch Juden, die keine Juden sind. Sie sind ein braver Mann. Topp, ich bleibe bey Ihnen! Ein Christ hätte mir einen Fuß in die Rippen gegeben, und keine Dose!

Der Baron. Alles was ich von Ihnen sehe, entzückt mich. Kommen Sie, wir wollen Anstalt machen, daß die Schuldigen in sichere Verwahrung gebracht werden. O wie achtungswürdig wären die Juden, wenn sie alle Ihnen glichen!

Der Reis. Und wie liebenswürdig die Christen, wenn sie alle Ihre Eigenschaften besäßen!

(Der Baron, das Fräulein und der Reisende gehen ab.)

Letzter Auftritt.

Lisette Christoph.

Lisette. Also, mein Freund, hat Er mich vorhin belogen?

Letz=

Christ. Ja, und das aus zweyerley Ursachen. Erstlich, weil ich die Wahrheit nicht wußte; und andern, weil man für eine Dose, die man wiedergeben muß, nicht viel Wahrheit sagen kann.

Lisette. Und wanns dazu kömmt, ist Er wohl gar auch ein Jude, so sehr Er Sich verstellt?

Christ. Das ist zu neugierig für eine Jungfer gefragt! Komm Sie nur!

(er nimmt sie unterm Arm, und sie gehen ab.)

Ende der Juden.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt des Dritten Theils.

Rettungen des Horatz pag. 17 — 80
— — des Hier. Cardanus. — 81 — 120
— — des Inepti Religiosi und seines ungenannten Verfassers. 121 — 152
— — des Cochläus, aber nur in einer Kleinigkeit 153 — 176

Inhalt des Vierten Theils.

Der junge Gelehrte, ein Lustspiel 179 — 310
Die Juden, ein Lustspiel 311 — 367

Ende des dritten und vierten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim, 1729-1781

G. E. Leßings Schriften

Bd.: 3/4.

Frankfurt und Leipzig (1770)

Opp. 660 h-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10605759-8
VD18 15452441-001